B

Neuphilologische Mitteilungen

Vol. 15

Nr. 1/2 1913

Inhalt

dieser den 20. Februar 1913 ausgegebenen Doppelnummer:

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Vol. 15

FÜNFZEHNTER JAHRGANG

1913.

HELSINGFORS,
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET,
1913.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

IV. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

V. Eingesandte Litteratur.

VI. Mitteilungen . . . 71, 155, 212, 268

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1/2	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1913

Vergleichendes zu den mittelalterlichen Frauengeschichten.

In dem Anhange zu unserer Ausgabe der *Disciplina Clericalis* (Helsingfors 1911) veröffentlichten wir einige Versionen, die sich in verschiedenen Hss finden und teils Varianten der Geschichten der DC, teils freie, neue Erzählungen sind, welche nach der Meinung des Schreibers in diesen Zusammenhang gut hineinpassten.

Die wichtigsten von diesen Abweichungen sind in einer Cambridger Hs, Univ. Libr. Ii. VI. 11 enthalten. Sie waren früher nicht in dieser Form bekannt, aber die mittelenglische Übersetzung, von der Hulme i. J. 1906 zuerst Nachricht gab, enthält sie gleichfalls. Wir haben also das Original dieser Übersetzung feststellen können, denn obgleich der englische Text an verschiedenen Stellen vom lateinischen abweicht, so beruht dies nur auf dem Umstande, dass der Übersetzer den Text nicht verstanden hat. Es muss ihm eine lateinische Version der drei hier in Frage kommenden Geschichten vorgelegen haben, die sich ganz eng an diejenige unserer Cambridger Hs anschloss. Im Folgenden halten wir uns nun natürlich an diese, ohne die Abweichungen der englischen Übertragung in Betracht zu ziehen.

I.

Ein Ritter wird infolge seiner Schandtaten zum Tode verurteilt, die Strafe aber durch des Königs Rechtsspruch und den Beschluss des Volkes in Verbannung geändert. Er begibt sich weit von seinem Vaterlande in eine Gegend, wo niemand seine Taten noch seinen Namen kennt. Dort ändert er seinen grausamen und trotzigen Sinn und leistet treffliche Dienste. Er trifft einen tüchtigen Kriegskameraden, mit dem er einen innigen Freundschaftsbund schliesst, der feierlich beschworen wird und auch das Gelübde enthält, dass jeglicher Gewinn und Verlust zwischen beiden geteilt werden soll.

Der neu erworbene Freund nimmt den Verbannten mit sich, als er in seine Heimat zurückkehrt. Hier zeigt er ihm aber nicht seine Frau, nicht einmal sein Haus, sondern führt ihn in ein entlegenes Gasthaus. Feindliche Nachbarn greifen die Stadt an, werden aber in wenigen Tagen durch die Tapferkeit des Verbannten besiegt, und die Beute wird redlich unter die beiden Freunde geteilt. Nach geschlossenem Frieden reitet eines Tages der Sieger durch die Strassen der Stadt einher, mit Gold und Silber geschmückt, auf stattlichem Pferde. Da erblickt ihn die Frau seines Freundes, verliebt sich heftig in ihn, und durch ihre Magd wird ein Stelldichein für die folgende Nacht verabredet, ohne dass er weiss, wer die Frau ist. Beschenkt mit Gold und Edelsteinen kehrt der glückliche Liebhaber von dem Rendez-vous zurück, gibt gleich die Hälfte dem Freunde und erzählt ihm, wie er das alles erworben. Dieser begreift, dass es sich um seine eigene Frau und um sein Hab und Gut handelt, und da der Freund bekennt, dass auch für die nächste Nacht eine Begegnung geplant ist, beschliesst der Ehemann ihnen eine Falle zu stellen.

Er gibt eine längere Reise vor, erscheint aber unverhofft in seinem Hause. Die Frau versteckt den Liebhaber hinter einem Schrank, in dem des Mannes Rüstung zu hängen pflegt. Der Eifersüchtige sucht vergeblich, fängt mit seiner Frau Zank an und stösst mit einem Degen gegen den Schrank, so dass

er ihn durchbohrt und sogar den dahinter Kauernden ein wenig verwundet. Nach beendetem Suchen und Zanken geht er weg, der Liebhaber tritt hervor und entfernt sich, noch reichlicher beschenkt als zuvor, aus dem Hause, dann trifft er den Mann und gibt ihm wieder getreu die Hälfte. Dieser plant einen neuen Anschlag, da er hört, dass der Nebenbuhler zurückkehren will. Diesmal steckt ihn die Frau hinter die Tür des Zimmers, und er wird wiederum nicht gefunden. Neue Teilung des klingenden Liebeslohnes, neuer Entschluss den Schuldigen zu ertappen. Jetzt wird der Liebhaber in eine Kiste voll alter Wäsche in einer benachbarten Kammer geworfen. Der Mann dringt darauf, die Kiste zu durchstöbern. Die Frau willigt ein, bestimmt ihn aber, dies ihr als der in Behandlung von Kleidern Erfahreneren zu überlassen. Sie tritt dann heraus und verbirgt unter einem weitfaltigen Mantel den fremden Mann, ohne dass ihr Gatte etwas davon merken kann. Verstimmt muss er sich zurückziehen. Der Geliebte aber wird für die ausgestandene Angst desto reichlicher entschädigt, teilt alles mit dem Manne wie sonst, schwört aber, nicht mehr das Abenteuer zu erneuern.

Der Mann jedoch, voller Kummer wegen seines verschwendeten Vermögens und noch mehr wegen der Untreue seiner Gattin, sinnt auf ein Mittel, die beiden Schuldigen zu verderben. Er veranstaltet ein prächtiges Mahl und lädt hierzu ausser seinem Waffenfreunde sämtliche Nachbarn und Verwandten ein. Die Frau wird hinter einem Vorhang geknebelt versteckt, wo sie alles mit anhören muss. Nach reichlichem Weingenuss wird der Freund vom Hausherrn aufgefordert, die lustige Geschichte von seinem Abenteuer zu erzählen. Da er so dringend gebeten wird und so viel getrunken hat, willigt er ein (er weiss natürlich noch immer nicht, wer die zuvorkommende Frau ist). Schon steht er am Ende seiner Erzählung, da ermuntert ihn die Erinnerung an das Abenteuer, so dass er hell auflachend sich Luft schaffen muss. Er hebt den Vorhang etwas auf und sieht da jene in Folterqualen, die er so unbedacht im Begriff war zu verraten. Doch, er fasst sich schnell und

braucht eine List, um das Gesagte als lauter Lüge hinzustellen. Er spricht: »Und als es mir so und so ergangen war, da kam es mir vor, dass ich hoch über einem reissenden Strome auf einer gläsernen Brücke stünde: diese wurde durch einen plötzlichen Donnerschlag erschüttert, ich fiel in den reissenden Strom und — wachte auf von dem furchtbaren Traume.» Durch diese Lüge hat er plötzlich diejenige gerettet, die er nahe war, ins Verderben zu bringen. Seinem Freunde aber wäre dieser Ausgang teuer zu stehen gekommen, hätte er nicht geschworen, jeden Groll abzulegen und jede Eifersucht aufzugeben.

Die Gattin aber sinnt nach dieser Versöhnung auf neue Mittel, den Mann zu betrügen. Auf ihren Rat kauft der Liebhaber einem armen Nachbarn sein Haus ab und verkehrt dann fortwährend mit ihr mittels eines unterirdischen Ganges. Hiermit nicht zufrieden, will sie eine förmliche Heirat mit dem Freunde zustande bringen. Sie spricht zu ihm folgendermassen: »Mein Gatte ist dein Gefährte. Sag ihm, dass aus deinem Vaterlande eine gekommen ist, die du heiraten möchtest; aber da es Sitte deines Landes und sarrazenisches Gesetz ist, dass man eine Braut nur aus der Hand eines Mannes empfangen darf, so bittest du ihn, dir diesen Dienst zu erweisen, da du keinen näheren Freund hier hast. Wenn er mich dann sieht, kann er wohl Verdacht schöpfen und in der fremden Frau seine Gattin erkennen. Begibt er sich deshalb nach Hause, um sich von meiner Anwesenheit zu überzeugen, so eile ich voraus und begegne ihm im Schlafzimmer. Seines Irrtums gewiss kehrt er dann zu dir zurück, und ich eile wieder voraus und werde von ihm dir übergeben in der Gegenwart aller derer, die da sind.» Dies geschieht auch. Dass das Paar davon reist und der Mann nur das Nachsehen hat, ist nicht ausdrücklich gesagt, aber es versteht sich von selbst.

Schon Dunlop in seiner *History of fiction* [1] machte auf das Vorkommen dieses Motivs bei einigen italienischen

---

[1] Vgl. Dunlop-Liebrecht, *Geschichte der Prosadichtungen*, S. 260.

Novellisten aufmerksam: Ser Giovanni Fiorentino hatte es in seinem *Peccrone* (I, 2) angewandt, auch Straparola in den *Piacevoli notti* (IV, 4), auch Doni in seinem Kommentar zu Burchiello. Später hat man noch sein Vorhandensein bei andern Novellisten des 16:ten Jahrhunderts konstatiert.[1] Aber erst i. J. 1901 setzte Egidio Gorra in einem kleinen hübschen Aufsatze[2] diese Versionen in Verbindung zu der ältesten occidentalischen Quelle (s. u.) und erhellte ihr Verhältnis zu dieser. Unsere Version war natürlich auch ihm unbekannt. Später hat noch P. Toldo das Tema behandelt, mit besonderer Rücksicht auf die orientalischen Fassungen.[3]

Soviel wir aus den uns zugänglichen Varianten ersehen können, beschränkt sich das allen gemeinsame Grundmotiv darauf, dass ein Ehemann das Vertrauen des Liebhabers seiner Frau zu wiederholten Malen empfängt und immer bemüht ist, die beiden zu überraschen und sich zu rächen, was ihm jedoch nicht gelingt. Hierzu kommen dann verschiedene Episoden und Ausschmückungen.

Dieses Grundmotiv erscheint zum ersten Male in einer sog. »elegischen Komödie» oder epischen Komödie aus dem Ende des XII. Jhdts: *Miles gloriosus*, die gewöhnlich Matthäus von Vendôme oder einem von seinen Nachahmern zugeschrieben wird.[4]

Die Handlung spielt sich da in Rom ab. Der getäuschte Ehemann ist ein Wucherer, namens Civis (der Name ist absichtlich gewählt, damit der Liebhaber nicht den Mann identifizie-

---

[1] Vgl. G. Rua, *Giornale storico della letteratura italiana*, XVI, 1890, S. 238 ff., E. Gorra, *Studi di critica letteraria*, 1892, S. 209 ff. G. Rua, *Tra antiche fiabe e novelle* I, 1898, S. 68 ff.

[2] In *Raccolta di studi critici dedicata ad Alessandro d'Ancona*, S. 165 ff.

[3] *Zeitschrift f. Volkskunde*, XV, 1905, s. 60 ff. Seinen eigentlichen Wert erhält dieser Aufsatz durch die Anmerkungen von Bolte, der u. A. auf den *Miles gloriosus* hinweist. Die Studie von Gorra scheint sowohl T. als B. entgangen zu sein.

[4] Herausgegeben von Édelestand du Méril, *Origines latines du théâtre moderne*, 1849, S. 284 ff, analysiert von Cloëtta in den *Beiträgen zur Litteraturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance* I. 1890, S. 79 ff., 135 ff.

ren soll), der Liebhaber ein junger Ritter aus Florenz, dem Civis die Hälfte seines Reichtums anbietet, wenn jener mit ihm seine Einnahmen teilen wolle. Die junge und schöne Gattin des Civis, die zufälligerweise den Ritter auf seinem Heimwege sieht, verliebt sich in ihn und lädt ihn zu sich ein. Sie beklagt sich über ihren Mann, den sie nur des Geldes wegen geheiratet hat; der Jüngling soll jetzt ihr ganzes Herz besitzen, aber dazu auch das schnöde Geld, womit jener sie gekauft hat. Die Hälfte des auf diese Weise erworbenen Geldes bringt er dann dem Wucherer, wobei er ihm den ganzen Vorgang berichtet. Dieser erkennt das Geld als das seinige, lässt aber nichts davon merken, sondern rät dem Gesellen, sein Glück noch einmal zu versuchen (um ihn dabei ertappen zu können). Die einzelnen Stufen der Anschläge des Gatten verlaufen jetzt folgendermassen. Der Wucherer zieht bewaffnet mit den Brüdern seiner Frau vor sein Haus, dessen Tür auf sein Pochen endlich geöffnet wird. Frau Civis hat den Ritter hinter einem aufgehängten Kleide verborgen und spielt die Entrüstete, den Mann für verrückt erklärend. Dieser fängt an zu zweifeln, aber der Ritter kommt mit neuem Gelde und neuem Berichte. Der Ritter wird diesmal unter die Matratze gesteckt, der Mann aber aufs neue für wahnsinnig erklärt und jetzt auch von seinen Schwägern, die ihn aus dem Hause werfen. Sie lassen sich jedoch von ihm überreden, noch einen dritten Versuch zu unternehmen. Der Ritter ist jetzt in einer Kiste verborgen, die die Wütenden durchstöbern wollen. In demselben Augenblick aber greift die Frau zu einem verzweifelten Mittel und legt in der Küche eine Feuersbrunst an. In der allgemeinen Verwirrung wird die Kiste in ein Nachbarhaus getragen, woraus der Ritter entweichen kann. Jetzt hat er aber genug und weigert sich, noch ein viertes Mal sich einer solchen Gefahr auszusetzen. Da muss der Wucherer einen neuen Ausweg finden, um sich zu rächen. Er lädt die Schwäger und den Ritter zu einem Gartenfeste ein, bei dem auch die Frau anwesend sein soll, aber verkleidet und unter dem ausdrücklichen Verbot, ihren Mund zu

öffnen. Stark angeheitert durch den Wein erzählt der Ritter nach Aufforderung seines Wirtes die beiden ersten von seinen Abenteuern; als er das dritte anfangen will, gibt ihm die Frau unter dem Tisch mit dem Fusse ein Zeichen; er fasst sich gleich, berichtet von seinem Traum wie oben, nur dass von dem Ungewitter nicht die Rede ist: es heisst, die gläserne Brücke brach durch seine Schwere zusammen. Auch gibt der Ritter zum Schluss seiner Zufriedenheit darüber Ausdruck, nicht in Wirklichkeit in das Wasser gestürzt zu sein. — Der arme Ehemann wird jetzt von den Schwägern halbtot geprügelt und muss sich durch freiwillige Verbannung das Leben erkaufen. Die Frau und der Ritter vermählen sich und werden glücklich. Eine Beschreibung des Hochzeitsfestes beschliesst das Gedicht, wobei Gemälde aus dem trojanischen Kriege erwähnt werden.

Woher das Grundmotiv dieser Geschichte ursprünglich stammt, ist schwer zu sagen, aber sie selbst ist jedenfalls aus allen möglichen Bestandteilen zusammengesetzt worden. Eine grosse Rolle hat das Motiv des Versteckens des Liebhabers dabei gespielt, das hier wie überhaupt in den Geschichten dieser Art in mehrfacher Weise variiert wird. Die sonst angehängten Motive sind: die Anknüpfung zwischen dem Ehemanne und dem Jüngling, das Fest und die Lösung des Ganzen. In Bezug auf alle diese Episoden verhalten sich die späteren Versionen sehr verschieden.

Diejenige, die der ältesten noch am nächsten kommt, ist eben die der Cambridger Hs. Obgleich die Persönlichkeiten nicht identisch sind und die Anknüpfung in ganz verschiedener Weise vor sich geht, ist doch der Gang des ersten Aktes, so zu sagen, ziemlich derselbe. Ausser der Übereinstimmung in dem Hauptmotiv ist eine solche auch vorhanden in den drei misslungenen Racheversuchen, in dem Fest und dem Traum sowie in den Details, dass die Frau den ersten Schritt unternimmt und dass der Freund nach dem dritten Abenteuer die Lust zur nochmaligen Rückkehr verloren hat. Eine hauptsächliche Abweichung besteht darin, dass die Rettung

durch das gewaltsame Mittel der Feuersbrunst in unserem Texte nicht vorkommt und dass dieser wieder am Schluss eine neue Episode aufweist. Dieser Schluss der Cambridger Hs beweist, dass sich die Geschichte mit einer ganz fremden kontaminiert hat: es ist dies die Erzählung *Inclusa* der *Historia septem sapientium.* [1] Die List mit dem unterirdischen Gange und der Verkleidung und Heirat ist hier völlig identisch mit der Darstellung in unserer Version. Aber der Einfluss dieser Geschichte erstreckt sich noch weiter in unserem Text. Es handelt sich auch in der *Inclusa* um eine Waffenbrüderschaft zwischen dem Ehemanne und dem Ritter (der in ein fernes Land gezogen ist), beide ziehen gegen einen Feind aus und vernichten ihn. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Redaktor unserer Version hierdurch den Anstoss zu seiner ganzen Inszenierung erhalten hat.

Hat nun der *Miles gloriosus* direkt die Abfassung unserer Version beeinflusst? Es ist schwer, darauf eine bestimmte Antwort zu geben. Man würde meinen, der lebhafte Stil und die vielen Ausschmückungen des Gedichts sollten doch in irgend welcher Weise in der Nachbildung fühlbar sein, was aber durchaus nicht der Fall ist. Diese Prosafassung ermangelt zwar nicht der Lebhaftigkeit, aber sie ist knapp und farblos und will nur durch die Aufzählung der Tatsachen wirken. Man könnte auch vermuten, dass ein Imitator, auch wenn er nicht den psychologischen Zug beibehalten wollte, der in den Aufforderungen des Ehemannes an den Jüngling liegt, wenigstens nicht die Idee der Feuersbrunst über Bord geworfen hätte, die das Ganze mit einer so dramatischen Steigerung abschliesst. Es scheint glaublicher, dass unsere Version eine mündliche Tradition aufgenommen und sie in der kunstlosen Form, die den Kompilationen solcher Anekdoten geläufig war, wiedergegeben habe. Diese Tradition kann sich direkt von dem *Miles gloriosus* fortgepflanzt haben; aber wenn Gorra's

[1] Vgl. Hilka's Ausgabe (*Sammlung mittellateinischer Texte* 4), 1912, S. 30 f., vgl. Einl. S. XX.

Vermutung richtig ist, dass das Gedicht auf einer später verloren gegangenen Plautinischen Komödie beruht, so wird sie vielmehr auf diese zurückzuführen sein.

Jedenfalls erweist sich der Stoff als sehr lebenskräftig. Dass aber unsere Version einen besonderen Einfluss ausgeübt hätte, lässt sich nicht beweisen. Das ihr Charakteristische, der Anfang und der Schluss, findet sich nicht in den späteren Bearbeitungen, nur das, was ihr und der »Komödie» gemeinsam ist.

Den Anfang haben die italienischen Versionen anders gestaltet. Es handelt sich bei einigen von ihnen, mit nur kleineren Abweichungen in den Details, um einen jungen Mann (Studenten), der bei einem älteren (seinem Lehrer) in Liebesdingen Rat einholt und beim Lernen von der Frau des Lehrers unterstützt wird. Dieser Anfang und besonders das akademische Milieu (bei Fiorentino und Straparola) beweist nach Gorra, dass die »Komödie» *Miles gloriosus* in Studentenkreisen gelesen und recitiert wurde. Das ist möglich; aber wir finden noch immer in den Einzelheiten nichts, was auf eine direkte Imitation schliessen liesse, und die Ersetzung des »miles» durch einen Studenten konnte sich ja bei einem Renässance-Novellisten, der an sein Publikum dachte und in dem Kontrast zwischen dem Schüler und dem Lehrer ein gutes psychologisches Moment sah, leicht und ohne weiteres einstellen.

Dieses Motiv ist im *Pecorone* am besten ausgeführt worden: Bucciuolo, der seine juristischen Studien beendet hat, aber auf einen verspäteten Kameraden warten will, fragt seinen Meister, ob dieser ihn nicht unterdessen in irgend einer neuen Wissenschaft unterrichten wolle; er entscheidet sich, mit des Lehrers Zustimmung, für die Kunst der Liebe. Er soll in der Kirche die Frau auswählen, die ihm am meisten gefällt, dann vor ihren Fenstern paradieren u. s. w. Die Novellen von Fortini (I, 6) und Doni folgen getreu dem *Pecorone*. Bei Straparola ist der Studierende ein Königssohn aus Portugal, der nach Padua gekommen ist und früher keine anderen Frauen gesehen hat als seine Mutter und seine Wärterin. Im Vergleich

mit seiner Mutter findet er alle, die er jetzt sieht, hässlich und nichtswürdig. Ein Mediziner sagt ihm dann: »Ich weiss aber eine Frau, von der Sie anders urteilen würden, wenn Sie sie sähen». Er meint seine eigene: er geht nach Hause und fordert diese auf, sich fein zu machen und am nächsten Morgen in die grosse Messe zu gehen, wohin er auch den jungen Mann schickt. Die Dinge entwickeln sich ungefähr so wie früher. Aber hier ist im Exposé ein neuer, bemerkenswerter Zug hinzugekommen, nämlich dass der Mann selbst der Anstifter seines Unglücks wird, dadurch dass er die Bekanntschaft vermittelt [1]. Der so zu sagen äussere Effekt wird wohl hierdurch verstärkt; von psychologischem Standpunkte aus können Einwände gemacht werden, denn obgleich der Mann eine gewisse Befriedigung darin finden kann, dass seine Gemahlin dem Jünglinge eine bessere Auffassung von den Frauen beibringt, so zeugt es doch von mehr als gewöhnlicher Einfalt, wenn er, auch nachdem Nerino ihm sein Entzücken und sein Verlangen sie nochmals zu sehen ausgedrückt hat, noch immer keine Gefahr ahnt. Wie in vielen von den einfachsten Weiberlist-Geschichten ist hier die Dummheit des Mannes der Grund zu seinem Unglück, während sonst der Zufall die vermittelnde Rolle spielt.

Forteguerri (nov. 6) führt in den Anfang ein neues Motiv ein. Der hässliche, aber reiche Gatte, ein bolognesischer Kaufmann, ist eifersüchtig, schliesst die vornehme Frau in das Haus ein und plagt sie. Ein Jüngling aus Siena, der die bolognesischen Künste erlernen will, kommt nach Bologna und findet in der Frau, die sich an ihrem Manne gerne rächt, eine bereitwillige Lehrerin. Der Liebhaber macht die Bekanntschaft des Kaufmanns und schenkt ihm sein Vertrauen; dieser versucht vergebens, ihn bei seiner Frau zu überraschen. Hier ist also der Zug 'Mann als Lehrer' wieder verloren gegangen, nur das akademische Milieu besteht. Die Rache der Frau

---

[1] Vgl. Gorra in der d'Ancona-Festschrift, S. 171.

erinnert mehr an die »Komödie», obgleich dort die Eifersucht nicht im Spiel ist, sondern nur der Hass gegen den Mann.

Was wieder den Schluss betrifft, so hat Fiorentino die Feuersbrunst, das Fest und die Traumerzählung ganz weggelassen und begnügt sich mit einer viel einfacheren Auflösung. Der Lehrer wird von den Brüdern der Dame erst tüchtig durchgeprügelt, dann — weil sie ihn für toll halten — an sein Bett gebunden, und als seine Schüler, von dem in der Stadt umlaufenden Gerücht herbeigeführt, ihn besuchen, wendet er sich zu Bucciuolo (der zu seinem nicht geringen Erstaunen in der Frau des Kranken seine Geliebte erkannt hat) und sagt: »Geh mit Gott, du hast auf meine Kosten gut gelernt!» — Nur zwei Rendez-vous des Liebhabers und zwei Versuche von seiten des Mannes werden hier angeführt. Das eine Mal steckt die Frau den Liebhaber in den Waschkorb, das andere hinter die Tür, indem sie ihren Mann umarmt, so dass er nichts sieht.[1] Bei Fiorentino ist das Hauptgewicht auf die Bemühungen der Frau, den Mann als toll zu erweisen, gelegt. — Straparola bewahrt die Feuersbrunst, lässt sie aber vom Manne anlegen, um den Liebhaber zu verbrennen, da er ihn nicht findet. Und dabei wendet sich die Frau zu ihm und beschwört ihn, wenigstens die Kiste zu retten, in der ihre Heiratsdokumente verwahrt sind; natürlich lässt der Mann ohne das mindeste zu argwöhnen, das Ding mitsamt dem Liebhaber von vier Gepäckträgern wegtragen. Dass hier eine spätere und schlechtere Entwicklung des Motivs vorliegt, hat schon Gorra bemerkt. Noch eine Änderung des uns bekannten Schlusses begegnet bei Straparola: bei dem Feste wird die Warnung seitens der Frau in der Weise gegeben, dass sie in den Becher des Liebhabers einen demantenen Ring legen lässt, den sie ihm gegeben hat: auf dem Boden des Bechers erkennt er sodann den Ring und erzählt hierauf seinen Traum. Das Motiv ist aus

[1] Hier haben wir also eine Variante des Oculus-Motivs, vgl. *Neuphil. Mitt.* 1912, S. 57 ff.

der Spielmannsepik bekannt und macht hier einen befremdenden Eindruck. Auch Forteguerri hat den »Diamanten», was an eine Bekanntschaft mit Straparola denken liesse, wenn nicht der Zug von F. ganz oberflächlich benutzt wäre. Man sieht, dass dieser Novellist, der einen ganz anderen Ausgang hat, nicht die Bedeutung dieses Zuges versteht, der ihm auch garnicht in seine Auflösung passt. — Ob nun wieder Straparola seine Varianten selbst erfunden hat, oder ob die Geschichte schon in mehreren Versionen umlief, können wir kaum bestimmen. Selbstverständlich heisst es viel zu weit gehen, wenn man für alle die Abweichungen, die man in der novellistischen Behandlung eines volkstümlichen Stoffes wahrnimmt, neue Quellen suchen zu müssen glaubt: es hängt dies mit der einer gewissen Art von Litteraturforschung eigenen Auffassung zusammen, die niemals mit der schöpfenden Kraft eines Schriftstellers rechnet. Der Umstand, dass die Feuersbrunst-Episode bei Straparola mit einer deutschen Version, 1558 in Lindeners *Rastbüchlein* gedruckt,[1] und mit zwei französischen volkstümlichen Versionen, einer bretonischen und einer pikardischen,[2] übereinstimmt, braucht auch nichts gegen die Selbständigkeit Straparolas zu beweisen. Denn Lindener hätte sehr gut diesen kennen können, da seine Novellen schon 1557 in vier Auflagen erschienen waren; und die französischen »Volkssagen» können ebenso leicht aus der überaus beliebten und verbreiteten französischen Ausgabe, den *Facetieuses Nuicts* von Jean Louveau und Pierre de Larivey, stammen. Aber freilich haben diese Nachzügler wieder einen ganz verschiedenen Anfang. Bei Lindener will der eifersüchtige Ehemann, ein Goldschmied, seine Frau prüfen und fordert deswegen einen Studenten auf, bei ihr sein Glück zu versuchen; in der

[1] Vgl. Simrock, *Die Quellen des Shakespeare*, 1872, I, 325. — Die Geschichte war, was das Hauptmotiv betrifft, schon früher in Deutschland bekannt und findet sich sowohl in Agricolas Sprichwörtern (1529) wie bei Hans Sachs (1541) wieder, vgl. Bolte, *l. c.* S. 69, 65.

[2] *Kryptadia*, I, n. 2, II, n. 15. Beide stimmen mit einander sehr nahe überein.

bretonischen Volkssage wird ein Schiffsjunge von einer Frau angelockt, die nichts anderes ist als die Gattin seines Kapitäns — eine speziell für Seeleute gemachte Modifikation. Die allein für sich stehende erste Variante kann ja natürlich von Lindener erfunden sein. Aber sie verrät doch eine gewisse Verwandtschaft mit Ser Giovanni, und die Seemannsgeschichte scheint in diesem Detail auf eine einfachere Quelle zurückzugehen als Straparola. Vielleicht haben sich hier, wie bei dem ganzen Gang der Geschichte, mündliche, beständigen Variationen unterworfene Überlieferung und litterarischer Einfluss gekreuzt. In einem Punkte hat man wenigstens, wie schon oben angedeutet, überall ziemlich willkürlich aus dem Vorrat der umlaufenden Motive geschöpft, nämlich was die verschiedenen Arten der Versteckung des Liebhabers betrifft. Nur die Feuersbrunst scheint originell, aber schon in unserer lateinischen Prosaversion fehlt sie; wo sie dann vorhanden ist, mag sie jedenfalls unmittelbar oder mittelbar auf die »Komödie» zurückgehen. — Der Anfang trägt auch meistens Spuren von wechselnder mündlicher Tradition.

Der Stoff lebt natürlich durch die Zeiten fort. [1] Hier mag nur an eine Episode im *Gil Blas* erinnert werden: als Don Raphaël die Geschichte seiner Abenteuer erzählt (V, 1), berichtet er auch von der Cour, die er in Toledo der Violante gemacht hat, ohne zu wissen, dass sie die Frau des Don Balthazar ist, dem er alles vertraut. Vieles erinnert an uns bekannte Versionen: die Fensterparaden, das Ausspionieren des Liebhabers, die Aufforderungen des Mannes zur Rückkehr, damit er seine Rache ausüben könne. [2] Freilich schliesst das Ganze anders wie in unseren Geschichten, nämlich mit dem Tode des Ehemannes und der Flucht des Liebhabers.

---

[1] Wenn Toldo, *l. c.* S. 65 auf Molière und La Fontaine hinweist und Rua, *Le piacevoli notti* auch S. 71 citiert, so verwechselt er in eigentümlicher Weise eine andere von Rua ebenfalls behandelte Geschichte mit der unsrigen.

[2] Ob diese Geschichte schon in dem spanischen Original vorhanden war, woraus Lesage den grössten Teil seines fünften Buches geschöpft hat, die Abenteuer des Marcos de Obregon, können wir nicht sagen.

Wie steht es nun mit dem Verhältnis dieser occidentalischen Versionen zu den orientalischen, und ist überhaupt das Grundmotiv aus dem Morgenlande gekommen?

Dunlop machte schon auf eine Erzählung des persischen *Bahar Danush* aufmerksam; in diesem Buche steht in der Tat eine Erzählung, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der unsrigen hat, indem ein Jäger, der eine Frau besucht hat, bei der Heimkehr des Mannes sich versteckt und am folgenden Tag im Kaffeehause das Abenteuer in Gegenwart des Mannes erzählt. Dieser lädt ihn zu sich ein und bittet ihn, auch seiner Frau das Erlebnis zu berichten. Da er aber sieht, wie die Dinge liegen, fasst er sich und schliesst mit der Erklärung, dass alles ein Traum gewesen; der Mann fühlt sich beruhigt. [1]

Ausser dieser Fassung, die den Keim unserer Geschichte zu enthalten scheint, sind uns die folgenden zwei bekannt.

Die erste findet sich in *Tausend und eine Nacht* (888-890 Nacht bei Habicht [2]); das ist die Geschichte des Sängers, der von einem Gewürzkrämer aufgefordert wird, sein Glück bei den Frauen der Stadt zu versuchen und, dem Rate folgend, die Gunst der Gewürzkrämerin erringt, seinen Erfolg dem Manne erzählt, von diesem gesucht, unter den Teppich oder in eine Kiste oder in den Backofen gesteckt wird, schliesslich aber (mit einem Abenteuer, das von unseren Versionen ganz abweicht) schlimm genug hereinfällt. Nebst den Hauptzügen begegnen uns bekannte Einzelheiten, wie dass die Dame dem Sänger Geld gibt (das dritte Mal ein Hemd). Die Geschichte ist allem Anschein nach eine sekundäre Ausarbeitung.

Mehr original erscheint die zweite. Sie findet sich in ihrer einfacheren Form bei Mardrus [3] und ist folgenden Inhalts:

Ahmad, der auf seine Kenntnis der Weiber stolz ist,

---

[1] Jonathan Scott, *Bahar-Danush or the Garden of Knowledge*, translated from the Persis of Einaiut Oollah, vol. III, Shrewsbury 1799, S. 291.

[2] Deutsche Übersetzung, Breslau 1834, Bd XIV, S. 18.

[3] *Les mille nuits et une nuit,* XII, S. 249 ff.

gibt einem jüngeren Freunde, Mahmud, in dieser Beziehung Ratschläge. Er soll sich auf dem Markte mit einem Kinde, das seine Mutter begleitet, einlassen und dadurch die Gunst dieser selbst gewinnen. Diesem Rate folgend knüpft Mahmud mit einer Dame an, die, ohne dass er es weiss, die Gattin Ahmads ist. Der Gatte will die Liebenden überraschen, es misslingt ihm aber: das erste Mal versucht er durch einen Brunnen vorzudringen, begegnet aber der Magd, die ihn für ein Gespenst hält; das zweite Mal steckt die Frau den Liebhaber hinter die Tür. Bei einem Feste, zu dem der Vater der Frau die beiden Freunde eingeladen hat, veranlasst der Gatte Mahmud seine Abenteuer zu erzählen, in der Absicht sich von der Frau scheiden zu lassen. Mahmud beginnt seine Erzählung, als plötzlich das Geschrei eines Kindes, das sich zusammen mit den das Fest ansehenden, aber nicht von den Gästen gesehenen Frauen befindet, ihn von der drohenden Gefahr in Kenntnis setzt. Er schliesst dann seine Geschichte in einer Weise, wodurch die Frau nur Ehre erntet. [1]

Hiermit stimmt ziemlich genau überein die von Artin Pacha unter seine Erzählungen aus der Nilgegend aufgenommene Geschichte von Hassan, dem Ehemanne, und Husseyn, seinem jungen Schüler [2]. Wenn diese »autochton» ist (so bezeichnet sie Artin), so wird die von Mardrus wiedergegebene eine spätere Bearbeitung sein, wie auch Bolte vermutet [3]. Allerdings finden sich in den Details Abweichungen, die jedenfalls nichts bedeuten, da die wesentlichen Züge in den beiden Geschichten vollständig mit einander übereinstimmen. Aber ein Zug in der ägyptischen Erzählung fällt auf und lässt uns ihre »Selbständigkeit» zweifelhaft erscheinen. Nachdem sich Husseyn eine Zeit lang der intimen Bekanntschaft der Frau gefreut hat, begegnet er eines Morgens dem Manne.

---

[1] Toldo hat *l. c.* S. 65 ff ein weitläufigeres Referat gegeben. Vgl. auch Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes*, VII, n:o 477

[2] *Contes populaires inédits de la Vallée du Nil* traduits de l'arabe parlé par S. E. Yacoub Artin Pacha *(Les littératures populaires* XXXI), S. 165 ff.

[3] *l. c.* S. 64, Fussn. 5.

Dieser glaubt an ihm seine eigenen Kleider zu erkennen, weist zuerst den Verdacht von sich, da ja Husseyn ganz gut denselben Stoff hat wählen können, wird jedoch den Gedanken nicht los, nähert sich ihm und — »kein Zweifel war möglich» [1]! Hier haben wir es mit einem Detail zu tun, das stark an die »Komödie» erinnert, wo ja der Liebhaber mit der Habe des Mannes zurückkehrt, das aber hier nur sehr knapp und nicht ganz klar angedeutet worden ist. Dies lässt vielmehr an eine sekundäre Stufe denken, die auf dieselbe Quelle zurückgehen würde wie die »Komödie». Solche Erzählungen konnten ja leicht durch Reisende u. a. Eingang finden und bald als populäre Märchen erscheinen.

Vieles deutet indessen auf einen orientalischen Ursprung der Geschichte, auch dass in unserer Version von dem »sarrazenischen» Gesetz geredet wird, besonders aber die Lösung durch die Traumerfindung [2] und das Motiv des Festmahles, dessen Zusammenhang mit morgenländischen Vorstellungen Toldo nachgewiesen hat.

II

Zwei Kaufleute leben in Rom; die Frau des einen ist sehr züchtig und schön, die des anderen notorisch untreu. Die Ehemänner kommen gelegentlich zusammen. Die Rede fällt auf die Unbeständigkeit der Frau; der erstere prahlt mit der Treue der seinigen. Alsbald wird zwischen den beiden eine Wette darüber geschlossen, dass es dem zweiten gelingen werde, binnen zwei Wochen die gerühmte tugendhafte Frau zum Ehebruch zu verleiten. Als Einsatz gilt das

[1] Bei Artin (S. 169) steht zwar, dass Husseyn an Hassans Leibe seine eigenen Kleider erkennt und vier Zeilen später: »cependant Hassan pouvait bien avoir les mêmes étoffes», aber hier hat natürlich eine Verwechslung stattgefunden (bei der Aufzeichnung oder bei dem Druck), denn sonst hätte die Stelle keinen Sinn, wenn sie nicht den Beweis liefert, dass schon die mündliche Tradition korrumpiert war

[2] Vgl. die Parallelen bei Bolte, *l. c.* S. 69.

gesamte Vermögen, als Bedingung, dass der Gatte die Frau nicht warne. Da nun die gemachten Versuche sämtlich scheitern, besticht der Verführer die Zofe. Diese liefert ihm den Ring der Herrin aus, den sie als teuerstes und erstes Geschenk ihres Mannes besonders hochhält, sodann teilt sie ihm ein geheimes Mal der Dame mit: an der einen Hand hat sie ein Wärzchen, desgleichen oberhalb des Knies am rechten Schenkel. Beide Indizien schleudert nun unser Wettender als sichere Beweise des Ehebruches dem Gatten entgegen, so dass dieser, von dem schlimmen Betrug überzeugt, sein angestammtes Erbe verlassen muss und in Verbannung geht, jener aber sich des listig erworbenen Besitzes freuen kann. Die Bürger hören davon, und die vermutliche Ehebrecherin wird zu den Toren der Stadt hinaus gejagt. Es begleitet sie in die Verbannung der Neffe des Mannes. Sie begibt sich nach Alexandrien, wo sie rasch, nachdem sie Männerkleidung angelegt hat, durch ihre vortrefflichen Geistesgaben sich das Vertrauen des Königs erwirbt bis zu dem Grade, dass sie Statthalterin des ganzen Reiches wird. Dieses Amt verwaltet sie mit so grosser Klugheit, dass unermessliche Reichtümer der Schatzkammer des Herrschers zufliessen. Ihr Ruhm reicht bis nach Rom, wo des Kaisers Sohn, soeben zur Regierung gelangt, eines hervorragenden Ratgebers bedarf. Dahin wird sie befohlen, und ihr organisatorisches Talent, das sich durch Wiederherstellung des Friedens und der vergessenen Gesetze bewährt, verschafft ihr die Gunst des Kaisers, das Vertrauen und die Liebe der Bürger Roms wie der Provinzen. Ihren Verräter hat sie gesehen, lässt sich aber nichts anmerken. Eines Tages findet sie ihren verbannten Gatten unter den ärmsten der Armen und lässt ihn speisen. Bei Gelegenheit eines Festmahles wird der Betrüger verleitet, die schändliche Tat zu erzählen [1]; jetzt gibt sie sich zu erkennen, worauf der Ruchlose hingerichtet wird. Das Ehepaar wird in den früheren Besitz und in sein voriges Glück wieder eingesetzt.

---

[1] Vgl. dieses selbige Motiv in unserer ersten Geschichte!

Es ist leicht zu sehen, dass wir es hier mit einer Version der Geschichte zu tun haben, die zuletzt Gaston Paris zusammenfassend in dem grossen posthumen Artikel *Le Cycle de la Gageure* in der *Romania* 1903 behandelt hat. Später hat W. Hulme den mittelenglischen Text wiedergegeben und daran einige wertvolle Bemerkungen über die Stellung dieser Version innerhalb des Kreises geknüpft [1].

Wir wollen hier nicht näher auf die Sage eingehen. Nur daran sei erinnert, dass nach G. Paris zwei grosse Gruppen sich von einander unterscheiden (die dritte kommt hier nicht in Betracht):

A. Der Verführer glaubt, seinen Zweck erreicht zu haben und verstümmelt die Frau, um einen Beweis darstellen zu können.

B. Der Verführer weiss, dass er nichts erreicht hat, macht das aber durch angeschafftes Beweismaterial glaublich.

G. Paris sieht in der ersten Gruppe die ursprünglichere Fassung (jedoch äussert er sich ziemlich vorsichtig [2]), worin auch nicht die Frau, sondern die Schwester die verleumdete Unschuld repräsentierte. Hulme zweifelt an diesen Ergebnissen auf Grund des einfachen Charakters unserer Version. Aber mit Recht findet er es unmöglich, eine bestimmte Behauptung aufzustellen, bevor nicht der ganze Zyklus der fälschlich angeklagten Frau gründlich und in Zusammenhang untersucht worden ist.

Wie aus unserem Referat erhellt, ist die lateinische Version der Cambridger Hs sehr knapp, hat keine Übergänge, berichtet nur eine Reihe von Tatsachen und hat also den Charakter einer Skizze vielmehr als den einer ausgearbeiteten Erzählung. Dies lässt sie als eine Ableitung aus einer ausführlicheren Quelle dastehen. Aber obgleich alle die Details, die sie enthält, sich in einer oder mehreren von den bekannten Versionen wiederfinden, ist keine mit ihr identisch, keine

---

[1] *Modern Language Notes*, XXIV, 1906, S. 218 ff.

[2] Vgl. S. 547.

kann als unmittelbar von ihr herrührend oder *vice versa* betrachtet werden. Auch diejenige, die ihr am nächsten kommt, eine Erzählung der *Compilatio singularis exemplorum* in der Hs Tours 468, weicht in mehreren wichtigen Punkten von ihr ab [1]. Eigenartig und bedeutungsvoll ist die Lokalisation in Rom und Alexandria. Wir finden die erstgenannte Stadt vereinzelt in der Gruppe B^1 und Alexandria in der Gruppe B^3 wieder.

Nimmt man an, dass unsere Fassung die Wiedergabe einer Quelle ist, die ihrerseits eine spätere Entwickelung der Geschichte darstellt, so ist es jedenfalls eigentümlich, dass sie in ihrem einfachen Charakter so viel von den am nächsten verwandten Versionen abweicht. Man muss ihr vielmehr den Anschein einer primitiven Fassung zugestehen. Wenn dazu noch kommt, dass der Tausch sich in einem anderen Zyklus — dem der untergeschobenen Braut — findet und aus diesem in unsere Geschichte eingedrungen sein kann, so wird man Hulme's Bedenken — die er jedoch nicht in positiver Richtung ausgeführt hat — teilen und nicht umhin können, an eine ganz andere Gruppierung zu denken.

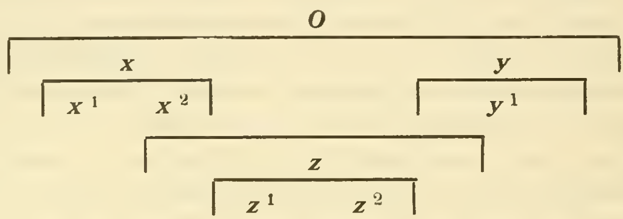
Man würde sich vielleicht eine Entwickelung folgender Art vorstellen können. Aus einem Original (***O***), das die Wette enthielt, wären zunächst zwei parallelle Gruppen hervorgegangen, von denen die eine (x) folgende Hauptmotive enthielt: Wette; verleumdete Ehefrau; sie verkleidet sich als Mann; die zweite (y) wieder nebst der Wette die Motive der Substitution und Verstümmelung aufgenommen hatte. Später hätte sich dann eine dritte Gruppe (z) konstituiert, worin die Ehefrau durch die Schwester ersetzt wurde (mit dem ganzen Charakter dieser Geschichten stimmt es jedoch viel mehr überein, dass eine Gattin und nicht eine Schwester im Spiel ist). Die erste Gruppe hätte die Unterabteilungen: Verleumdeter gesteht freiwillig (x^1) und: Verleumdeter wird

---

[1] Vgl. G. Paris, *l. c.* S. 499 ff, Hulme, *l. c.* S. 221. — Die Herausgabe dieser für die mittelalterliche Kultur- und Literaturgeschichte überaus wertvollen Sammlung wird binnen Kurzem durch A. Hilka erfolgen.

zum Geständnis gezwungen (x^2); aus der zweiten ging wieder eine Gruppe hervor: keine Wette nebst Substitution und Verstümmelung. Die dritte würde ihrerseits in zwei Gruppen zerfallen, von denen die eine (z^1) das Wette-Motiv fallen lässt, während die andere (z^2) es beibehalten hat und daneben das Motiv der Substitution und Verstümmelung (wie in y^1) zeigt.

Hiernach würde sich (wenn man die vielen einzelnen Nebenmotive beiseite lässt) folgendes Schema ergeben:



III.

Einer, der seinen Neffen von der unerlaubten Frauenliebe und den vielen Widerwärtigkeiten, die aus ihr folgen, abhalten wollte, liess folgende Geschichte niederschreiben.

Es war einmal ein mächtiger Mann, der auf einen Tag verreiste. Seine Frau liess in der finsteren Nacht einen Kleriker, ihren Liebhaber, zu sich kommen. Während diese beiden sich dem Liebesgenusse hingaben, traf unerwartet der Mann ein, und seine ganze Dienerschaft ging ihm mit Lichtern entgegen. Der Liebhaber weiss nicht, was er machen soll, geht aber zunächst aus dem Zimmer hinaus und befindet sich im Hofe, wo ihn das viele Geräusch, das in dem Hause angestellt wird, auf das Höchste erschreckt. Die Frau, von Gewissensbissen verzehrt, zeigt sich dem Manne gegenüber ungemein freundlich und froh. Der arme Liebhaber drückt sich in einen Winkel des Hofes, sicher sein Leben zu verlieren, wenn ihn jemand dort findet. Schliesslich bemerkt er eine umgestürzte Tonne, die keinen Boden hat, und flüchtet sich in dieselbe. Plötzlich vermehrt sich aber in unerwarteter Weise seine

Furcht. Es traf sich nämlich so, dass in demselben Hofe ein Bär angebunden war, der sich nun von seiner Kette losreisst und, von den kläffenden und beissenden Hunden verfolgt, auch seine Zuflucht zu derselben Tonne nimmt. Die Dienerschaft, mit Knütteln bewaffnet, stürzt herbei und will den Bären aus dem Versteck hervorholen. Nur sein Körper ist gedeckt, sein Kopf aber ragt hervor, und so bemüht man sich denn, die Tonne umzustürzen und dem Tiere in dieser Weise beizukommen. Der arme Kleriker betet zitternd und seufzend zu Gott; er muss einerseits mit den Füssen den Bären bearbeiten, damit dieser auch nicht den Kopf einziehe und ihm den Raum benehme, und andererseits mit seinem Haupte gegen das Fassloch anstemmen, damit nicht dieses von den Angreifenden durchbohrt werde. Schliesslich wird der Bär zur Flucht gezwungen, und der Arme kann später ruhig sein Versteck verlassen.

Wie man sieht, ist hier die bekannte Situation in einer neuen Weise bearbeitet und in einen Schwank umgewandelt worden. Woher stammt die Episode mit dem Bären und welche Parallellen sind zu dieser aufzuweisen? Wir können diese Frage nicht beantworten. [1] Nur auf eine äusserliche Ähnlichkeit mag aufmerksam gemacht werden: in der Erzählung des *Bahar Danush,* die hier oben unter N:o 1 angeführt wurde, flüchtet sich der Liebhaber ebenfalls in den Hof, wo er dann ein mit Wasser gefülltes Bassin als Versteckplatz benutzt [2] und seinen Kopf mit einem hohlen Kürbis bedeckt. Beide Geschichten stellen eine Verzweigung dar, in welcher die Frau nicht den Liebhaber versteckt, sondern er selbst eine Zuflucht ausserhalb des Hauses findet. Die Phantasie hat sich dann am freien Spiel in Bezug auf die Beschaffenheit des Verstecks gefallen.

---

[1] Prof. Bolte, den wir um Rat gefragt haben, teilt uns freundlich mit, dass auch er keine entsprechende Stelle in der folkloristischen Litteratur kennt.

[2] Vgl. hierzu das Fableau vom *Cuvier.*

Zusatz. Zu der kleinen Geschichte in der Handschrift Laon fol. LXX, die wir in unserer Ausgabe S. 76 mitteilen, können wir folgende zwei Parallellen hinzufügen.

Scala celi, s. v. *aduocatus*, fol IX^{v} im Druck, Lübeck 1473:

Duo homines tradiderunt cuidam mulieri depositum cum ista condicione quod nulli redderet, nisi ambo essent simul. Processu temporis alter accessit ad eam; quam verbis decipiens recipiebat depositum. Cum autem secundus venisset post multos dies, requisiuit pecuniam traditam. Que stupefacta ad vnum aduocatum accessit. Tunc ille dedit talem responsionem: In pactis est quod simul ambo esse debeatis, quando reddetur depositum, et ideo adduc socium tuum, et restituetur tibi. Qui non potuit adducere socium, quia iam depositum habuerat.

Handschrift Tours, 468, fol. 130^{v}:

Mercatores tres, venientes ad nundinas, cum multo auro tradiderunt domine manticam, dicentes quod non traderet nisi tribus, quia non confidebant de tercio. Tercius videns defectum sibi surrexit et vadens ad dominam manticam pecijt. Ipsa pecijt ab aliis, vtrum traderet. Qui credentes quod peteret cibum, concesserunt. Quo fugiente petebatur coram iudice ab ea quod tradiderant sub condicione. Iudex videns simplicitatem eius ait: Non debebat tradere nisi tribus; queratis tercium, et tradet. Et sic liberauit eam.

A. Hilka. *W. Söderhjelm.*

Grammatischer Unterricht nach der direkten Methode.

Vortrag gehalten am 11. September 1912 zu Helsingfors.

In meinem vorigen Vortrag habe ich auf die verschiedenen Mittel hingewiesen, wodurch wir, sei es auf anschaulichem Wege oder vermittelst der Lektüre, den fremden Wortschatz an den Schüler direkt heranzubringen vermögen. Wie wir gesehen haben, wird die Verarbeitung der fremden Voka-

beln nach der direkten Methode vor allem mit intensivem Sprechen verbunden. Der Unterricht verwandelt sich sozusagen in ein fortwährendes Zwiegespräch zwischen dem Lehrer und dem Schüler, sodass das Ohr und die Sprachwerkzeuge stets geübt werden. Dies aber ist nur eine Seite des Problems, das wir zu lösen haben. Jede Methode, um dieses Namens wirklich würdig zu sein, muss auch das Wissen organisieren und den Schüler zum Bewusstsein der Grundsätze bringen, welche die fremde Sprache beherrschen. Kurz, sie muss *grammatisch* sein, im guten Sinne des Wortes.

In dieser Hinsicht hat man eben der direkten Methode vielfach den Vorwurf gemacht sie sei eine Art Papageimethode, das heisst ausschliesslich empirisch, sie überhebe den Schüler jeglichen Nachdenkens, sie passe bloss für Kellner oder Dienstmädchen, mit einem Worte, sie vertreibe die Grammatik aus dem Unterricht.

Wäre dieser Vorwurf begründet, so hätte die direkte Methode gar keinen pädagogischen Wert und verdiente nicht unsere Aufmerksamkeit.

Fassen wir aber die Frage näher ins Auge, so werden wir leicht einsehen, dass es sich in Wirklichkeit ganz anders verhält. Freilich muss der Lehrer zielbewusst zu Werke gehen und kein Pfuscher sein. Als die direkte Methode vor zehn Jahren bei uns in Frankreich offiziell eingeführt wurde, hörte man seitens gewisser Gegner seltsame Reden. »Man zwingt mich — sagte der eine — gleich anfangs mit meinen Schülern deutsch zu sprechen, nun spreche ich deutsch, ich kann es ja tun, wie jeder andere, mögen aber die Schüler verstehen oder nicht, ich bin nicht dafür verantwortlich» (je m'en lave les mains!).

Es liegt auf der Hand, dass dieser Lehrer keine Ahnung von den Anforderungen hatte, welche die direkte Methode an uns stellt. Der Lehrer darf nicht in der Klasse aufs Geratewohl und nach Belieben sprechen. Man spricht nicht im ersten Monat wie im zweiten, im ersten Jahreskursus nicht wie im folgenden, auf der Unterstufe nicht wie auf der Mittel- oder

der Oberstufe. Wir müssen dagegen sorgfältig von einfachen Formen zu verwickelteren übergehen und in dieser Steigerung der Sprachformen liegt eben das Grundprinzip des grammatischen Unterrichts nach der direkten Methode. Daher ist das wahre Programm im neusprachlichen Unterricht weniger ein Programm von Wörtern als von typischen Merksätzen. Bisher hat man in den Lehrbüchern nach dem neuen Verfahren dieses Prinzip vielleicht nicht genug berücksichtigt. Man reihte vielmehr nur Kapitel mit lauter Wörtern an einander und schien ausser Acht zu lassen, dass die Grammatik eigentlich der Leitfaden sein soll, der sich durch alle unsere Sprechübungen hindurch zieht.

Versuchen wir nun, hinsichtlich der deutschen Sprache ein logisches grammatisches Programm zu entwerfen. Wie schon gesagt, einer der Hauptzüge der direkten Methode besteht darin, dass sie von vornherein die Wörter nicht einzeln, sondern in ganzen Sätzen dem Schüler beibringt. Nun aber, wenn wir einen Satz in seinen wesentlichen Bestandteilen betrachten, so stellt sich heraus, dass hauptsächlich drei grammatische Probleme gleichzeitig gelöst werden müssen:

1. Jeder Satz dient zum Ausdruck einer Tätigkeit. Die Seele im Satze bildet daher das Verb, das diese Tätigkeit bezeichnet, sei es in der Gegenwart, in der Vergangenheit oder in der Zukunft. An den Gebrauch der verschiedenen Verbalformen schliessen wir naturgemäss die ganze *Konjugation* an.

2. Jede Tätigkeit hat einen Urheber und meistens ein Ziel. Hier kommt besonders *das Substantiv* in Betracht, das im logischen Verhältnis zum Verb steht, mit all den Nebenwörtern, die es begleiten: Artikel, Adjektiv, Pronomen u. s. w. Mit dem Substantiv können wir ebenfalls die *ganze Deklination* verknüpfen.

3. Endlich können mehrere Tätigkeiten von einander abhängen und somit Sätze bei- oder untergeordnet werden. Daran knüpfen wir die *Wortfolge* oder *Satzkonstruktion.*

Wie schon oben angedeutet, diese drei grammatischen Fragen — Konjugation, Deklination, Wortfolge — sind in der

Wirklichkeit untrennbar und verlangen im alltäglichen Unterricht gleichzeitige Berücksichtigung. Nur der Klarheit halber will ich sie also vor Ihnen einzeln behandeln.

I. Konjugation.

Das ganze Problem der Konjugation lässt sich im Anschluss an die Handlungen im Schulzimmer am leichtesten und zweckmässigsten lösen. Wir müssen zuerst bei den Schülern das Gefühl für die verschiedenen Personen in der Einzahl und der Mehrzahl erwecken. In meinem vorigen Vortrag habe ich schon gezeigt, wie dieses Ziel, namentlich durch die Konjugation in dialogischer Form, zu erreichen sei. Denn es genügt nicht, eine ganze Zeitform gleich anfangs auswendig lernen zu lassen, wie man nach dem Übersetzungsverfahren zu tun pflegt, um den Schüler in Stand zu setzen, die Personen rasch und treffend zu gebrauchen. Auch die hergebrachte Zusammenstellung der Tempora, wie sie in der früheren Grammatik dargestellt wird, widerspricht der Natur der Dinge. Der Imperativ, z. B., pflegt auf den Konditionalis zu folgen, und wir brauchen ihn doch schon in der ersten Stunde, um Befehle zu erteilen. Machen wir uns also von der starren Grammatik los und entnehmen wir unsere Übungen dem Leben selbst.

1. Imperativ mit Präsens verbunden: Bildung des Sprachgefühls für die verschiedenen Personen des Zeitwortes.

Was geschieht täglich in der Klasse? Der Lehrer und der Schüler sind fortwährend tätig, aber ersterer hat zu befehlen und letzterer zu gehorchen. Daher ist der Imperativ gleich mit dem Präsens des Indikativs zu verbinden und wir beginnen mit der Einübung dieser beiden Zeitformen. Möge ein Beispiel aufs neue unser Verfahren veranschaulichen: *die Tür aufmachen.*

Der Lehrer führt zuerst diese Handlung aus mit dem Satz:
Ich mache die Tür auf.

Dann fragt er sich selbst nachdrücklich und gibt einmal die Antwort:

Was tu ich? ich mache die Tür auf.

Darauf redet er einen Schüler A an, mit der Weisung:

A, mach auch die Tür auf!

A erfüllt die Weisung, indem er wiederholt:

Ich mache die Tür auf.

Der Lehrer fährt fort:

Was tust du? Du machst die Tür auf.

Nun wendet sich der Lehrer an die ganze Klasse:

Was tut A? — Er macht die Tür auf.

Dabei wird jedes Pronomen von der entsprechenden Mimik begleitet. Zum Schlusse wird dem handelnden Schüler befohlen:

Frage deinen Kameraden B: Was tu ich?

A zu B: Was tu ich?

B antwortet mit der schon angegebenen zweiten Person:

A, du machst die Tür auf.

Nun muss B einen dritten Kameraden C fragen:

C, was tut A? Was tut er --- (sie)?

C antwortet mit der ebenfalls angegebenen dritten Person:

A macht die Tür auf -- er, (sie) macht die Tür auf.

Die drei Personen werden schliesslich zusammengestellt, und die ganze Klasse konjugiert im Chor die gewonnenen Verbalformen:

Ich mache die Tür auf.

Du machst die Tür auf.

Er (sie) macht die Tür auf.

Mit jüngeren Schülern wird man gut daran tun, sich mehrere Wochen lang auf die drei Personen der Einzahl zu beschränken.

Sind diese drei Personen fest eingeprägt worden, so gehen wir auf dieselbe Weise zum Plural über, indem die Weisung des Lehrers an zwei Schüler A und B gerichtet wird. Der Lehrer und ein Schüler A führen zuerst die Handlung mit einander aus:

A, ich und du, wir machen beide die Tür auf.
Was tun wir beide? Wir machen beide die Tür auf.
Dann fährt der Lehrer fort:

A, und du B, macht beide die Tür auf!
A und B: wir machen » » » »

Der Lehrer zu A und B:	Ihr macht beide die Tür auf. Was tut ihr beide? Ihr macht die Tür auf.
Darauf zu der ganzen Klasse:	A und B machen die Tür auf! Sie » » » » Was tun sie beide? Sie machen die Tür auf.

Endlich fragen A und B einen Kameraden C: Was tun wir beide?

C: Ihr macht die Tür auf.

C fragt einen vierten Schüler D.

C zu D: Was tun sie beide?

D: Sie machen die Tür auf.

Dann Zusammenstellung der Pluralformen und Konjugation im Chor durch die ganze Klasse:

Wir machen die Tür auf.
Ihr macht » » »
Sie machen » » »

Am Ende wird die Höflichkeitsform eingeübt. Der Lehrer fragt die ganze Klasse: was tu ich? — Die Schüler fühlen dabei, dass sie den Lehrer doch nicht duzen dürfen; es wird ihnen die richtige Form vom Lehrer vorgesagt:

Sie machen die Tür auf,

und wir schliessen mit der Konjugation des ganzen Präsens.

Dieses bildet die erste Stufe der Konjugationsübungen, bei denen wir mehrere Monate verweilen müssen, bis die dialogische Konjugation schnell von statten geht und wir sicher

sind, dass das Gefühl für die verschiedenen Personen bei den Schülern vorhanden ist.

2. Bildung des Sprachgefühls für die verschiedenen Zeitformen.

Nachdem wir diese erste Schwierigkeit überwunden haben, gehen wir zur Anwendung der verschiedenen Zeitformen in der Vergangenheit und in der Zukunft über. Dies kann aber erst dann geschehen, wenn der Schüler inzwischen bereits mit den Wörtern und Wendungen vertraut gemacht wurde, die ein Zeitmass bezeichnen, nämlich Stunde, Tag, Woche, Monate, Feste u. s. w. Dieser besondere Abschnitt des allgemeinen Wortschatzes muss gleichzeitig mit den ersten Konjugationsübungen durchgenommen werden, und zwar auf Grund der Anschauung sowie der Mathematik. Die Zeit wird, in der Tat, gemessen. Sobald die Schüler bis 12 zählen können, sind sie imstande die Stundenzeiten auf der Uhr anzugeben. Das ist eine rein sinnfällige Übung. Daran knüpft sich der Begriff von der Stunde: Von 1 Uhr bis 2 Uhr ist eine Stunde oder sechzig Minuten. Immer durch die Mathematik gelangen wir zum Begriff des Tages: — 24 Stunden machen einen Tag. — Dann zum Begriff der Woche: 7 Tage machen eine Woche; daran knüpfen sich die Namen der Wochentage sowie gewisse Adverbien der Zeit: *heute*, *gestern*, *vorgestern*, *morgen*, *übermorgen*. Darauf folgen die Namen der Monate, der Jahreszeiten, die Angabe des Datums mit den Festen u. s. w.

Hat der Schüler so von dem fremden Kalender Besitz genommen, so ist er fähig geworden, die Zeitformen der Vergangenheit und der Zukunft zu fühlen, indem er sie immer mit einer Adverbialbestimmung der Zeit gebraucht: z. B.

Heute haben wir eine deutsche Stunde.
Gestern hatten wir auch eine deutsche Stunde.
Morgen werden wir » » » haben.

oder:

| Heute bin ich in der Schule.
| Gestern war ich auch in der Schule.
| Morgen werde ich auch » » sein.

oder:

| Diese Woche machen wir eine schriftliche Arbeit.
| Vorige Woche machten wir auch eine » »
| Nächste Woche werden » » » » machen.

oder:

| Dieses Jahr lerne ich deutsch.
| Voriges Jahr *lernte* ich noch nicht deutsch.
| Nächstes Jahr werde ich auch deutsch lernen.

Alle diese Formen des Indikativs erklären sich von selbst, wenn sie so mit den Hauptzeiten verknüpft werden. Wir müssen dabei so lange verweilen, bis die Schüler sie gewandt gebrauchen, was wenigstens den ersten Jahreskursus völlig in Anspruch nimmt.

3. Bildung des Sprachgefühls für die verschiedenen Modi.

In den folgenden Jahrgängen handelt es sich endlich darum, die anderen Modi, namentlich den Konditionalis und den Konjunktiv zu erschliessen. Sie sind mit der Entwickelung des Satzbaues innig verbunden und bezeichnen Seelenzustände, die wir im Schülerleben auch leicht nach Belieben hervorrufen können. Es sei mir gestattet, mich nur auf einige Fälle zu beschränken.

Z. B. in Bezug auf den Konditionalis:

| Karl, du bist nicht fleissig.
| Deshalb sagst du die Lektion schlecht auf.
| Wenn du fleissiger wärest, so würdest du
| die Lektion besser aufsagen.

oder noch:

> Du hältst keine Ordnung;
> Deshalb findest du deine Sachen nicht.
> Wenn du Ordnung hieltest, so würdest du gleich deine Sachen finden.

Ebenso verhält es sich mit dem Konjunktiv. Dieser Modus dient bekanntlich erstens um einen Wunsch auszudrücken. Lasst uns also in der Klasse verschiedene Wünsche äussern. Man wünscht namentlich was man nicht besitzt. Z. B.

Ich habe keine gute Zensur.	Ach! Hätte ich doch eine gute Zensur!
Du bist nicht reich!	Ach! Wärest du doch reich!
Wir haben kein Geld.	Ach! Hätten wir nur Geld!
Ihr seid nicht fleissig.	Ach! Wäret ihr nur fleissig!
Sie sind krank.	Ach! Wären Sie doch gesund!
u. s. w.	

Ferner wird der Konjunktiv hauptsächlich in der indirekten Rede gebraucht; es ist ebenfalls ein Leichtes eine direkte Rede in die indirekte zu verwandeln. Ich frage z. B. einen Schüler: »Karl, um wie viel Uhr bist du gestern Abend zu Bett gegangen?»

Karl antwortet mir etwa:

»Gestern Abend bin ich um 9 Uhr zu Bett gegangen.» Nun wende ich mich an die ganze Klasse: Was hat Karl gesagt? — Er hat gesagt, er *sei* gestern Abend um 9 Uhr zu Bett gegangen.

Oder noch:

Was willst du nächsten Sonntag tun? Karl: »Nächsten Sonntag will ich einen Ausflug machen.»

Was hat Karl gesagt?

Er hat gesagt, er *wolle* nächsten Sonntag einen Ausflug machen.

4. Aktiv und Passiv.

Unser Verfahren bleibt also immer dasselbe: wir ersetzen eine bekannte Form durch eine gleichbedeutende unbe-

kannte. Ebenso verhält es sich mit dem Übergang vom Aktiv zum Passiv. Ich sage z. B. zu einem Schüler:

Karl, du kannst die Lektion sehr gut.
Ich gebe dir eine gute Zensur.
Ich belohne dich.
Du *wirst* von mir belohnt.
Er wird » » »

Vergangenheit:

Gestern konnte Karl die Lektion sehr gut.
Ich gab ihm eine gute Zensur.
Ich belohnte ihn.
Er *wurde* von mir belohnt.

Es wird dann ein Spiel sein, Tätigkeiten aus der aktiven Form in die passive umzusetzen:

Aktiv:	Passiv:
Der Lehrer erklärt die Lektion.	Die Lektion wird vom Lehrer erklärt.
Der Lehrer verbesserte die Aufgaben.	Die Aufgaben wurden vom Lehrer verbessert.
Ein Schüler schrieb die Sätze an die Tafel.	Die Sätze wurden von einem Schüler an die Tafel geschrieben.
Die anderen Schüler schrieben die Sätze ab.	Die Sätze wurden von den anderen Schülern abgeschrieben.

5. Starke Verben.

Endlich bleibt noch die Frage der starken Verben zu erörtern. Anfangs machen wir in unseren Sprechübungen keinen Unterschied zwischen starken und schwachen Verben. Wir gebrauchen sie, wenn wir sie nötig haben, und zwar in ihren Hauptzeitformen. Aber später kommt eine Zeit, vielleicht schon im zweiten Jahreskursus, wo man die starken Verben in Klassen ordnen kann, um bei den Schülern den Analogiesinn auszubilden. Sobald sie etwa 20 starke Verben fest be-

sitzen, wird es schon möglich, eine solche Klassifikation anzubahnen. Für jede Klasse ist dann ein Verb als Vorbild zu bestimmen, hinter welches alle später auftretenden, gleichkonjugierenden starken Verben treten sollen. Folgende Verben z. B. gehören schon zur Anfangssprache des Schülers und könnten als Konjugationsmuster ausgewählt werden:

Erste Klasse: Stammvokal *a*	*schlagen:* ich schlage das Buch auf. *fallen:* das Buch fällt auf den Boden.
Zweite Klasse: Stammvokal *e*	*geben:* ich gebe meinem Nachbar mein Buch. *nehmen:* ich nehme mein Buch. *heben:* ich hebe den Ranzen auf.
Dritte Klasse: Stammvokal *i*	*singen:* Wir singen ein deutsches Lied. *beginnen:* der Unterricht beginnt um 9 Uhr.
Vierte Klasse: Stammvokal *ei*	*schreiben:* Wir schreiben deutsch.
Fünfte Klasse: Stammvokal *ie*	*schliessen:* ich schliesse die Tür.

Diese wenigen Verben reichen vollständig aus, um ein für allemal bei der Einübung der starken Konjugation den Schülern feste Anhaltspunkte zu geben.

6. *Zusammengesetzte Verben.*

Dasselbe gilt auch von den zusammengesetzten Verben. Man braucht nicht in den Anfangsstunden sich davor zu fürchten, wir können sie gar nicht entbehren. Nehmen wir Formen wie:

ich stehe auf,
ich bin aufgestanden,
ich bitte dich, aufzustehen,

oder:

ich bekomme eine gute Zensur,
ich habe eine gute Zensur bekommen.
ich bin nicht sicher, eine gute Zensur zu bekommen.

Das Einprägen solcher Sätze stösst auf keine grossen Schwierigkeiten, selbst im ersten Jahreskursus nicht. Erst später werden wir daran einfache Regeln anknüpfen.

II. Das Problem der Deklination.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich also, dass die direkte Methode das wichtige Problem der Konjugation auf eine sehr lebendige Weise zu lösen vermag. Gleichzeitig hat sie auch die Aufgabe, den Schüler in die Formen der Deklination einzuführen. Diese dreht sich hauptsächlich um das Substantiv, insofern sie die logischen Beziehungen des Substantivs zum Verb, bzw. zu einem anderen Substantiv, erkennen lässt. Nach unserer Methode entwickelt sich also die Deklination Hand in Hand mit der Erlernung des Verbs. In dieser Hinsicht müssen alle einzelnen Schwierigkeiten in den ersten Sprechübungen stufenmässig und streng methodisch durchgenommen werden.

1. Das Geschlecht und die Zahl.

Zunächst wechselt die Deklination mit dem Geschlecht und der Zahl des Substantivs. An diese doppelte Unterscheidung lassen sich naturgemäss die Formen des Nominativs anschliessen. Nachdem die Schüler eine gewisse Anzahl von Schuldingen kennen gelernt haben, sind wir im Stande, ihnen diese elementaren, grammatischen Begriffe anschaulich zu machen.

In Bezug auf das Geschlecht braucht man nur die Namen mit dem vorangehenden Artikel in drei Reihen an die Tafel zu schreiben und wir knüpfen daran ganz einfache Anmerkungen; z. B.:

{ *Der* Tisch ist ein Maskulinum.
{ Das Substantiv Tisch ist männlich.

{ *Die* Tür ist ein Femininum.
{ Das Substantiv Tür ist weiblich.

Das Fenster ist ein Neutrum.
Das Substantiv Fenster ist sächlich.

Ebenso verhält es sich mit dem Plural. Unsere Schüler haben schon in den Anfangsstunden zählen gelernt. Wir lassen sie sofort die Dinge im Schulzimmer zählen, indem sie auf die verschiedenen Endungen des Plurals *n*, *e*, mit oder ohne Umlaut, aufmerksam gemacht werden. Auf diese vorläufig empirischen Übungen folgt bald eine Zusammenstellung der Pluralformen, nach dem Geschlecht, bzw. nach der schwachen oder der starken Deklination geordnet. Wie bei den starken Verben suchen wir Typen oder Muster fest einzuprägen, nach denen die anderen später gewonnenen Namen sich richten werden.

Für das Maskulinum erscheinen in den ersten Sprechübungen Namen wie:

a) stark dekliniert	der Ranzen — die Ranzen (unveränderlich).
	der Ofen — die Öfen (mit Umlaut ohne Endung).
	der Arm — die Arme (Endung *e* ohne Umlaut).
	der Stuhl — die Stühle (Endung *e* mit Umlaut).
	der Mann — die Männer (Endung *er* mit Umlaut).
b) schwach dekliniert	der Kamerade — die Kameraden.
	der Knabe — die Knaben.

Für das Femininum:

a) schwach dekliniert	die Mappe — die Mappen.
	die Frau — die Frauen.
	die Lehrerin — die Lehrerinnen.
b) stark dekliniert	die Bank — die Bänke.
	die Wand — die Wände.

Für das Neutrum:

a) stark dekliniert	das Fenster — die Fenster.
	das Pult — die Pulte.
	das Buch — die Bücher.

b) gemischt { das Podium — die Podien.
das Auge — die Augen.

Wie man sieht, die Schulsprache liefert uns alle typischen Formen, die uns nötig sind, um eine vollständige Tabelle zusammenzustellen. So bilden wir gleichsam verschiedene Bataillone, an deren Spitze immer derselbe Hauptmann steht und die sich immer mehr vergrössern werden, je weiter wir fortschreiten. Dieses Verfahren wirkt ausserordentlich anregend und trägt dazu bei, fortwährend das Gefühl der Analogie — jenes Grundprinzip der grammatischen Wissenschaft, auszubilden.

2. *Wörter, die den Artikel ersetzen können.*

Die nächste Stufe wird nun darin bestehen, den Artikel durch die Wörter zu ersetzen, welche, hinsichtlich des Geschlechts und der Zahl, dieselben logischen Verhältnisse des Substantivs angeben, ich meine ganz besonders die *Demonstrativa*, die *Possessiva* und einige *Indefinita*. Die Schulsprache liefert uns aufs neue alle Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Wozu dient eigentlich z. B. ein Demonstrativum? ein Ding im Raum zu lokalisieren, indem wir mit einer entsprechenden Gebärde darauf hinweisen. Dies lässt sich auch sehr leicht veranschaulichen. Es gibt wohl z. B. im Schulzimmer mehrere Fenster, die vom Lehrer ungleich entfernt sind. Ich lasse das eine zu, mache das andere auf, und sage zu den Schülern mit entsprechender Gebärde:

{ *Dieses* Fenster ist zu — (geschlossen).
Jenes Fenster ist auf — (offen).

{ *Dieser* Tisch ist schwarz.
Jener Tisch ist auch schwarz.

{ *Diese* Wand ist weiss.
Jene Wand ist auch weiss.

u. s. w.

Ebenso leicht lässt sich die Bedeutung der Possessiva erschliessen. Unsere Schüler besitzen viele Dinge. Sie werden im Gebrauch der besitzanzeigenden Wörter geübt, ebenso wie bei der Einprägung der Personen eines Verbs in der Einzahl und der Mehrzahl, auf anschaulichem Wege, z. B.:

Da liegt mein Buch — da liegen meine Bücher.
Karl, da liegt dein Buch — deine Bücher.
Da liegt { Karl's Buch (Anna's Buch) / sein Buch (ihr Buch) } — seine (ihre) Bücher.

Ebenso mit dem Sammelpossessivum:
A, da steht *unser* Tisch.
B und D, da steht *euer* Tisch.

Da steht B's und C's Tisch.
Da steht ihr Tisch.
Herr Professor, da steht { Ihr Stuhl. / Ihr Katheder. }

Wollen wir endlich die gebräuchlichsten Indefinita anschaulich machen, wie *jeder, alle, andere, einige*, so befehlen wir einigen Schülern aufzustehen, während die anderen sitzen bleiben. Dann sagen wir:

Nicht alle Schüler sitzen.
Nicht alle Schüler stehen.
Eine Gruppe steht.
Eine Gruppe sitzt.
Einige stehen.
Andere sitzen.

Oder wir nehmen Blätter Papier von zwei Farben — blau und rot:

Nicht alle Blätter sind rot.
Nicht alle Blätter sind blau.

Einige sind rot.
Andere sind blau.

oder noch:

Alle Schüler haben einen Platz im Schulzimmer.
Jeder Schüler hat seinen Platz » »
u. s. w.

3. Die anderen Kasus.

Unsere Schüler sind nun mit dem Nominativ vertraut. Wir sind in unseren Anfangsübungen bei diesem Kasus so lange stehen geblieben, bis sie die entsprechenden Formen des Artikels, des Demonstrativums, des Possessivums je nach Geschlecht und Zahl beherrschen. Es handelt sich weiter darum zu den drei anderen Kasus überzugehen. Dies geschieht ebenso leicht nach dem Anschauungsverfahren und auf Grund der Schulsprache.

Der Genitiv der Person bringt in einer anderen Form den Begriff des Besitzens zum Ausdruck.

Da liegt Paul's Buch — (sein Buch).
Da liegt das Buch des Schülers Paul.
Da steht der Stuhl des Lehrers — der Lehrerin.

Der *Genitiv* der Sache bezeichnet den Teil eines ganzen Gegenstandes:

Ich mache die Tür *des Schrankes* auf.

Ich zeige die Decke, den Boden, die Wände *des Schulzimmers,* u. s. w.

Der *Akkusativ* bezeichnet das nähere Ziel einer Tätigkeit. Wir wählen daher transitive Verben, die diesen Kasus regieren:

Ich nehme den Bleistift — einen Bleistift — diesen Bleistift — jenen Bleistift — meinen Bleistift.

Ich nehme die Feder — diese F. — jene F. — meine Feder.

Ich nehme das Lineal — dieses L. — jenes L. — mein Lineal.

Ich nehme die Bücher — diese B. — meine Bücher.

Der *Dativ* bezeichnet endlich das entferntere Ziel einer Tätigkeit:

Ich gebe *meinem* Nachbar mein Buch.

Ich bringe *dem* Lehrer mein Heft.

Schliesslich können wir die vier Kasus in einer Satzreihe zusammenstellen und die Deklination gerade wie die Konjugation in dialogischer Form mit entsprechendem Fragewort einprägen:

N. { Da sitzt *der* Schüler Paul.
Wer sitzt da?

G. { Ich nehme das Buch *des* Schülers Paul.
Wessen Buch nehme ich?

D. { Ich bringe dieses Buch *dem* Schüler Karl.
Wem bringe ich dieses Buch?

A. { Jetzt habe ich vor mir *den* Schüler Karl.
Wen habe ich jetzt vor mir?

Pronomen.

Mit der Deklination des Substantivs geht auch die des Pronomens Hand in Hand. Da seinem Wesen nach das Pronomen für ein vorhergenanntes Substantiv steht, brauchen wir nur einen Satz zu wiederholen, indem wir das zweite mal das Pronomen an die Stelle des Substantivs treten lassen: z. B.

{ Ich mache den Schrank auf.
Ich mache *ihn* auf.

{ Ich öffne die Tür.
Ich öffne *sie*.

{ Ich zeige das Fenster.
Ich zeige *es*.

{ Ich gebe dem Schüler Karl eine gute Zensur.
Ich gebe *ihm* » » »

| Ich reiche meinem Nachbar das Lineal.
| Ich reiche es *ihm*, u. s. w.

Das persönliche Pronomen der ersten und der zweiten Person, das eigentlich kein Substantiv vertritt, können wir in die Konjugation der aktiven und reflexiven Verben einschieben, z. B.

| Ich sehe *dich* an.
| Sieh *mich* an.
| Ich gebe *dir* die Hand.
| Gib *mir* die Hand.
| Ich setze *mich*.
| Setze *dich*.
| Ich hole *dir* dein Buch.
| Hole *mir* mein Buch.
| Ich wasche *mich* jeden Morgen | in allen Personen
| Ich wasche *mir* jeden Morgen die Hände | zu konjugieren.

Das Adjektiv.

Mit der Deklination des Substantivs steht auch die des Adjektivs in engem Zusammenhang. Wir fahren fort, nach derselben anschaulichen Verfahrungsweise unsere Merksätze aus dem Schülerleben zu entnehmen. Nach gehöriger mündlicher Einübung schreiben wir die Sätze geordnet an die Tafel und so gewinnen wir Satzgruppen, auf die wir die Aufmerksamkeit der Schüler lenken, z. B.

N. *Der* gute Schüler | bekommt eine gute Zensur.
ein gut*er* »

G. Die Hefte | des guten Schülers | sind immer in Ordnung.
| eines guten Schülers |

D. Der Lehrer gibt | dem guten Schüler | eine gute Zensur.
| einem » » |

A. Der Lehrer belohnt | den guten Schüler.
| einen » »

oder noch:

Im Tintenfass ist schwarz*e* Tinte.
Das Tintenfass ist voll schwarz*er* Tinte.
Ich schreibe mit schwarz*er* »
Ich gebrauche schwarz*e* »

Daran knüpfen wir Anmerkungen über die doppelte Rolle des Adjektivs, indem wir die abwechselnden Endungen in Vergleich ziehen. Einerseits ist die Endung bloss des Wohlklangs halber da, ohne zur Unterscheidung der Kasus zu dienen; diese Endung könnte daher wegfallen. (Schwache Deklination.) Andrerseits ersetzt das Adjektiv den Artikel und hat denselben grammatischen Wert; die Endung könnte man nicht entbehren und darf sie also nicht weglassen (starke Deklination).

4. Die Präpositionen.

Ein anderes grammatisches Kapitel steht auch in enger Beziehung zu der Deklination des Substantivs, nämlich die Anwendung der Präpositionen. Gerade durch die unmittelbare Anschauung lassen sich die gebräuchlichsten Präpositionen mit dem von ihnen regierten Kasus am zweckmässigsten durcharbeiten. Wir brauchen nur vor den Augen der Schüler die von diesen Präpositionen ausgedrückten räumlichen Verhältnisse herzustellen, um eine vortreffliche Stütze für das Verständnis und das Einprägen dieser Wörter zu gewinnen. Handelt es sich z. B. um die sogenannten gemischten Präpositionen, deren Anwendung am schwierigsten ist, so lässt der Lehrer einen Schüler gehen:

an die Tür — die Tafel,
auf das Podium,
hinter die geöffnete Tür,
in die Ecke,
neben den Schrank,
unter die Lampe,
vor das Fenster,
zwischen die Tafel und das Katheder,

indem der Akkusativ mit der Frage: »wohin gehst du?» kräftig hervorgehoben wird. Nach jeder Bewegung verweilt dann der Schüler und muss mit dem Dativ seinen Standort angeben, in Beantwortung der Frage: »wo stehst du jetzt?»

Ich stehe an der Tür — auf dem Podium — hinter der Tür — in der Ecke — neben dem Schrank — vor dem Fenster — zwischen der Tafel und dem Schrank.

Dasselbe gilt auch von den sogenannten topographischen Präpositionen, meistens mit Anwendung des Genitivs, die in Beschreibungen häufig vorkommen. Ich brauche nur z. B. einen Plan von Paris an der Tafel zu skizzieren und dann gewinnen wir folgende Sätze:

Oberhalb der Stadt Paris	liegt Charenton. mündet die Marne in die Seine.
Unterhalb » » »	liegt St. Cloud.
Innerhalb » » »	liegt der Tuileriengarten.
Ausserhalb » » »	die Waldanlage von Boulogne.

Längs der Seine ziehen sich schöne Quais.
Die Seine fliesst *durch* Paris hindurch.
Eine Mauer zieht sich *um* Paris herum.
Das Pantheon steht *bei* der Sorbonne.
Die Sorbonne steht dem Museum von Cluny *gegenüber* u. s. w.

Dieses Anschauungsverfahren wirkt in einer ganz anderen Weise auf den Geist des Schülers als die toten Buchstaben eines Buches. Die Präpositionen werden sozusagen vom Schüler angeschaut: das ist lebendige Grammatik.

III. Die Wortfolge oder der Satzbau.

Aus all den oben angeführten Beispielen ergibt sich also unverkennbar, dass wir das Problem der Deklination nach der direkten Methode völlig zu lösen vermögen. Es erübrigt noch ein drittes wichtiges Problem zu betrachten, nämlich den Satzbau. Dass wir dieses Problem ebenfalls auf anschaulichem

Wege lösen können, liegt auf der Hand, denn es genügt ja Merksätze auf die Tafel zu schreiben, um alle Erklärungen über die Stelle der einzelnen Wörter augenfällig zu machen. So wird auch die Wortfolge vom Schüler angeschaut.

Am bequemsten lässt sich der Satzbau im Anschluss an die bereits erwähnten Satzreihen von Gouin durchnehmen.

1. *Der einfache Satz.*

In dem ersten Jahreskursus beschränken wir uns auf die Durcharbeitung des einfachen Satzes. Möge hier die Satzreihe: »ich schreibe das Datum an die Tafel» als Anknüpfungspunkt meiner weiteren Erklärungen dienen.

Diese Satzreihe entfaltet sich zuerst in ihrer einfachsten Form in folgender Weise:

1. ich stehe auf,
2. ich verlasse meinen Platz,
3. ich gehe an die Tafel,
4. ich nehme die Kreide,
5. ich schreibe das Datum,
6. ich lege die Kreide weg,
7. ich gehe an meinen Platz zurück,
8. ich setze mich.

a) Frageform und negative Form.

Nun ist es ein Leichtes zur Frageform und zum negativen Satz überzugehen. Wenn ein Schüler nämlich diese Reihe von Handlungen ausführt, so bleiben seine Kameraden an ihrem Platz sitzen. Frage ich also irgend einen von diesen (bzw. die ganze Klasse), ob er auch tut, was sein Mitschüler an der Tafel vollzieht, so verwandle ich sofort alle Sätze in Fragesätze mit verneinenden Sätzen verbunden:

der Lehrer:	1	Paul, stehst du auch auf?
Paul:		Nein, ich stehe nicht auf.

2 | Verlässt du auch deinen Platz?
| Nein, ich verlasse meinen Platz nicht.

3 | Gehst du auch an die Tafel?
| Nein, ich gehe nicht an die Tafel u. s. w.

Dabei können wir bemerken, dass diese Reihe alle Hauptregeln über die Stellung der Negation einschliesst.

b) Stellung des Partizips und des Infinitivs.

Wollen wir weiter die Stellung des Infinitivs und des Partizips am Schluss der Ergänzungen einüben, so verlangen wir, dass der Schüler vor und nach Erfüllung einer Weisung sagen soll, was er tun will und was er eben getan hat. Dann gestaltet sich die nämliche Satzreihe folgendermassen:

Der Lehrer zu A: A, du sollst gleich aufstehen.

A: | Gut, ich will gleich aufstehen.
| Ich stehe auf.
| Ich bin eben aufgestanden.

Der Lehrer fährt fort: A, du sollst gleich deinen Platz verlassen.

A: | Gut, ich will gleich meinen Platz verlassen.
| ich verlasse meinen Platz.
| ich habe eben » » verlassen, u. s. w.

c) die invertirte Form.

Dazu kommt noch die invertirte Form. Hier ist zu bemerken, dass diese Handlungen *nach* einander ausgeführt werden sollen. Nun aber gibt es im Deutschen — sowie in jeder Sprache — Adverbien, die diesen Begriff der Reihenfolge bezeichnen, insbesondere die Wörter: zuerst, dann, darauf, hierauf, nachher, zuletzt, welche eben die Inversion bewirken. Der Schüler braucht nur darin geübt zu werden, diese Verbindungs-Wörtchen an die Spitze jedes Satzes zu stellen. Demgemäss nimmt unsere Satzreihe etwa folgende Gestalt an:

1. Zuerst stehe ich auf.
2. Dann verlasse ich meinen Platz.
3. Darauf gehe ich an die Tafel.
4. Nachher nehme ich die Kreide.
5. Hierauf schreibe ich das Datum.
6. Dann lege ich die Kreide weg.
7. Darauf gehe ich an meinen Platz zurück.
8. Zuletzt setze ich mich.

2. *Das Satzgefüge.*

Ist der Schüler imstande, wohl schon am Ende des ersten Jahreskursus, den einfachen Satz so in allen Hauptformen sicher und schnell zu gebrauchen, dann gehen wir zum Satzgefüge über, das heisst zur Verbindung eines Hauptsatzes mit einem Nebensatz. Die Nebensätze zerfallen bekanntlich in drei Gruppen, auf welche wir unser Augenmerk zu richten haben, nämlich: die Infinitivsätze (bzw. Partizipialsätze), die Relativsätze und die Konjunktionalsätze. Bei der Behandlung jeder dieser Gruppen bleiben wir dem schon aufgestellten Prinzip treu: *wir gehen von einem bestimmten, in zwei unabhängigen Sätzen ausgedrückten Gedanken aus, um ihm durch das Satzgefüge bloss eine bündigere, gedrängtere Form zu verleihen.*

a) Der Infinitivsatz.

Wenden wir dieses Prinzip wieder auf unsere Satzreihe an: Ich gehe an die Tafel. Zuerst kann jeder einfache Satz leicht in einen Infinitivsatz verwandelt werden. Der Lehrer fordert einen Schüler auf, jede Handlung auszuführen mit den Worten: *Karl, bitte, stehe auf!*

Dann wiederholt er die Weisung in der neuen Form: *Karl, ich bitte dich, aufzustehen.*

Dann spricht die ganze Klasse ihm nach:

{ Bitte, Karl, stehe auf.
{ Ich bitte dich, aufzustehen.

Bitte, Karl, verlasse deinen Platz.
Ich bitte dich, deinen Platz zu verlassen, u. s. w.

Ebenso verhält es sich mit den zusammengesetzten Präpositionalformen: um . . . zu — ohne . . . zu — statt . . . zu.

Der Lehrer sagt z. B. zu einem Schüler:

Paul: Stehe auf! gehe an die Tafel!
Stehe auf, *um* an die Tafel *zu* gehen.

Paul: *Nimm die Kreide! schreibe das Datum!*
Nimm die Kreide, **um** *das Datum* **zu** *schreiben.*

Nimm den Wischlappen! Wisch die Tafel ab!
Nimm den Wischlappen, um die Tafel abzuwischen.

Beispiele mit *ohne . . . zu:*

Gehe an deinen Platz! Mache keinen Lärm!

Ich verbinde diese zwei Sätze:

Gehe an deinen Platz, **ohne** *Lärm* **zu** *machen.*

Wisch die Tafel ab! Mache keinen Staub!
Wisch die Tafel ab, **ohne** *Staub* **zu** *machen.*

Beispiele mit *statt . . . zu:*

Du drehst den Kopf — du passt nicht auf. / du sollst aufpassen.
Du drehst den Kopf, *statt* auf*zu*passen.

Du spielst mit den Fingern, du siehst nicht auf das Bild. / du sollst auf das Bild sehen.
Du spielst mit den Fingern, *statt* auf das Bild *zu* sehen.

Das Schülerleben liefert uns solche Beispiele die Hülle und Fülle.

b) Relativsätze.

Auch die Relativsätze geben uns Anlass zur Anwendung derselben Verfahrungsweise.

Ich sage zu einem Schüler:

Dein Kamerad A lernt immer die Lektion sehr gut. Er schreibt seine Aufgaben schön: er ist fleissig.

Was ist also ein fleissiger Schüler?

Ein fleissiger Schüler ist ein Schüler, *der* die Lektion sehr gut lernt, *der* die Aufgaben schön schreibt.

Die 4 Kasus des Relativpronomens lassen sich ebenso leicht durcharbeiten wie die des Substantivs, z B.:

N. { Der Schüler A kann die Lektion sehr gut; *er* bekommt eine gute Zensur.
Der Schüler, *der* die Lektion gut kann, bekommt eine gute Zensur. }

G. { Der Schüler A bekommt eine gute Zensur; *seine* Aufgaben sind schön geschrieben.
Der Schüler, *dessen* Aufgaben schön geschrieben sind, bekommt eine gute Zensur. }

D. { Der Schüler A bekommt eine Belohnung; der Lehrer ist *mit ihm* zufrieden.
Der Schüler, mit *dem* der Lehrer zufrieden ist, bekommt eine Belohnung. }

A. { Der Schüler A soll die Lektion aufsagen; der Lehrer ruft *ihn* auf.
Der Schüler, *den* der Lehrer aufruft, soll die Lektion aufsagen. }

c) Konjunktionalsätze.

Endlich bleiben noch die Konjunktionalsätze. Sie sind überaus wichtig, weil sie sozusagen den ganzen Prozess des menschlichen Denkens zum Ausdruck bringen. Aber man darf nicht vergessen, dass unsere Schüler bereits eine Altersstufe erreicht haben, auf der sie des logischen Denkens in ihrer Muttersprache fähig sind, sodass ihnen diese Formen auch in der fremden Sprache zugänglich sind.

Nehmen wir unsere Satzreihe »ich gehe an die Tafel» wieder auf. In der invertirten Form mit zuerst — dann —

zuletzt ist zu bemerken, dass die zeitliche Reihenfolge ebenso gut durch die Konjunktion *nachdem* bezeichnet werden kann. Ersetzen wir die Adverbien *dann, darauf* u. s. w. durch diese Konjunktion, so nimmt unsere Satzreihe wieder die folgende Form an:

1. Ich stehe auf. Ich bin aufgestanden.
   Nachdem ich aufgestanden bin, verlasse ich meinen Platz.
2. Ich habe meinen Platz verlassen. Nachdem ich meinen Platz verlassen habe, gehe ich an die Tafel.
3. Ich bin an die Tafel gegangen.
   Nachdem ich an die Tafel gegangen bin, nehme ich die Kreide, u. s. w.

In derselben Reihenfolge können wir auch rückwärts gehen: z. B.

Ich gehe an meinen Platz zurück; vorher wische ich die Tafel ab.
Bevor ich an meinen Platz zurück gehe, wische ich die Tafel ab.

An dem Tage, wo ein Schüler mir ohne jedes Zögern sagen kann: Nachdem ich aufgestanden bin, gehe ich an die Tafel, um das Datum zu schreiben, darf man wohl behaupten, dass er den Satzbau beherrscht. Er besitzt in der Tat ein für allemal die typische Form, in welche alle weiteren Nebensätze hineingegossen werden können.

Zusammenstellung der unterordnenden Konjunktionen.

Was bleibt noch übrig zu tun, wenn der Schüler diese typische Form besitzt? Einfach die einzelnen Konjunktionen zu verarbeiten, insofern sie ein logisches Verhältnis zwischen Haupt- und Nebensatz ausdrücken. Dies aber gehört vielmehr zur Erklärung des Wortschatzes selbst als zur Erlernung der

Wortfolge. Daher will ich mich damit begnügen, nur noch einige Beispiele aus der Schülersprache zu entlehnen, die zum Erschliessen der Bedeutung dieser Konjunktionen dienen sollen: *dass* leitet ein Akkusativobjekt ein:

> Gehe an die Tafel; ich will es.
> Ich will, dass du an die Tafel gehst.

ob leitet einen indirekten Fragesatz ein:

> Haben wir morgen eine Aufgabe? Weisst du es?
> Weisst du, ob wir morgen eine Aufgabe haben?

wenn bezeichnet die Gleichzeitigkeit von wiederholten Handlungen:

> die Glocke läutet jeden Tag um 8 Uhr, *da* treten wir in das Schulzimmer.
> Wenn die Glocke um 8 Uhr läutet, so treten wir in das Schulzimmer.

als bezeichnet die Gleichzeitigkeit von Ereignissen die nur einmal geschehen sind:

> Gestern bist du mir auf der Strasse begegnet, *da* hast du mich gegrüsst.
> Als du mir gestern auf der Strasse begegnetest, hast du mich gegrüsst.

während bezeichnet die Gleichzeitigkeit mit dem Nebenbegriff der Dauer:

> Der Lehrer erklärt die Lektion; *unterdessen* passen die Schüler auf.
> *Während* der Lehrer die Lektion erklärt, passen die Schüler auf.

so dass bezeichnet eine Folge:

> Du arbeitest sehr fleissig; infolgedessen machst du Fortschritte.
> Du arbeitest sehr fleissig, sodass du Fortschritte machst.

damit bezeichnet den Zweck:

Ich mache das Fenster auf; die frische Luft *soll* hereindringen.
Ich mache das Fenster auf, damit die frische Luft hereindringen kann.

weil bezeichnet den Grund:

Du hast gut gearbeitet; *darum* gebe ich dir eine gute Zensur.
Ich gebe dir eine gute Zensur, *weil* du gut gearbeitet hast.

obwohl bezeichnet entgegenwirkende Ursache:

Ich habe dir die Regel oft erklärt; trotzdem machst du noch Fehler.
Obwohl ich dir die Regel oft erklärt habe, machst du noch Fehler.

u. s. w.

Diese wenigen Beispiele genügen, um uns zu zeigen, dass die direkte Methode die wesentlichen grammatischen Kenntnisse auf Grund der Schulsprache, vielleicht noch besser als das alte Übersetzungsverfahren, dem Schüler beizubringen vermag. Auf der Unter- und Mittelstufe müssen wir uns auf das Unentbehrlichste beschränken. Nebensächliche Seltenheiten können am zweckmässigsten später an die Lektüre angeschlossen werden.

Einen letzten Punkt möchte ich noch zum Schluss berühren. Sollen nämlich die grammatischen Erklärungen und Regeln in der fremden Sprache selbst oder in der Muttersprache des Schülers gegeben werden? Die Anhänger der Grammatik in der Muttersprache bringen vor, es sei rein unmöglich, abstrakte Regeln in der fremden Sprache dem Schüler verständlich zu machen, die grammatischen Vokabeln seien übrigens technischer Art und daher ohne Wichtigkeit für die Umgangssprache.

Die radikalen Reformer meinen dagegen, es sei doch gar nicht so schwer durch treffende Beispiele und auf induktivem Wege die notwendigen grammatischen Wendungen in der fremden Sprache zu erschliessen, man brauche ja weniger Regeln als gute Gewohnheiten und im Gedächtnis fest eingeprägte typische Formen, es sei endlich höchst wünschenswert, an das Ohr nur fremde Laute dringen zu lassen.

Nach meiner eigenen Erfahrung wäre ich geneigt auf die Seite der Radikalen zu treten. Insbesondere mit unseren französischen Schülern fällt es dem Lehrer nicht schwer, die grammatische Terminologie klarzulegen, weil sie meistens aus dem Latein entnommen wird. Die lateinischen Wörter stecken uns im Blut. Vokabeln wie Verb, Substantiv, Artikel, Adjektiv, Konjunktion, Präposition, Adverb klingen mehr französisch als deutsch. Wir tragen keine Bedenken sie anzuwenden, weil sie in Deutschland, wenigstens in den höheren Schulen, allgemein gebräuchlich sind. Sie dienen uns jedenfalls dazu, die entsprechenden deutschen Benennungen an die Schüler heranzubringen.

Dennoch gebe ich zu, dass man in anderen Ländern, wie es wohl in Finnland der Fall sein mag, auf Schwierigkeiten stossen kann, die sich ohne Verwendung der Muttersprache schwerlich beseitigen liessen. Unsere Methode wird aber nicht gefährdet, wenn hie und da einige Erklärungen in der Muttersprache vorkommen. Wie bei der Erlernung des Wortschatzes, soll auch in der Grammatik für den Lehrer das Losungswort sein:

Verwende die Muttersprache nur wenn alle anderen Mittel versagen. Aber sei ein guter Soldat und strecke nicht die Waffen, bevor du redlich und tapfer gekämpft hast.

E. Simonnot.

Besprechungen.

Robert de Souza, Du rythme en français. Paris, Welter, 1912, 1 v. 8⁰, 103 p.

Je confesserai d'abord mon embarras à rendre compte de ce livre. L'auteur est un poète moderne, partisan enthousiaste des réformes les plus radicales de la technique qu'on désigne sous le terme vague de «vers libre»; son ouvrage est surtout écrit pour établir le bien-fondé de ces doctrines et pratiques poétiques, et les exemples qu'il cite sont, presque sans exception, empruntés aux plus récents poètes français. — Or je dois avouer que mes idées esthétiques sont de celles que M. de Souza qualifierait de «préconçues, très surannées» (p. 96). Je suis un vil conservateur, très platement attaché aux mètres à forme fixe. Je crois pouvoir dégager un rythme de l'alexandrin; je me sens incapable de saisir véritablement celui d'un vers libre.

Mais l'auteur n'a pas hésité, pour élucider ses conceptions artistiques, à les soumettre au contrôle de l'expérience, et à travailler dans un laboratoire de phonétique. Il est amené en outre à traiter des questions d'ordre général, qui rentrent mieux dans le cadre de cette revue.

M. de Souza cherche le principe du rythme poétique dans le rythme naturel de notre langue, et ce qu'il dit de l'accent et des ressources rythmiques du français est fort juste. «Aussi précise que mobile, l'accentuation du français échappe par sa justesse même. De ce qu'elle n'est point sommaire ni brutale, on lui dénie aujourd'hui encore toute forte existence, temporelle ou intensive . . . Elle est jugée *faible*, parce qu'elle est *fine*, parce qu'elle est souple dans la force . . .» (P. 30). Ces idées ne sont évidemment pas neuves, mais il importe de les redire souvent, puisqu'elles font difficilement leur chemin. — L'accent, placé sur la dernière syllabe non féminine, est, selon M. de S., en partie un accent d'intensité, en partie et principalement un accent de durée; il y a une succession de longues et de brèves, les longues équivalant à peu près à deux brèves. L'auteur semble regarder les *voyelles* des syllabes toniques comme longues, les voyelles atones comme brèves (v. en particulier les exemples pp. 18 et 19), ce qui me paraît contestable et trop schématique. — Sur le principe je serai d'accord avec M. de S., les considérations de durée me semblant inséparables de la notion d'accent, surtout dans une langue comme la nôtre où les autres caractères sont peu développés. Mais où je ne

puis le suivre, c'est dans l'application. D'abord il fait entièrement abstraction de l'accent musical, sans en donner la moindre raison: or, négliger la modulation, c'est supprimer un des moyens d'action les plus puissants de notre poésie, sans lequel il est impossible de mettre un rythme correct dans les vers à forme fixe. Dans l'établissement de la durée, M. de S. ne tient compte que des voyelles, sous prétexte qu'elles sont les centres de plus grande sonorité: cela aussi est un procédé arbitraire. Contestable même pour le français, où cependant la quantité des consonnes ne frappe guère l'oreille, cette conception est absolument inadmissible comme thèse générale, car il y a des langues où cette quantité est très finement sentie. Si, dans le vers de M. Castiaux analysé pp. 13 sqq.

Fluide et douce caresse de cendre bleue,

on rétablit la quantité des consonnes que M. de S. élimine, on n'obtient plus une succession de *syllabes* brèves et longues, mais des distances assez sensiblement égales entre les centres des différentes syllabes, c. à d. une allure spondaïque plutôt qu'ïambique. — J'entends bien l'objection, que notre oreille est surtout frappée par les voyelles; mais encore faudrait-il faire la preuve que, dans la trame de la phrase, les quantités variables des consonnes ou groupes de consonnes ne jouent aucun rôle. Il reste acquis, évidemment, que les différences d'importance des voyelles sont le phénomène le plus saillant; mais ces différences tiennent-elles seulement, ou même surtout, aux différences de quantité? Il faudrait, dans les analyses de la p. 16, donner non seulement les durées, mais les rapports d'intensité (bien difficiles à établir actuellement) et les courbes mélodiques des syllabes, et combiner ces trois éléments pour déterminer le *poids* relatif des différentes syllabes.

La question, comme on le comprendra par l'aveu du début, m'intéresse surtout pour l'étude de la poésie traditionnelle. Il est possible et même vraisemblable que la poésie nouvelle, dégagée de la «camisole de force» des formes fixes, se moule plus strictement sur l'accent naturel de la langue, au lieu que le vers invariable doit aboutir à des conflits. Cette révolution ne serait après tout pas plus forte que celle, en sens inverse, qui a fait disparaître le vieux vers allitératif germanique. La difficulté, dans l'étude de la métrique traditionnelle, est précisément d'une part de reconnaître le rythme, et de l'autre de voir comment se résolvent les conflits entre les exigences du rythme et celles de la langue. — Je vois avec

plaisir que M. de Souza exprime de son côté l'idée, sur laquelle insiste tant Saran, que l'unité fondamentale n'est pas le vers (ni le pied métrique), «mais le *pied rythmique*, dont dépend la nature du mouvement et dont relève déjà celle de nos mètres classiques» (P. 21). C'est évidemment à ce point de vue qu'il faut se placer pour pénétrer le vers libre; mais c'est aussi, je crois, la vraie manière de saisir les mètres classiques, et cette substitution de notions est certainement féconde en aperçus.

Je signalerai en terminant de fines remarques sur les différentes formes de l'expression poétique. L'ouvrage se lira avec fruit; l'intelligence en serait plus aisée si la langue était moins chargée d'images. Le travail de M. de S. constituait une série d'articles d'une revue jeune, *La Phalange*. En les réunissant en volume, l'auteur y a ajouté quelques appendices, dont celui sur l'*e* muet (n:o IV) intéressera aussi les philologues. Quelques-uns, d'un caractère polémique, étaient en somme inutiles ici, et le fond en serait mieux à sa place, semble-t-il, dans l'*Introduction à une rythmique expérimentale* que prépare l'auteur.

J. Poirot.

Louis Gauchat et *Jules Jeanjaquet*, *Bibliographie linguistique de la Suisse romande.* Tome premier: Extension du français et question des langues en Suisse. Littérature patoise. Avec une carte et sept facsimilés. Neuchâtel, Attinger frères, 1912. X + 291 p. in-8⁰.

Le présent volume est le premier résultat accessible au grand public de l'admirable travail d'investigation concernant les patois de la Suisse romande qui se poursuit depuis 1899 sous la direction active et intelligente d'un groupe de romanistes suisses. On sait avec quel zèle infatigable la rédaction du *Glossaire des patois de la Suisse romande*, composée des professeurs L. Gauchat (Zurich), J. Jeanjaquet (Neuchâtel) et E. Tappolet (Bâle), a organisé et dirigé ce travail immense. Par des «questionnaires» savamment composés, adressés à un grand nombre de correspondants de bonne volonté, on a réussi à obtenir une collection étonnamment riche de «réponses» sur les patois de la Suisse romande, consignées sur des «fiches» systématiquement classées. Des *Rapports annuels* et un modeste *Bulletin* ont permis aux romanistes étrangers de suivre de loin les progrès de l'entreprise, qui comprendra aussi un *Atlas lin-*

guistique de la Suisse romande, plus détaillé et conçu un peu autrement que l'*Atlas linguistique de la France* de MM. Gilliéron et Edmont. Pour plus de détails sur le caractère de cette œuvre grandiose, je renvoie les lecteurs non initiés à la conférence si intéressante et instructive de M. Morf, *Die romanische Schweiz und die Mundartenforschung* (année 1907), publiée, avec quelques additions, dans le second volume de son recueil *Aus Dichtung und Sprache der Romanen* (Strasbourg 1911, p. 288—330).

Avant de commencer la publication du grand *glossaire,* la Rédaction a jugé utile, et avec raison, de donner «un répertoire de toutes les sources d'information et de tous les matériaux existants». Et c'est de ce répertoire qu'on vient de publier la première partie, comprenant tous les travaux concernant l'extension du français et la «question des langues» en Suisse, ainsi que les textes patois, en tout 1039 numéros, s'étendant jusqu'en août 1912. La seconde (et dernière) partie de cette *Bibliographie linguistique* comprendra, d'après l'avant-propos des éditeurs, des travaux relatifs aux patois de la Suisse romande (généralités, grammaire et lexicographie), aux provincialismes romands, ainsi qu'aux noms de lieux et de familles. Ce qui fait surtout l'importance de cette *Bibliographie,* c'est qu'elle n'est pas une simple énumération ordonnée de titres d'ouvrages, mais un *inventaire raisonné,* exécuté avec un soin et un jugement dignes des plus grands éloges.

A. Wallensköld.

Louis Karl, Un Moraliste bourbonnais du XIVe siècle et son œuvre: Le Roman de Mandevie et les Mélancolies de Jean Dupin. Paris, H. Champion, 1912. 60 p. in-8⁰ et deux planches (Extrait du *Bulletin de la Société d'Émulation du Bourbonnais*).

Parmi les importantes contributions que le brillant historien Ch.-V. Langlois a apportées à la connaissance de la vie littéraire en France au moyen âge se trouve une étude sur les *Mélancolies* de Jehan du Pin, publiée dans la *Revue bleue,* 1908, p. 805—12. M. Karl a repris le sujet dans le présent mémoire, qui doit sans doute être considéré comme une sorte de *prolegomena* à une édition critique.

Le premier chapitre est consacré à la biographie de l'écrivain. Les indications que fournissent son œuvre permettent

en effet d'identifier l'auteur avec un religieux bien connu. «La biographie de Jean Dupin se résume par les faits suivants: Il est né en 1302 dans le Bourbonnais et il était d'origine bourgeoise. Entré dans l'ordre de Saint-Benoît, il a passé ses années de noviciat et d'études au monastère de Saint-Martin-des-Champs, à Paris. Entre 1336 et 1340, il a composé un ouvrage avec la tendance de moralisation: sept livres sont écrits moitié en prose, moitié en vers, et il les appelle le *Roman de Mandevie;* le huitième est en vers, c'est un résumé intitulé *Mélancolies.* Le 8 septembre 1363 il fut élu prieur de Saint-Martin-des-Champs, où il déploya une grande activité. En 1369 il reçoit la dignité d'abbé de Cluny et il y est confirmé par le pape Urbain V, le 27 juin de la même année. Il donna des reliques à l'église Sainte-Opportune et au monastère de Saint-Martin-des-Champs. Il est mort le 27 décembre 1374 et il fut enterré au sanctuaire de l'église de son ancien prieuré.»

Le chapitre II donne une description des quinze manuscrits et deux incunables actuellement connus, ainsi qu'un arbre généalogique indiquant leur filiation (les preuves du classement seront sans doute données dans l'édition à paraître).

Le chapitre III, intitulé *Caractère de l'œuvre et sa valeur littéraire*, expose d'abord les rapports de Jehan du Pin avec son modèle le plus direct, le *Roman de la Rose*, et ses autres sources. A la fin de ce chapitre, M. Karl traite de quelques imitations auxquelles le *Livre de Mandevie* aurait donné lieu. Mais je crois que ce qu'il dit notamment sur Jehan Castel,[1] auteur du *Specule des pecheurs*, porte à faux (p. 33). La paraphrase de l'hymne latine *Vado mori* n'est nullement imitée de Jehan du Pin. Jehan Castel a tout simplement fait entrer dans son ouvrage, composé vers 1465, un poème bien connu dès le XIVe siècle sous le nom de *Mireuer du monde* (début: *Je vois morir: venez avant Tuit cil qu'encore estes vivant*).[2]

Le chapitre IV fournit quelques renseignements sur la langue et la versification de Jehan du Pin, et un appendice

[1] Sur Jehan Castel, poète et chroniqueur, et petit-fils de Christine de Pisan, on peut voir en dernier lieu une note que M. Antoine Thomas a ajoutée à mon compte-rendu du livre de M. Ernest Langlois sur *Les Manuscrits du Roman de la Rose* (*Romania*, XLI, 423).

[2] Pour la bibliographie, voir Naetebus, *Nichtlyr. Stroph.*, XLIV, 1. Le manuscrit 886 de l'ancien fonds Saint-Victor porte actuellement la cote Bibl. nat fr. 22921. Ajouter: Cambridge, Magdelene College, collection S. Pepys, 1938 (P. Meyer, *Romania*, XXV, 418); Paris, Bibl. nat., nouv. acq. fr. 5232 (L. Delisle, *Invent. alphab.*, p. 425).

donne une analyse bienvenue du contenu du *Livre de Mandevie* d'après le manuscrit français 451 de la Bibliothèque nationale.[1] *Artur Långfors.*

Wilhelm Viëtor. Deutsches Aussprachewörterbuch. 1908—1912. XVIII + 470 Seiten. Leipzig. O. R. Reisland. Mk. 12: —

In Heft 3/4 für das Jahr 1909 zeigte ich die erste Lieferung dieses Wörterbuches an. Nun liegt es vollendet vor. Das langsame Erscheinen ist wesentlich durch Gründe mit veranlasst worden, die in der Natur der Aufgabe lagen. Es war nicht so einfach, wie es der oberflächlichen Betrachtung erscheinen mag, ein Aussprachewörterbuch mit normativem Charakter auszuarbeiten. Denn was schliesslich als Norm aufgestellt werden sollte, war in vielen — vielleicht den meisten — Fällen erst durch langes Probieren, Fragen, Schreiben und Vergleichen zu ermitteln. Der Zweck des Werkes ist nämlich nicht eine wissenschaftlich genaue Fixierung vorhandener Aussprachen der einzelnen Wörter zu geben, sondern eine Orthoepie im eigentlichen Sinn, ein Wörterbuch der Sprechrichtigkeit, das in- und ausländischen Lesern in jedem zweifelhaften Fall ein praktischer Ratgeber sein will. Der Wortschatz musste deshalb möglichst vollständig sein: er enthält alle echt deutschen Wörter, auch die bekannteren Fachausdrücke, und eine möglichst grosse Auswahl von Fremdwörtern und Eigennamen. Zahlreiche Stichproben haben mir dies bestätigt. Nur hinsichtlich der Auswahl der Eigennamen hätte ich eine Bemerkung zu machen. Während Dichter- und Schriftstellernamen aus der russichen Litteratur verhältnismässig zahlreich vorkommen (Tolstoi, Turgeniew, Gogol, Lermontow, Gorki u. a.), ist die französische Litteratur, mit Ausnahme von Corneille und Voltaire, ganz unberücksichtigt geblieben, und doch wären grade hier, insbesondere in Anbetracht der in Deutschland üblichen falschen Betonungen (auch Aussprache: vgl. das allgemein verbreitete —

---

[1] Voici quelques menues corrections P. 25. Au lieu de *Hôpitaliers,* lire *Hospitaliers.* — P. 26. Au lieu de *satyre,* lire *satire.* — P. 29. La cote du manuscrit de la paraphrase de *Job* est défigurée par une faute d'impression: au lieu de Bibl de l'Arsenal 5142, il faut lire 3142. — P. 33, dernière ligne. Au lieu de *Cest*, lire *Ceste.* — P. 37, ligne 4 d'en bas. Au lieu de *michtlyrischen*, lire *nichtlyrischen.* — P. 55. Lire, au premier vers cité, *C'est* (au lieu de *Cest*). — P. 58. Arthur Dinaux a intitulé son livre *Les trouvères cambrésiens* (et non *cambraisiens).*

sogar als Reimwort vorkommende — tso:la!) möglichst reichhaltige Angaben sehr erwünscht gewesen. Dasselbe gilt hinsichtlich der englisch schreibenden Dichter, von denen ich nur Shakespeare und Milton gefunden habe. In diesem Zusammenhange kann ich nicht umhin, meinem Erstaunen darüber Ausdruck zu geben, dass die allerdings verbreitete, aber nichtsdestoweniger vollkommen falsche und für skandinavische Ohren grauenvolle Aussprache ſtrintbɛrk als Norm aufgestellt und erst in zweiter Linie als »(mehr schwed.)» das richtige strindbɛrj gegeben wird. Zu bedauern ist auch, dass der Verf., der doch eine Menge von deutschen Gelehrtennamen verlautlicht, grade seinen eigenen verschweigt, dessen Aussprache und Betonung ja — zumal im Auslande und selbst nach der später vorgenommenen Verdeutlichung durch das Trema — für alle, die nicht authentisch darüber belehrt worden sind, ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Das Wörterbuch wünscht dazu beizutragen, »dass eine reine, des geeinten Deutschlands würdige Aussprache, wie auf der Bühne, so auch in der Schule, in der Kirche und überall sonst zur Geltung komme, wo nicht engerer Verkehr der Mundart ihr Recht sichert». Der Verf. hebt richtig hervor, dass dieser Wunsch zum Teil bereits erfüllt ist. Es giebt ein Ausspracheideal — die auf dem Theater im ernsten Drama übliche Aussprache. Dass eine solche allen gemeinsame Aussprache auch in der Umgangssprache möglich ist, zeigt der Umstand, dass Gelehrte aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, also alle mit grossen Verschiedenheiten in ihrer heimischen Umgangssprache, in den Hauptfragen der Orthoepie übereinstimmen, wie aus den Beratungen und Ergebnissen der »Bühnenkonferenz» hervorging.

Es galt also hier die als mustergültig zu betrachtende Aussprache wiederzugeben. Der Verf. hat deshalb in der Regel davon abgesehen, Schwankungen und Abweichungen zu vermerken und hat es vorgezogen, auch Inkonsequenzen in der Lautierung derselben Schriftzeichen anzuerkennen, wo diese Lautierung durch den vorherrschenden Sprechgebrauch der Gebildeten oder der Bühne den Stempel der »Richtigkeit» erhalten hat, statt sich auf eine durch keinen lebendigen Sprechgebrauch gestützte theoretische Konsequenz zu versteifen. So lesen wir für *ch:* psyçro·'me:tər, aber kro·no·'me:tər: tsɪ'ço:rǐə, aber ka:ɔs; ço·'ra:k aber ko:r; çɔrdə, aber ko·'ra:l; ebenso für *v:* skla:və, aber pulfər (sogar: pulfə-ri·'zi:rən); nɛrf, aber nɛrvən u. s. w. Nur in einzelnen Fällen werden Schwankungen oder Abwei-

chungen notirt, wie larfə (auch:) larvə und bei *sp* und *st* in Fremdwörtern. Eine generelle Freiheit gestattet der Verf. beim langen *ä* [ɛ:], das nach seiner Ansicht im Sprechgebrauch allmählich ausstirbt: »wer der ziemlich sicheren Entwickelung der Dinge voraneilen will, mag für dieses [ɛ:] überall den geschlossenen Laut [e:] sprechen». Das Zäpfchen-*r* will der Verf. nicht grundsätzlich ausrotten, zieht aber das bühnenmässige Zungen-*r* unbedingt vor. Der einzige Buchstabe, wo der Verf. ohne Rücksicht auf wesentliche Abweichungen in der Praxis eine einheitliche Transskription konsequent durchgeführt hat, ist g. Hier war auch ein anderes Verfahren gar nicht denkbar. Der Verf. hat dem Verschluss-g durchweg die erste Stelle gegeben und nur bei der Ableitungssilbe -ig das Reibe-g [j] zur Wahl gestellt.

Es erübrigt noch ein Wort über die Lautschrift. Die Frage über die Vereinheitlichung der Lautschrift ist vielfach Gegenstand von Erörterungen gewesen, zuletzt in der 7. Hauptversammlung des Bayrischen Neuphilologenverbandes zu Erlangen (April 1912).[1] Wie notwendig eine derartige Vereinheitlichung schon allein für den Unterricht ist, zeigt ein Blick in das Kunterbunt in den Lehrbüchern, die phonetische Transskriptionen enthalten. Dass Viëtor (wie ja zu erwarten war) sich für die Lautschrift der Association phonétique internationale entschieden hat, ist lebhaft zu begrüssen. Sie ist in 36 Ländern verbreitet und — soweit bekannt — in 120 Werken (darunter 34 Lehrbüchern) zur Verwendung gekommen. Der Einwand, dass sie für die Wissenschaft nicht genüge, die eines differenzirteren Lautschriftsystems bedarf, ist hinfällig, denn auch die Lautschrift der A. Ph. I. ist einer Entwickelung fähig. Für die Standardaussprache des Viëtorschen Wörterbuches reicht sie vollkommen aus; und es wäre wünschenswert, dass in Zukunft auch alle Lehrbücher der modernen Sprachen sich dieser Lautschrift bedienen möchten.

Aber nicht nur für die Lautschrift, sondern auch für die Orthoepie möchte ich das Viëtorsche Wörterbuch allen Kollegen und Verfassern von Lehrbüchern aufs wärmste empfehlen. Der Eine oder Andere mag ja, je nach den Lehrern, die er gehabt, oder nach den Gegenden Deutschlands, in denen er sich vorzugsweise aufgehalten hat, im Einzelnen abweichender Ansicht sein. Im Interesse des Unterrichts liegt es aber, dass wir den persönlichen Geschmack zurücktreten lassen. Ein aufmerksames

---

[1]) Vgl. Die neueren Sprachen. Juni. 1912. S. 143 ff.

Studium des Viëtorschen Wörterbuches giebt an die Hand, dass hier eine Unsumme von Geduld. Fleiss, Ausdauer und mühseliger Untersuchungen verborgen ist, und dass man deshalb (wenigstens wir, Lehrer des Deutschen im Auslande,) auch in Fällen, die nach der eigenen Erfahrung anders erscheinen mögen, am besten tut auf Treu und Glauben anzunehmen, was uns diese Autorität lehrt. Hier haben wir jetzt eine authentische Quelle, nach der wir uns in allen zweifelhaften Fällen getrost richten können. Tun wir das, so werden wir wenigstens bei uns in Finnland das Chaos vermeiden, das gegenwärtig in dieser Beziehung in den deutschen Lehrbüchern in Schweden herrscht. [1])

Johannes Öhquist.

Axel Rosendahl, Deutsche Sprachlehre für Handelsschulen. — Tysk språklära för handelsskolor. IV + 234 S. 8:o. — Saksan kielioppi kauppakouluja varten. IV + 242 S. 8:o. Helsingfors, 1912, Yrjö Weilin & kumpp. osakeyhtiö.

Es ist an und für sich kein übler Gedanke die Schüler einer Handelsschule schon durch die Grammatik in der Weise mit dem Wortschatz und den eigentümlichen Wendungen des kommerziellen Stiles bekannt zu machen, dass die Beispiele vorzugsweise das kaufmännische Leben berücksichtigen. Zeit ist Geld, und kein Stand weiss das besser als der Handelsstand. Die Verwirklichung des Gedankens begegnet indessen gewissen Schwierigkeiten. Handelt es sich doch bei dem kaufmännischen Stile, der heute noch der vorherrschende ist, nur um ein schriftliches Ausdrucksmittel, nicht um eine gesprochene Sprache, und da bedarf es auf seiten des Verfassers eines feinen Gefühls für das, was gesagt werden darf, wenn er einmal seine Grammatik auf dem gesprochenen Wort aufbaut. Was nicht gesagt werden kann, ohne die Gefahr lächerlich zu erscheinen, das muss sorgfältig als Briefstil bezeichnet und vom Gespräch ausgeschlossen werden. Der Verfasser des vorleigenden Buches hat diesen Gesichtspunkt nicht durchgeführt, und daher hat er die Stilverwirrung, die ohnehin schon die von der Umgangssprache ausgehende und zugleich die gehobene Prosa berücksichtigende Grammatik in ihrem Beispielmaterial bedroht, erheblich gesteigert (gleich das erste Zwiegespräch in § 18 usw.). Der gebil-

[1]) Vgl. *Artur Korlén*: Vårt skoluttal av tyskan. Moderna språk. 1912 N:o 3 und 5.

dete Kaufmann befolgt beim Sprechen keine andere Grammatik als jeder andere Gebildete. Daher hätte Vf. gut daran getan aus den bewährten Lehrbüchern, die nach derselben Methode verfahren wie er, alles herüberzunehmen, was darin einwandfrei dargestellt ist, umso besser, wenn er Schiefes berichtigen und Wichtiges nachtragen konnte. Stellt man jedoch einen Vergleich an, so fällt er sehr zu Ungunsten des vorliegenden Buches aus. Letzteres fusst wesentlich auf dem Unterrichtswerk von Lindelöf-Öhquist, aber wo es von ihm abweicht, bietet es selten etwas durchaus Gutes, meistens Schiefes. Ich werde im Folgenden einige Beispiele zur Erhärtung dieser Ansicht anführen, auf eine eingehende Kritik verzichte ich, da sie den Raum der Zeitschrift über Gebühr in Anspruch nehmen würde.

Es ist misslich die Rektion der Zeitwörter und Eigenschaftswörter in der Kasuslehre abzuhandeln, wie es Vf. tut. Einmal weicht ja die Rektion der Substantiva in vielen Fällen von der der zugehörigen Verben ab, so besonders bei denen mit Dativobjekt: jmdm danken ~ Dank an usw. (überhaupt sollte die Regel aufgenommen werden, dass von einem Substantivum — wohlgemerkt nicht Substantivum + Verbum — kein Dativ abhängig gemacht werden kann). Dann aber hätte konsequentermassen in der Kasuslehre auch die Rektion der Verhältniswörter vorgenommen werden müssen, die Vf. jedoch trennt. Die wohltuende Ordnung, die bei Lindelöf-Öhquist herrscht, ist auch sonst mehrmals durchbrochen. In § 24 (Gebrauch des unbestimmten Artikels) wird einiges untergebracht, was nicht hineingehört. Der Abschnitt über das Adverb bringt allerlei Partikeln und Konjunktionen, und die Bedeutung dieser Wortarten wird ganz ungleichmässig bewertet, so wird später für die beiordnenden Konjuktionen kein einziges Beispiel gegeben. In dem Abschnitt über die Präpositionen schliesslich herrscht ein wahres Chaos, besonders in der finnischen Ausgabe, die eine reichere Beispielsammlung als die schwedische enthält. — Ich gehe hiernach auf wichtige Einzelheiten ein und betrachte zunächst den Inhalt einzelner Regeln. Unvollständig sind Punkt 3—4 in § 21, es fehlen gleichberechtigte Fälle, wie Sterne, Wasserfälle, Wüsten u. dgl. einerseits und Kunstwerke andererseits; mit der Aufzählung kommt man jedoch überhaupt nicht weit, die ganze Regel könnte sehr einfach anders gefasst werden. Punkt 6 ebenda gilt doch wohl nur für den Fall, dass das durch den Artikel bestimmte Subst. schon an sich bestimmt ist, mit dem Genitivattribut hat der bestimmte Artikel hier nichts zu tun. Zu Punkt 7 vergleiche man nur etwa

»der Verkauf von Brot» (nicht »Brotes»: formell deutlicher Genitiv) ~ »d. V. frischen Brotes» (bezw. von f. B.). Ebenso schief wie die hier gegebene Bestimmung ist die in § 22, 5, dass der bestimmte Artikel gewöhnlich wegfällt vor einer mittels der Partikel »als» angeführten Apposition, die im Nominativ steht, dasselbe wird § 24, 2 für den unbestimmten Artikel wiederholt. Die gerade der Handelssprache eigentümliche Pluralbildung Tuch ~ Tuche usw. wäre zu § 29 nachzutragen. § 33 wird als Endung des Dat. Pl. -n angesetzt, ohne dass § 39 eine Bemerkung über das Verhalten der Wörter mit Pl. -s hinzugefügt ist. § 35 hätte wie bei Lindelöf-Öhquist gesagt werden müssen, dass Mutter und Tochter die einzigen Feminina der betreffenden Deklinationsklasse sind. Eine unrichtige Einschätzung sprachlicher Einzelerscheinungen offenbart sich häufig. So § 77 Schluss: die Gruppe der Zeitwörter, die »nehmen» und Verwandtes bedeuten, ist eine der durchsichtigsten Gruppen innerhalb der verbalen Rektion, sie ist auch nicht wenig zahlreich, daher ist es verfehlt sie gewissermassen als eine Ausnahme hinzustellen. Weiter § 82, wo von Adjektiven gesprochen wird, bei denen »bald der Dativ, bald eine Präposition» steht, als ob da kein Bedeutungsunterschied vorhanden wäre. Ähnlich § 146 »jemand» ~ »einer» mit dem ersten daselbst angeführten Beispiel. Besonders peinlich ist dieses leichte Hinweggehen bei der Behandlung des formalen »es» § 113; Vf. vereinfacht die Sache, indem er über die Schwierigkeiten schweigt. Hinzugefügt hat er eine wichtige Regel über das Verhalten dieses »es» in passiven Sätzen, nur ist dabei übersehen, dass die Partikeln, die keine Inversion bewirken (siehe im Folgenden), auch nicht den Wegfall des Pronomens bedingen. Unzureichend ist das Perfektum in § 184 a formuliert, und nicht unwichtig scheint es, dass in der Grammatik näher auf die Bildung der Adverbien eingegangen wird, wenigstens die Adverbien auf -weise verdienen Beachtung (vgl. »er kommt möglicherweise» und andere Fälle obligatorischer Verwendung dieser Bildung). In dem Kapitel über die Wortfolge sähe man unter den allerersten Bemerkungen gern eine Aufzählung der Partikeln, die in Spitzenstellung die gerade Wortstellung nicht beeinflussen (siehe Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart [2], § 294, 1). — Mitunter ist Vf. unglücklich in der Wahl der Beispiele für Regeln, die richtig formuliert sind. Wenn er § 92 für die gleichartige Flektion mehrerer attributiven Adjektiva das Beispiel ». . . Agent verschiedener grosser Firmen» gab, hätte er bedenken müssen, dass hier »grossen»

dieselbe Berechtigung hat (»verschiedene» = finn. eri, useat); ein eindeutiges Beispiel hätte sich gewiss leicht finden lassen. Die Regel (eine von den vielen Regeln, in denen das Wort »gewöhnlich» eine grosse Rolle spielt) in § 113 b ist illustriert durch »es freut mich; mich freut.» Falsch ist davon »mich freut.», denn dies ist als selbständiger Satz, wie etwa »mich friert» nicht möglich, dagegen wohl als Regens eines dass-Satzes oder eines zu + Infinitiv. — Zu Unrecht gestrichen hat Vf. an Stellen, wo keine Veranlassung dazu war. Für die undeklinierbaren Adjektiva z. B., die Farben bezeichnen, hat ja wohl auch die Sprache des Handels Verwendung. Bedauerlich ist, dass die scharfsinnigen allgemeinen Ausführungen über die trennbaren verbalen Zusammensetzungen, die wir bei Lindelöf-Öhquist finden, ganz ungenutzt geblieben sind; sie geben ja den Schlüssel zu einem grossen Teil der Wortstellung überhaupt. Dafür hätte in § 169 Regel 2 gern geopfert werden können: mir wenigstens ist es unverständlich, wie man »stattfinden» für eine Zusammensetzung erklären kann, in der Subst. und Verbum nicht zu einem »einfachen Begriff» verschmolzen sind, und solcher Beispiele gibt es wahrlich genug. Gleiche Bedenken erheben sich gegen die Funktion von »machen» mit blossem Infinitiv, § 200. Die Praxis zeigt, dass dieses Verbum — noch von Studenten — als ein lebenskräftiges Faktitivzeichen aufgefasst wird, was es doch keineswegs ist; eine Verzeichnung der formelhaften Fälle, in denen es vorkommt, würde genügen, etwa in § 202. Dasselbe gilt für das Elativzeichen-st in § 214. Dass »*da* als temporale Konjunktion eine kausale Nebenbedeutung» hat, § 240, ist trotz Heyse-Lyon, Deutsche Grammatik [26], S. 388, zu bestreiten: »da» ist entweder temporal (grösstenteils veraltet), oder kausal, eine Mischung gibt es für das moderne Sprachgefühl nicht (vgl. z. B. H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau [2], II 342—3, 392; auch H. Paul Wb. weiss nichts von einer Kontamination). — Schliesslich seien einige ganz willkürliche Regeln angeführt. § 219 Anm. wird dekretiert, nur »her-», nicht »hin-» werde in uneigentlicher Bedeutung gebraucht. »Entgegen», »gemäss» und »gegenüber» erklärt Vf. § 229 im Gegensatz zu den Präpositionen mit dem Dativ für Postpositionen: in Wirklichkeit werden diese Verhältniswörter, zumal in neuerer Zeit, auch vorangestellt, ja eine Wortgruppe wie »entgegen dem Gesetz» ist das einzig Übliche (warum sind S. 208 unter den Beispielen für »entgegen» nur mit diesem Wort zusammengesetzte *Verben* angeführt?). Als Beispiele ganz unverständlicher Regeln seien § 193 und 211 angemerkt.

Manche Regeln des Vf. haben offenbar darum eine schiefe Fassung erhalten, weil sie in einer fremden Sprache ausgedrückt sind. So § 25, zweiter Absatz der Regeln; § 33, Absatz 4; § 74 (»eine periodisch wiederkehrende *Tätigkeit*»); § 171 2 b); § 188 (»der Konjunktiv drückt . . . . eine *Forderung* aus»); § 192, S. 182 zweiter Satz; § 236 S. 220 (was *fühlt* der Schüler in einer fremden Sprache?); § 242 (»die gerade Wortfolge *kommt vor* . .»), ähnlich im Folgenden. Dazu gesellen sich Fehler wie § 23 S. 22 (»Bei . . . per wird der Artikel *doch* nicht gebraucht»); § 17, 2 u. f. (»Keine Wörter in dieser Deklination haben den Umlaut»); § 167 II (»beauftragen ist *von* . . . zusammengesetzt»); § 168 (»In *ähnlichen* Ausdrücken . .») § 169, 2 (». . . *in* einen einfachen Begriff verschmelzen»). Der Verfasser meint selbst, dass die Schüler nicht alle Regeln auswendig zu lernen brauchen, meistens genügten die Beispiele zum Verständnis derselben. Wenn nur in den Beispielen alles beim rechten wäre! In § 21, 3 lesen wir: *Die* Ätna . . .», § 23, 1: »Königin *von den* Niederlanden», § 24: »Er wird zum Abgeordneten *er*wählt», § 82 S. 76: »Er ist seinem Vorgänger *an* allem überlegen», § 96: »Er kennt (osaa) auch Englisch und Französisch», § 201 Anm.: » . . . Briefe Anderer Leute zu *er*öffnen», § 230 S. 211: »Ich komme *von* Markte» usw., von undeutschen Wendungen, von solchem, was man einfach »nicht sagt», schweige ich, man kann keine zehn Seiten lesen, ohne über dergleichen zu stolpern.

Bevor ich ein Urteil über die vorliegende Arbeit abgebe, will ich noch eine Frage berühren, die meiner Ansicht nach der Diskussion bedarf. Der Verfasser weist in der Einleitung auf den Grundsatz hin, dass jede (fremde) Sprache durch diese selbst, nicht durch Vermittlung einer anderen Sprache gelehrt werden müsse. Das klingt gewiss recht gut, aber wie verhält es sich damit in der praktischen Grammatik? Ein Teil der Grammatik, die Formenlehre in den grossen Zügen, ist aus der zu lehrenden Sprache heraus dargestellt. Anders dagegen die Syntax: hier blickt es überall durch, ja es wird zuweilen klar und deutlich ausgesprochen, dass die Erscheinungen nicht als solche erfasst sind, sondern als Abweichungen von der Mutterprache des Verfassers. So ist es früher gewesen, so ist es in der schwedischen Auflage des vorliegenden Buches, und dagegen ist an und für sich auch garnichts einzuwenden, wenn nur etwas Gutes dabei herauskommt. Man kann den Bau einer Sprache nur begreifen und darstellen, wenn man ihn gegen den Bau anderer Sprachen hält. Man

sollte nun meinen, was der einen Sprache recht sei, müsse der anderen billig sein, d. h. eine deutsche Grammatik für Finnen müsse den Schülern den Stoff so darbieten, wie er durch die finnische Sprache als Medium gebrochen erscheine. Aber weit gefehlt, davon ist nicht die Rede. Der Verfasser des vorliegenden Buches übersetzt sein schwedisches Original (natürlich ausser der Aussprachelehre) fast Wort für Wort ins Finnische und glaubt genug zu tun, wenn er hie und da ein paar Beispiele hinzufügt. An eine Umarbeitung wird garnicht gedacht. Die einzigen Hinweise auf das Finnische finde ich in § 147 (Wiedergabe von finn. ei kukaan, ei mikään) und 172 (»um» ist untrennbar, wenn = finn. ympäri), einen versteckten Hinweis sehe ich in § 33: »Die deutsche Sprache hat *nur* vier verschiedene Kasus». Ja Vf. geht sogar soweit, dass er Warnungen, die in einer Grammatik für Schweden am Platz sein mögen, für Finnen aber sinnlos sind, mit in die finnische Ausgabe herübernimmt. So § 118: »Nach behaupten, glauben, (ver)meinen (arvella) fällt das reflexive (!) Pronomen weg . . .», § 141 gar: »Das relative Pronomen darf im Deutschen nie ausgelassen werden». Dass die Lehre vom Gebrauch der Artikel, von der Rektion, vom Gebrauch der Zeitwortformen, der modalen Verben, der Partikeln notwendigerweise unter ganz anderen Gesichtswinkeln dargestellt werden muss als in einer Grammatik für Schweden, scheint dem Vf. nicht zum Bewusstsein gekommen zu sein. So wird er seinem Grundsatz die fremde Sprache nur durch diese zu lehren, nicht nur nicht gerecht, nein, er fehlt in doppelter Weise dagegen, indem er dem Schüler die fremde Sprache durch Vermittlung einer zweiten fremden Sprache beibringen will.

All das oben Angeführte dürfte zur Genüge dartun, dass dem vorliegenden Buche so ziemlich alle Qualitäten zu einem Lehrbuch fehlen. Was es Gutes bietet, haben die bewährten Lehrbücher, die es zu ersetzen bestimmt ist, schon besser gesagt, zur Beseitigung etwaiger Mängel aber hat es nicht beigetragen. Der spezielle Wortschatz, den es vielleicht vermitteln könnte, wäre also zu teuer erkauft. Wir haben es offenbar mit einer eiligen Arbeit zu tun, davon mag es herrühren, dass in vielen Punkten auch der Blick für das Wichtige und Entbehrliche verloren gegangen und das Neue in unausgegorener Form dargeboten ist. Es wäre in der Tat zu bedauern, wenn die bisher in den betreffenden Lehranstalten benutzten Hilfsmittel von dem Buche beiseite gedrängt würden.

Gustav Schmidt.

Axel Rosendahl, Deutsches Lesebuch für Handelsschulen. 191 S. 8:o + Aakkosellinen sanaluettelo — Alfabetisk ordlista. 163 S. 8:o. Helsingfors, 1910, Yrjö Weilin & kumpp. osakeyhtiö.

In dem vorliegenden Buche findet man reichen Stoff zur deutschen Lektüre in den Handelsschulen. Am Anfang stehen Stücke, die das praktische Leben berühren, und Erzählungen, die irgendwie auf den Handelsstand Bezug haben (S. 1-52), und danach folgen in sechs Abschnitten Aufsätze über Handelsgeschichte und Handelsgeographie, über Warenkunde, über den Weltverkehr und seine Mittel, den Handel und seine Einrichtungen und schliesslich ein Kapitel Volkswirtschaftliches. Die Auswahl ist geschickt getroffen, sprachlich wird im allgemeinen das Beste geboten, und sachlich gewährt das Buch einen guten Einblick in die Vielseitigkeit des Handelswesens in Vergangenheit und Gegenwart, sodass man die Aufsätze als gediegene Lektüre für den künftigen Kaufmann bezeichnen darf. An einigen Stellen sind Abbildungen hinzugefügt, die bei Gesprächsübungen gute Dienste leisten werden, angebogen ist ausserdem eine Karte über die Hauptgegenstände des Welthandels aus dem Hirtschen Verlag in Breslau. Das Wörterbuch ist zuverlässig, soweit Stichproben ein Urteil darüber erlauben. Ein solches Verzeichnis hat ja nur Zweck, wenn es möglichst präzise Entsprechungen der Wörter und Redewendungen anführt, und dieser Gesichtspunkt scheint gut gewahrt zu sein. Der mündlichen Unterweisung bleibt trotzdem viel überlassen, namentlich für das Finnische. Ein Beispiel: Wbuch »schriftstellerisch kirjailija-, skriftställare-» zu Lesebuch S. 51 Z. 20: »Du warst einmal schriftstellerisch tätig». Einige Erfahrung beim Gebrauch des Buches im praktischen Unterricht wird zeigen, wo hier nachzubessern ist.

Gustav Schmidt.

Irene Emeléus, Saksankielen käännösharjoituksia. 124 S. 8:o. Helsingfors, 1912. Kustannusosakeyhtiö Otava.

Jede Vermehrung der Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Finnischen ins Deutsche ist natürlich mit Freuden zu begrüssen, gleichviel ob die Texte aus einer anderen Sprache in gutes Finnisch übertragen oder von vornherein finnisch gedacht und niedergeschrieben sind. Hier liegt das erstere vor: die Herausgeberin hat Stücke aus bekannten schwedischen

Sammlungen ausgewählt und übersetzt und einige einheimische Texte hinzugefügt. Sie hat sich aber nicht damit begnügt die Stücke mit den deutschen Entsprechungen einzelner Wörter und mit sonstigen Hinweisen zu versehen, sondern sie hat hinter jedes finnische Stück das entsprechende schwedische gestellt. Dieses Verfahren ist gewählt worden, um den Mangel eines grösseren modernen finnisch-deutschen Wörterbuches einigermassen aufzuwiegen, in der Praxis dürfte es von den Schülern, an der Hand von finnischen und schwedischen Ausgaben desselben Übungsbuches schon immer befolgt worden sein. Die Herausgeberin versichert, dass »die Schüler gern den schwedischen Text heranziehen, der ihnen das Übersetzen sicher auch wesentlich erleichtert». Ich habe über diesen letzteren Punkt keine Erfahrung, nur zeigt es sich im akademischen Unterricht, dass die unvollständige Beherrschung des Schwedischen beim Übergang von Paralleltexten zu finnischen allein, zumal wenn diese in reiner Sprache abgefasst sind, mehr oder weniger versagt. Dies betrifft weniger den Wortschatz als die Grammatik, insbesondere die Syntax. Es kann auch nicht anders sein, wenn man bedenkt, dass der schwedische Paralleltext wohl in 99 Fällen von 100 nach der Art der Schablone benutzt wird, durch die der Dekorationsmaler seine Arabesken an die Zimmerdecke malt. Von diesem Standpunkt aus bedeutet das vorliegende Buch jedenfalls keinen *methodischen* Fortschritt. — Ein paar Druckfehler finden sich in den Anmerkungen zu den Stücken 25, 97 und 103.

Gustav Schmidt.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 23. November 1912. Anwesend: der Vorstand, der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, etwa 15 Vereinsmitglieder sowie als Gäste eine grössere Anzahl ausserhalb des Vereins stehende Personen.

§ 1.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Frau *M. Haglund*, Åbo, aufgenommen.

§ 3.

Der Verein beschloss, anlässlich einer brieflichen Mitteilung Prof. *E. Simonnots*, mit der »Association des Professeurs de Langues Vivantes de l'Enseignement Public» zu Paris, dessen Organ »Les Langues Modernes» (zwölf Nummern jährlich) ist, in Schriftenaustausch zu treten.

§ 4.

Prof. *Wallensköld* hielt in schwedischer Sprache einen Vortrag über die Weltsprachenbewegung in unseren Tagen. Nachdem der Vortragende den allgemeinen Nutzen einer gemeinsamen internationalen Hilfssprache hervorgehoben hatte, gab er einen Bericht über die verschiedenen Versuche, das Problem zu lösen: man habe dabei an eine lebende Sprache (besonders das Englische), an eine tote Sprache (das Latein) und an eine künstliche Sprache gedacht. Der Vortragende hob hervor, die lebenden Sprachen seien ausgeschlossen schon deshalb, weil sie mit dem eifersüchtigen Nationalbewusstsein der Völker zu eng verwachsen sind. Das Latein wiederum eigne sich in seiner klassischen Gestalt für das jetzige Alltagsleben nicht und sei ausserdem allzu schwierig. Es bleibe also nur eine möglichst einfache künstliche Sprache für diesen Zweck übrig. Von den künstlichen Sprachen können wiederum die vernunftgemäss konstruirten sog. apriorischen Sprachen wegen der Schwierigkeit beim Erlernen nicht in Betracht gezogen werden. Die internationale Hilfssprache der Zukunft müsse also eine aposteriorische sein, d. h. eine Sprache, deren Wortschatz auf demjenigen der lebenden Sprachen basiert ist. Der Vortragende berührte näher die drei bekanntesten aposteriorischen künstlichen Sprachen, das Volapük, das Esperanto und das Ido. Um den Zuhörern eine deutliche Vorstellung von der Beschaffenheit einer künstlichen Weltsprache zu geben, ging Prof. W. näher auf das Ido ein, das er für die beste bis jetzt erfundene künstliche Sprache hielt, wobei er seine Ausführungen mit Skioptikonbildern (einer summarischen Ido-Grammatik und einem Ido-Texte) beleuchtete. Prof. W. schloss seinen Vortrag mit folgenden Thesen ab, die er zur Diskussion stellte:

1) Eine allgemein angenommene internationale Hilfssprache ist von grosser Bedeutung für die Wissenschaft, den Handel und die Industrie sowie überhaupt auf allen Gebieten der menschlichen Kultur, wo internationale Beziehungen in Frage kommen können.

2) Als internationale Hilfssprache ist eine künstliche Sprache die einzig mögliche.

3) Die beste künstliche Sprache ist vorläufig das Ido.

4) Man sollte die Verbreitung des Ido fördern: durch Gründung von Ido-Vereinen; durch Einführung des Ido als fakultativen Lehrgegenstandes in den Schulen; durch Anwendung des Ido in öffentlichen und privaten Anstalten, die mit Ausländern Beziehungen haben, und schliesslich, indem Arbeiten, die auf einen internationalen Leserkreis rechnen können, ins Ido übersezt werden.

Bei der darauf folgenden Diskussion, die vom Vizepräsidenten Prof. *Suolahti* geleitet wurde, äusserten sich Frau *E. Freudenthal*, Lektor *J. Poirot* und Dozent *K. Tiander* (aus St Petersburg) gegen die z w e i t e These, indem sie auf die Internationalität der grossen Kultursprachen hielten.

Die d r i t t e These rief eine lebhafte Diskussion hervor, indem mehrere Esperantisten, Dr. *Nino Runeberg* (durch ein eingereichtes Schreiben), sowie die Herren *A. Sandström*, *V. Setälä* und *W. Anttila* durch Beispiele zu beweisen suchten, dass das Esperanto dem Ido an Einfachheit und Konsequenz überlegen sei.

Die v i e r t e These wurde nicht zur Diskussion aufgenommen.

Keine Abstimmung fand statt.

In fidem:

Ivar Hortling.

Eingesandte Litteratur.

Otto Jespersen, Lehrbuch der Phonetik. Zweite Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. VI + 259 S. 8:o mit zwei Tafeln. Preis geh. M. 5: 20, geb. M. 5: 80.

Victor Junk, Gralsage und Graldichtung. II. Auflage. Wien, 1912 (=Sitzungsber. der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-Hist. Kl., 168. Band, 4. Abt.). 193 S. 8:o.

H. Schmidt und *Jean Tissèdre*, Französische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1913. 67 S. 8:o. Preis Rmk. 1:20.

S. die Besprechung der ersten Auflage *Neuph. Mitt.* 1908, S. 194 f. Die nur in familiärer Sprache vorkommende Wendung »La semaine dernière il n'y a pas eu français» findet sich in der 2. Auflage wieder (S. 60, Z. 1).

Leo Spitzer, Die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen im Französischen. — Dialekt-Französisch *échaler* »Nüsse herunterschlagen». Heidelberg, C. Winter, 1912. Sonderabdruck aus »Wörter und Sachen» IV. Band, S. 122—169 4:o.

Leo Spitzer, Die Wortbildung als stilistisches Mittel, exemplifiziert an Rabelais. Nebst einem Anhang über die Wortbildung bei Balzac in seinen »Contes drolatiques». Halle a. S., Max Niemeyer, 1910 (=29. Beiheft zur Zeitschrift für Romanische Philologie). 157 S. 8:o. Preis M. 5: —.

Ernst Surkamp, Die Sprechmaschine als Hilfsmittel für Unterricht und Studium der neueren Sprachen. Mit einem Verzeichnis von etwa 1,000 Sprechmaschinenplatten mit Prosavorträgen, Gesprächen, Rezitationen und Liedern in deutscher, englischer, französischer, italienischer, spanischer und russischer Sprache (mit genauem Register aller auf diesen Platten vorkommenden Texte) sowie von Sprechmaschinen für Unterricht und Studium. Stuttgart, W. Violet, o. J. 88 S. 8:o. Preis 50 Pfg.

Schriftenaustausch.

Bulletin de Dialectologie romane, t. IV, n⁰ 3—4 (juillet—déc. 1912): A. M. Espinosa, Cuentitos populares nuevo-mejicanos y su transcripción fonética; Comptes-rendus; etc.

The Journal of English and Germanic Philology, Vol. XI, No. 4 (Oct. 1912): E. Voss, Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel; P. E. Titsworth, The Attitude of Goethe and Schiller toward the French Classic Drama; H. H. Bender, 'Ἀπὸ κοινοῦ in »Gudrun»; G. Schütte, The Geats of Beowulf; J. E. Wells, Henry Fielding and the History of Charles XII; Reviews.

Les Langues modernes, Dixième année, n⁰ 12 (déc. 1912): R. Blume et E. Lébraly, Le Faust de l'histoire; Bulletin de la

Société; G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; Informations; Bibliographie; etc. — Onzième année, n° 1 (janv. 1913): E. Salliens, L'espagnol dans l'enseignement secondaire; Bulletin de la Société; Ch. Lallemand, La culture scientifique et le monopole du latin; G. d'Hangest, Notes anglaises; G. Varenne, Les dictionnaires en langue étrangère; Informations et échos; Bibliographie; etc. — N° 2 (févr. 1913): L. Wolff, Deux thèses (Herrick; English Fairy Poetry, from the Origins to the 17th Century); G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; Bulletin de l'Association; A. Durtertre, Sur »L'état actuel de l'enseignement du latin«; Informations; etc.

Mnemosyne, nova series, vol. XLI (1913), pars I: J. H. Holwerda, De Frisiis Batavisque patriae nostrae incolis; usw.

Modern Language Notes, Vol. XXVII, N° 8 (Dec. 1912): M. B. Ogle, Classical Literary Tradition in Early German and Romance Literature; G. B. Woods, The Ballad of »The Gypsy Davy«; T. M. Campbell, Novalis on Form and Content; L. S. Friedland, Milton's »Lycidas« and Spenser's »Ruines of Time«; D. S. Blondheim, A Rabbinical Legend in the »Cavallero Cifar«; W. Nicholson, Notes on Milton; Reviews; Correspondence; Brief Mention. — Vol. XXVIII, N° 1 (Jan. 1913): Ph. Barry, An American Homiletic Ballad; R. Tombo Jr., The Identity of the Hassenpflugs in Hauptmann's »The Fool in Christ«; St. L. Galpin, Notes on the Sources of Deguileville's »Pèlerinage de l'Ame«; Wm. L. Phelps, Browning in Germany; Reviews; Correspondence; Brief Mention; Obituary.

Moderna Språk, VII. Jahrg., Nr. 1—2 (Jan. 1913): H. Söderbergh, Studentskrivningarna i de moderna språken, I; V. Pinot, Notes sur l'argot de Chantecler (suite); J. A. Afzelius — B. Palm, Something serious — A serious thing?; I. Bellanner, Likformigt uttal i engelskan; H. Sperber, Das grammatische Genus im Deutschunterricht; Besprechung; usw.

Museum, 20:ste Jaarg., Nr. 3—5 (Dec. 1912—Febr. 1913).

Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XXVII, No. 4 (Dec. 1912): E. F. Shannon, The Source of Chaucer's »Anelida and Arcite«; Fr. Tupper Jr., The Shaksperean Mob; G. B. Woods, A Reclassification of the Perceval Romances; etc.

Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana, anno XX, num. 10—12 (Ott.—Dic. 1912).

Revue germanique, 8e année, n° 2 (mars—avril 1912): Ch. Joret, La religion du jeune Gœthe (suite et fin); F. L. Schoell,

Un drame élisabéthain anonyme: »Charlemagne»; Notes et Documents; Revue annuelle: A. Fournier, Roman allemand; Comptes rendus critiques; etc. — N⁰ 3 (mai—juin 1912): A. Leger, Wesley inédit; F. Piquet, Le caractère de Don César dans la »Fiancée de Messine»; Notes et Documents; Revues annuelles: H. Ruyssen, Le théâtre anglais (1911—1912), et J. Lhoneux, Le mouvement littéraire hollandais en 1911; Comptes rendus critiques; etc. — N⁰ 4 (juillet—août 1912): J.-M. Carré, Un ami et un défenseur de Gœthe en Angleterre: Henry Crabb Robinson (1775—1867); G. d'Hangest, Le premier roman de John Galsworthy; Notes et Documents; Revues annuelles: Floris Delattre, La poésie anglaise, juin 1911 — mai 1912, et A. Tibal, Le théâtre allemand, 1911—1912; Comptes rendus critiques; etc. — N⁰ 5 (nov.—déc. 1912): G. Rabache, Austin Dobson, poète; E. Pitrou, Une source des nouvelles de Theodor Storm: Le recueil des »Sagen, Märchen und Lieder» de K. Müllenhoff; Notes et Documents; Revues annuelles: H. Buriot, La poésie allemande, et F. Baldensperger, Littérature comparée (revue des livres, juillet 1911 à juin 1912); Comptes rendus critiques; etc.

Språk och Stil, XII. Jahrg. (1912), Heft 4—5.

Studi di Filologia Moderna, anno V, fasc. 3—4 (Luglio—Dic. 1912): Lidia Marinig, Der Einfluss von Ariost's »Orlando Furioso» auf Wieland, II; G. Manacorda, La rinascita del Mito Ellenico nell'opera drammatica di H. von Hofmannsthal; L. E. Marshall, Greek Myths in Modern English Poetry: Orpheus and Eurydice, I; Communicazioni ed Appunti; Recensioni; Cronaca; etc.

Unterricht und Sprechmaschine, 4. Jahrg., Nr. 6 (Dez. 1912).

Virittäjä, XVI. Jahrg. (1912), Nr. 8; XVII. Jahrg. (1913), Nr. 1.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, kurze Bespr. von Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. le baron James de Rothschild, t. IV (1912), in Rom. XLI, 631.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Hilka* und *W. Söderhjelm*, Petri Alfonsi Disciplina Clericalis, I—II, bespr. von L. Jordan, Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1913, 70—2; Bd. II, bespr. in Arch. f. d. Studium der neueren Spr. u. Litt. CXXIX,

279, und Studi di Fil. Mod. V, 308. — *A. Hilka* und *W. Söderhjelm,* Die Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsi (kl. Ausg.), bespr. von E., Rev. crit. 1912, 282, und L. Jordan, Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1913, 72. — *Artur Långfors*, Li Abecés par ekivoche et li significations des lettres par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von E. Stengel, Zs. f. fr. Spr. u. Litt. XL, Ref. S. 58—60. — *U. Lindelöf*, Grundzüge zur Geschichte der engl. Sprache, bespr. von M. L., Lit. Zentralb. 1912, Sp. 1653; Jos. Fischer, Köln. Volksz., 1. Aug. 1912; Ernst Werner, Päd. Arch., Jan. 1913; D. Litteraturzeitung, 1913, Nr. 1. — *U. Lindelöf*, Elements of the History of the English Language, bespr. von George H. McKnight, Journ. of Engl. and Germ. Phil. XI, 624—6. — *J. Poirot*, Phonetik, von F. P., Rev. germ. VIII, 592—3.

Voranzeige: Prof. *A. Wallensköld* bereitet eine kritische Neuausgabe der Gedichte des französischen Trouvères Thibaut de Champagne vor.

Ferienkurse im Auslande: In *Hamburg* vom 24. Juli bis 6. August. Ausserdem ebenda ein praktischer Kursus zur Erlernung der deutschen Sprache für Ausländer vom. 16. Juli bis 26. August. Nähere Auskunft bei der Geschäftsstelle der Akademischen Ferienkurse, Martinistrasse 52, Hamburg 20. — In *Lausanne* vom 21. Juli bis 8. Aug. (»Première série») und vom 11. bis 29. Aug. (»Deuxième série»). Nähere Auskunft bei »M. le directeur des Cours de vacances de l'Université de Lausanne». — In *Marburg a. Lahn* vom 9. bis 30. Juli (I. Kursus) und vom. 6. bis 27. August (II. Kursus). Nähere Auskunft bei Frau Elsa von Blanckensee, Deutschhausstrasse 34 I, Marburg a. Lahn.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1913

Anc mais no·m fo semblan

(Bartsch, *Grundriss*, n° 213, 2)

Échantillon d'une édition critique des chansons du troubadour GUILHEM DE CABESTANH

MANUSCRITS: *D*, fol. 102b; *H*, fol. 3 (*Studj*, V, p. 357); *V*, fol. 98a-b (*Archiv*, XXXVI, p. 439).

ÉDITIONS: Raynouard, *Choix*, III, 107 (d'après *D*); Mahn, *Werke*, I, 110 (= Raynouard); Hüffer, *G. de Cabestanh*, p. 35 (d'après *DV* et Mahn).

VERSIFICATION: six *coblas unissonans* de neuf vers de six syllabes. Les *coblas* IV et V sont dans *V* seul. C'est sans raison suffisante que M. Hüffer les a reléguées aux variantes. Les rimes sont ainsi disposées:

ababac͜ddc͜

C'est le seul exemple enregistré par Maus, *Strophenbau*, p. 105, n° 275.

CLASSEMENT DES MANUSCRITS. On sait que les trois manuscrits appartiennent tous à la même famille. Comme les *coblas* IV et V manquent aux manuscrits *DH*, il est probable que ces manuscrits sont plus étroitement apparentés. Nous avons en effet préféré en trois endroits la leçon de *V* à celle de *DV*. Au vers 4 (*Nin* D, *Nim* H) le *en*

semble de trop, la bonne leçon est sans doute *Ni*, qui est dans *V*. Au vers 11 (*so* H, *son* D), la bonne leçon est probablement *leis* V Au vers 22, il est préférable de lire *del be,* avec article, qui est dans *V* (comp. *son dan,* au v. 21).

AUTEUR: *Guillems de Cabestaing* D, *Guilems de Capdestaing* H. Dans le manuscrit *V*, exécuté par un copiste catalan, le nom de l'auteur n'est inscrit qu'en tête de la première chanson de chaque poète. La première chanson de notre troubadour est *Lo dous cossire,* qui, par suite d'une lacune, commence au beau milieu de la strophe II. En tête du fragment une main italienne du XIV[e] siècle a écrit: *W.* (= *Wilhelm*) *de Çabestanh* (V. Crescini, *Per gli studi romanzi,* p. 122—6; le *W* manque dans Crescini; il est pourtant parfaitement lisible sur la photographie).

Orthographe de *D*.

I Anc mais no·m fo semblan
Qu'eu laisses per Amor
Solaz ni per joi chan
Ni plores per dousor:
Be·m ten en son coman
Amors, q'en mi comensa
Mainz dolz plazers, e cre
C'ad obs de leis me fe
Deus e per sa valenssa.

II Q'eu·m vau soven claman
De leis don faz lausor
E vau leis merceian
Don degra far clamor;
Re non faz per engan,
Mas cel cui Amors gensa

I—4 Nin plores *D*, Nim plores *H*—6 q'en] qe *HV*—8 delleis *D*.

II—10 Qem uauc *H*—11 leis] so *H*, son *D*; De leis on f. l. *V*—12 uauc *H*; leis] cil *V*—13 Dun *H*—14 Res *V*, Ben *H*.

Deu soffrir mainta re,
Car en mainz luocs s'ave
Qe·l mal taing qe·l bes venssa.

III No·s deu plaingner d'affan
Ni dire sa dolor
Ni conoisser son dan
Ni del be far lausor
Amics qe si camjan
E va sa captenensa:
Maint ne parlon dese
Que non sabon de qe
Mou jois ni malsabenssa.

IV Nuls no sai d'amor tan
Que·n parle ses temor,
Mas vist ai c'ap joy gran
Trop ris non an sabor
E mans sospirs que fan
Defeiner gran parvenza;
Per c'Amors me capte,
Aixi com miels cove,
Ses blasme e ses faillenza.

V Don', a·l plus fin aman
Et a·l miels sofridor
Et aicel que miels blan
Sa dona e sa valor,
Mandatz senes desman
Per vostra conoixenza

---

18 bes] ben *H*: Quemal tain cab bel uenza *V*.

III—19 No·s] Nous *D*—22 de *DH*—23 si] ua *D*—24 Ne uai *V*, Soven *D*—25 Mainz *DH*, Mans *V*; ne] en *V*—27 Sau *V*; ioi *HV*; malsaubenza *H*.

IV — *Les couplets* IV *et* V *sont dans V seul.*—28 Nu *V*—34 Per camor *V*.

V—37 finaman *a été refait sur* finamen — 38 Son el m. s. *V*.

Zo que·us estara be,
Sens o que no m'en te
Nuilla res mas temenza.

VI Si·m destreinges pessan
Que maintas vez qant or
Vos cuich esser denan,
Que la fresca color
E·l gen cors benestan
Tenc en tal sovinensa
De re als no·m sove:
D'aqest dous pes me ve
Franqesa e benvolenssa.

---

45 temeza *V*.

VI—46 destregnez *H*, destreinetz *V*—48 maintas] main *H*— 50 gen] bel *V*—51 Teng *H* 52 ren *V*—53 D'aqest] Aqest *H* — me ve] maue *V*—54 Franqesa e] Que liei *V*.

TRADUCTION

I — Jamais je n'aurais cru que je laisserais le divertissement [frivole] pour Amour ni le chant pour la joie [d'amour] ni que je pleurerais par douceur: Amour me tient bien en son pouvoir, car il me fait commencer maints doux plaisirs, et je crois que Dieu me fit pour elle et pour son mérite.

II — Car je me plains souvent de celle que je loue et je la remercie alors que je devrais me plaindre; je ne fais rien par tromperie, mais celui qu'Amour ennoblit doit souffrir maintes choses; car en maintes occasions il arrive qu'il convient que le bien vainque le mal.

III — Un amoureux qui change ainsi sa conduite ne doit pas plaindre sa peine ni dire sa douleur ni faire connaître son mal ni louer aucun bien: plusieurs en parlent toujours, qui ne savent d'où vient joie ni déplaisir.

IV — Personne ne sait de l'amour assez pour pouvoir en parler sans crainte, mais j'ai vu qu'avec une grande joie ne s'accordent pas trop de rires en maints soupirs qui font

. . . grande apparence; c'est pourquoi Amour me conduit ainsi qu'il convient le mieux, sans blâme et sans faute.

V — Dame, à l'amant le plus fidèle et qui attend le plus patiemment et qui sert le mieux sa dame et sa valeur, mandez-lui sans refus par votre grande courtoisie ce qui vous plaira, . . . rien ne m'en retient, excepté la crainte.

VI — Vous me tourmentez par mes pensées de telle manière que maintes fois quand je prie je vous crois devant moi; car j'ai en tel souvenir votre teint frais et votre corps gracieux et parfait que je ne me souviens de rien autre chose: de cette douce pensée me vient bonté et bienveillance.

NOTES

I 3 — Le poète oppose le *solaz*, «divertissement frivole, mondain» au *joi*: «la *joie* est dans la langue des troubadours cette exaltation sentimentale, source de poésie, faite d'espérance et de désespérance, qui naît de la souffrance même de l'attente et de la confiance en Amour, et qui pour ceux qui savent aimer vaut mieux que la jouissance des 'faux amants'» (Bédier, *Revue des deux mondes*, 1896, mai, p. 169). A la strophe III il dit qu'un amant trop changeant n'a pas le droit de parler du véritable amour. A la strophe IV il ajoute qu'une gaîté trop expansive ne s'accommode pas du *joi*. Étant donné le mauvais état du texte, on ne voit pas bien comment les différentes parties de la chanson se lient entre elles.

8 — *Leis* pourrait se rapporter aussi à *Amors* (v. 6), qui est souvent du féminin en ancien provençal. J'ai traduit par «celle», comme si *leis* était la dame pour laquelle la chanson a été faite. — Les vers 8 et 9 ont été imités par le *Minnesinger* Heinrich von Morungen (134,32):

wan ich wart durch sie
und durch anders niht geborn.

Voir Ferdinand Michel, *Heinrich von Morungen und die Troubadours* (Strasbourg, 1880), p. 253

II 15 — *Gensar* *gentiare «parer, embellir, ennoblir».

III 21 — *Conoisser* «faire connaître». Levy, *SW*, *s v.*, cite ce seul passage, d'après Gaspary, *Zeitschrift für rom. Phil*, IX, 425, qui dit que *conoistre*, *reconoistre* sont fréquents en ancien français avec le sens de «faire connaître».

25 — *Dese* signifie généralement «sur-le champ, immédiatement». Ici, de même que dans un passage des *Auzels cassadors* 1096, cité par Levy, II, 136, il signifie plutôt «toujours».

IV 31 — *Aver sabor* «plaire».

33 — *Defeiner* ne se trouve pas dans les dictionnaires et est inintelligible. Il y a bien un mot obscur DEFENH dans Levy, II, 41, mais le passage de *Flamenca* où il se trouve ne contribue en rien à l'éclaircissement

de notre texte. Paléographiquement *De senher* (pour *De senhor*) se rapprocherait beaucoup de la leçon du manuscrit, mais le mot ne va pas avec le contexte. Un composé de *fenher* f i n g e r e est également peu probable.

44 — Que signifie *Sens o que*? Faudrait-il corriger *Ben so que* (*so* = *sai*)?

J'ai expliqué cette chanson à la conférence de M. A. Jeanroy à la Faculté des Lettres de Paris; il va sans dire que j'en ai beaucoup profité.

Artur Långfors.

Sur les sources de quelques sonnets de Hérédia ne figurant pas dans les „Trophées".

Le 1 décembre 1905, au lendemain de la mort du poète, la *Revue des Deux Mondes* a publié neuf poésies de J.-M. de Hérédia: huit sonnets et un poème. Un des sonnets est daté de 1901, un autre de 1904, un troisième de 1905; les autres ne portent pas de date. Le poème est de 1905. On n'a fait entrer aucune de ces poésies dans les éditions nouvelles des *Trophées;* elles sont pourtant de la meilleure manière du poète et présentent un intérêt considérable, tant par leur valeur artistique que par la lumière qu'elles jettent sur l'inspiration poétique de Hérédia et sa façon de se servir des sources.

Plus ou moins, elles sont toutes d'inspiration antique, et il n'y a pas moins de sept sonnets qui traitent des sujets directement puisés dans l'antiquité grecque ou romaine. Le premier, *L'Enlèvement d'Antiope*, décrit, d'une manière qui aussi bien dans l'ensemble que dans certains détails fait penser à *Persée et Andromède*, l'enlèvement de l'amazone par Thésée. Dans *La Vision d'Ajax*, Pallas Athèna apparaît dans la nuit étoilée au fils d'Oïlée, lui suggérant «la divine terreur de la Force et de l'Ordre». Mais en même temps ce sonnet peut nous offrir un exemple de la manière dont Hérédia sait révéler dans ses sonnets mythologiques, avec plus ou moins d'évidence, le sens primitif d'un mythe, tel que le concevait la théorie mythologique qui prédominait à cette époque — procédé caractéristique récemment mis en lumière par M. Vianey. Dans la *Mythologie grecque* de Decharme, ouvrage souvent consulté par Hérédia, nous apprenons qu'Athèna a été, à l'origine,

une personnification de l'éclair, que la tradition de sa naissance du front fendu de Zeus a dû naître au spectacle du ciel d'orage qui semble s'ouvrir et se fendre pour livrer passage au jaillissement de l'éclair; dans le sonnet, Ajax voit la déesse comme une «ombre céruléenne et géante», elle est «d'une nuée éclatante voilée», «sa main droite brandit la lance où *luit l'éclair*». N'y a-t-il pas ici une analogie évidente et intentionnelle?

Le Kratèr se rapproche de *l'ecphrasis* d'œuvres d'art si goûtée à l'époque alexandrine, genre de poésie que Hérédia a déjà imité dans *Le Vase.* Il met en scène un marchand de vases qui vante sa marchandise à un étranger curieux et qui finit par lui proposer un chef-d'œuvre précieux d'Euphronios; le sonnet est rempli de termes techniques empruntés du grec — orgye, canthare, amphore, rhyton, électrum, et d'autres — mais la description du chef-d'œuvre céramique y est beaucoup moins détaillée que dans *Le Vase*. *Les Fleuves d'Ombre* nous font descendre aux enfers; le sonnet a pour épigraphe deux vers du *De raptu Proserpinae* de Claudien, et il est probable que ce poème n'est pas étranger à l'inspiration du sonnet. Sans parler de quelques concordances assez insignifiantes, il me semble, bien que la chose ne soit pas certaine, que le premier tercet:

J'ai vu l'Ombre; j'ai vu hurler Cerbère aphone
En l'éternel silence où règne Perséphone
Sur le Léthé, le Styx et le Cocyte lent,

a pu être inspiré par les hexamètres suivants (I, 85—88):

Latratum triplicem compescuit ingens
Ianitor et presso lacrimarum fonte resedit
Cocytos tacitisque Acheron obmutuit undis
Et Phlegethonteae requierunt murmura ripae.

La mention d'Orphée, dans le premier quatrain, a pu également être suggérée par le même poème latin (introduction au second livre).

Par l'image des nouveaux Rostres, bâtis par César et remplaçant les vieux Rostres du temps de la République qui gisent sous l'herbe et la poussière et dont «l'airain vibre encore de la rumeur du verbe», le sonnet des *Rostres* nous fait sentir la décadence de l'état romain. Le premier tercet contient une réminiscence isolée et curieuse de Juvénal (XV, 111—112):

L'univers y défile et dispute en cent langues;
Bientôt on y verra des rhéteurs de Thulé.

Gallia causidicos docuit facunda Britannos,
de conducendo loquitur iam rhetore Thule.

Sur un buste de Psyché et *A un Poète* ne sont pas des poésies antiques dans le sens propre du mot. L'un nous fait voir, au fond d'un parc désert, un buste de Psyché; une églantine s'épanouit à la lèvre du buste, un papillon s'y pose et en boit le miel, et le poète a cru voir l'âme antique palpiter sur la bouche de Psyché. Dans l'autre, Hérédia glorifie, sous les traits fictifs du poète Gallus, Victor Hugo, le jour anniversaire de la naissance de ce poète. Les dix alexandrins à rimes plates sont d'une belle facture qui rappelle vivement la manière d'André Chénier; que l'on compare ces deux vers, par exemple:

Leurs mains, leurs belles mains sans trêve tresseront . . .
(Hérédia)
Ces mains, ces vieilles mains orneront ta statue . . .
(Chénier, *Le Malade*).

Il reste encore deux sonnets, ceux qui ont provoqué ces notes et qui sont les plus importants au point de vue de l'étude des sources; je les citerai en entier.

La Fileuse

Elle est morte Platthis, morte la bonne vieille
Qui, tout le long des jours anciens et des nouveaux,
A filé, dévidé, roulé les écheveaux
De laine blanche dont débordait sa corbeille.

Si parfois s'inclinait la tête qui sommeille,
Les doigts de la fileuse actifs et sans rivaux
D'un geste inconscient poursuivaient leurs travaux;
Seule la Mort a pu mettre un terme à sa veille.

A peine fut trouvée en son pauvre taudis
L'obole qui, glissée aux doigts enfin roidis,
Paya le dur nocher de la dernière barque;

Et Platthis a franchi le fleuve aux sombres eaux,
Curieuse de voir si, mieux qu'elle, la Parque
Savait tordre le fil et tourner les fuseaux.

Le premier vers rappelle un vers connu de la *Jeune Tarentine* de Chénier[1]. L'idée de ce sonnet, Hérédia l'a trouvée dans l'épigramme suivante de Léonidas (*Anthologia Palatina,* VII, 726), dont les quatrains sont directement imités:

«Le soir et le matin, la vieille Platthis a bien souvent repoussé le sommeil pour combattre la pauvreté; arrivée au seuil de la blanche vieillesse, elle n'a pas cessé de chanter sa cantilène à la quenouille, à son auxiliaire le fuseau, et de parcourir avec les Grâces le long stade d'Athèna, travaillant à son métier jusqu'à l'aurore, y dévidant d'une main tremblante autour de ses genoux tremblants l'écheveau qui devait suffire à la trame, avec une adresse élégante. A quatre-vingts ans elle a vu les bords de l'Achéron, Platthis qui avait fait de si beaux tissus et si bien.»

---

[1] Elle a vécu Myrto, la jeune Tarentine..

Le beau sonnet de la *Fileuse* fait donc en quelque sorte pendant au sonnet du *Laboureur,* dans les *Trophées.* Là tout comme ici les quatrains seuls sont imités de l'*Anthologie grecque*, les tercets par contre librement imaginés par le poète. Et le trait final de l'un — la crainte du vieux paysan brisé et résigné, qu'il lui faudra, aux enfers, travailler des champs d'ombre — correspond parfaitement à la pointe de l'autre, la curiosité de la vieille fileuse infatigable.

Hortorum Deus

Faudra-t-il donc, comme hier, seul aujourd'hui, demain,
Toujours, garder ce clos que l'herbe folle encombre,
Où le lupin se meurt près du pâle concombre
En ce désert qui fut jadis le Champ Romain?

Hélas! je ne suis plus qu'un pieu, sans faulx, sans main,
Vermoulu, fatigué depuis des jours sans nombre
De voir sans fin tourner au soleil ma grande ombre
Et de servir de cible aux passans du chemin.

Tandis que, loin de Rome, ici je me délabre,
Vertumne a sa statue au coin du grand Vélabre.
Nul ne m'adore plus. Je suis las d'être Dieu.

Ah! béni le rôdeur, par ce froid crépuscule
Dont la main sacrilège en me jetant au feu,
De Priape oublié ferait un autre Hercule!

Ce sonnet se rattache, d'une façon toute naturelle et logique, aux cinq sonnets du cycle *Hortorum Deus;* il en constitue l'épilogue, la conclusion. Comme eux, il s'inspire des épigrammes priapiques de l'*Anthologie latine.* Le pâle concombre rappelle les «pallentesque cucurbitae» [1], et l'herbe

---

[1] Épigramme 1699 dans *Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum.* Editio Burmann-Meyer. Leipzig 1835.

folle encombrant le clos de Priape est la même contre laquelle luttait jadis le colon romain:

adsidua colens diligentia, ut herba
dumosa asperaque a meo sit remota sacello. [1]

Quant au dieu lui-même, c'est bien le vieux Priape du cinquième sonnet de Hérédia et de quelques épigrammes latines, mais *quantum mutatus ab illo!* Souvent, dans l'*Anthologie latine,* il est frileux et délabré, il a perdu sa faulx [2]; mais, si durs que lui soient l'hiver et la vieillesse, il aime quand même la vie, et ce qu'il redoute le plus, c'est justement l'apothéose du feu si ardemment invoquée par le dieu vermoulu de Hérédia:

Vere rosa, autumno pomis, aestate frequentor
spicis; una mihi est horrida pestis hiems.
Nam frigus meteo et vereor, ne ligneus ignem
hic deus ignaris praebeat agricolis. [3]

Emil Zilliacus.

Lorrain *pmot, kmot* = pomme, pomme de terre

Dans un des nombreux travaux inspirés par l'inépuisable mine qu'offre l'*Atlas linguistique de la France*, M. Leo Spitzer [4] étudie les dénominations dialectales de deux plantes cultivées, introduites assez tard (au cours du XVIe siècle), le *maïs* et la *pomme de terre.* Le principal intérêt de cette étude réside

---

[1] Ibidem

[2] Credere quis posset, falcem quoque (turpe fateri!)
de digitis fures subripuisse meis? (Épigr. 1670).

[3] Épigr. 1697.

[4]) Die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen in Frankreich. S.-A. aus »Wörter und Sachen» IV, pp. 121—165.

naturellement dans les traces de la lutte entre des noms radicalement différents, et dans les conclusions qu'on en peut tirer sur la diffusion du vocabulaire. Je n'entrerai pas dans l'examen du travail. Mais mon attention a été attirée par ce que dit l'auteur (p. 158, surtout en note) d'une forme qui m'est familière depuis mon enfance, la forme *k(e)mot* = «pomme de terre», qui se rencontre en Lorraine. Il n'entrait évidemment pas dans le plan du travail d'étudier en détail l'aire géographique de cette forme. M. Spitzer se borne à dire qu'en réalité la forme *kmot* signifie en patois «pomme», et dérive de *pmot* = «pommette», autre forme lorraine, par «dissimilation de contact». Les lignes qui suivent n'ont d'autre prétention que de donner quelques indications détaillées sur cette forme curieuse.

Dans la région qui nous intéresse (la moitié méridionale de la Meurthe-et-Moselle, les Vosges et le coin de l'Alsace qui est de langue française), l'enquête de l'*Atlas* a porté sur 22 localités. Comme ce sont souvent de petits villages qui ne figurent pas sur les cartes des grands atlas courants, il me paraît préférable d'indiquer les territoires auxquels se rapportent les numéros:

I. Au Nord des Faucilles. — Bassin de la Moselle: 1) cours de la Moselle: haute vallée 66 (Ramonchamp); confluent de la Vologne 67 (Arches, près d'Epinal); région de Charmes 69 (Essegney), ou la Plaine vosgienne (ainsi que 68); région de Toul 150 (Crepey au S. de Toul) et 162 (Sexey-aux-Bois au N. E. de Toul); quant à ses affluents, à droite 2) cours de la Vologne aux sources 76 (Gérardmer), au milieu 77 (Champ-le-Duc près de Bruyères); 3) vallée de la Mortagne 68 (Romont près de Rambervillers); 4) vallée de la Meurthe: haute vallée 78 (Fraize), région de St-Dié 86 (Ste-Marguerite), vallée de la Plaine 87 (Raon), région de Baccarat 89 (La Chapelle); 5) plateau entre Meurthe et Moselle 160 (Einvaux, à la limite méridionale du Saulnois); 6) région de Cirey près de la frontière 180 (Igney); 7) haute vallée de la Seille 170 (Moncel); à gauche 8) vallée du Madon ou région du Xaintois

59 (Racécourt près de Mirecourt). — Bassin de la Meuse: 9) région de Neufchâteau 140 (Châtenois).

II. Au Sud des Faucilles: 10) cours de la Saône 48 (Attigny près de Darney); 11) vallée de son affluent le Coney 58 (Les Voivres près de Bains); 12) région de Plombières 57 (le Val d'Ajol).

III. Versant alsacien: 85 La Poutroye (en allemand Schnierlach, à l'ouest de Kaysersberg); 88 La Broque (en allemand Vorbrück, près de Schirmeck).

Cette région fait partie d'un vaste territoire ayant Paris pour centre d'irradiation et où le tubercule est désigné sous le nom de *pomme de terre.* L'étude du mot y est donc inséparable de celle des mots *pomme*, *pommier*, auxquels sont consacrées les cartes 1055—1058, et il faut partir de *pomme*. *pommier.* On voit alors, d'après l'*Atlas*:

1:o à l'ouest de notre région (Meuse, Haute-Marne) et au sud (Haute-Saône) partout des formes *pom* pour le fruit, *pome* pour l'arbre (le vocalisme est un peu variable: *o* long ou bref, *å*, *œ,* et, pour le suffixe *ier*, *e*, *ey,* ce qui est ici indifférent);

2:o au sud des Faucilles et dans la haute vallée de Moselle en amont d'Épinal les mêmes formes;

3:o dans le NW. des Vosges et le SW. de la Meurthe-et-Moselle (140, 150, 162, de Châtenois à Sexey, donc sensiblement dans le pays toulois), une forme *pmot, pmat* avec ou sans voyelle intermédiaire *(pœmot* 150) pour le fruit, *pmŏtey*, *pmătey* pour l'arbre;

4:o à partir des Faucilles et de la vallée de la Vologne (au sud) jusque vers le Saulnois (au nord; Einvaux) et jusqu'aux confins du français les formes *kmot, kmat,* éventuellement avec voyelle intermédiaire *(kœmot*, *kemot)* pour le fruit, *kmoté*, *kmate, kmoti, kmatyé* pour l'arbre. C'est à peine si la continuité de cette région est rompue par quelques formes *pomey* (qui semblent alternatives) ou, à Champ-le-Duc, par la forme *mali* pour l'arbre, *pom d mali* pour le fruit.

5:o les deux domaines 3-4 se touchent, sans transition, semble-t-il; mais il faudrait une enquête sur place pour établir la limite.

L'étude de la carte 1057 («peler des *pommes de terre*») montre d'autre part:

1) à l'ouest (Meuse, Haute-Marne) des formes *pom de ter,* avec vocalisme variable;

2) au sud (Haute-Saône) on arrive à la limite d'un vaste territoire où le tubercule s'appelle *truffe,* et d'une petite région où il est désigné par *poirette* (encore au Val d'Ajol; *poirette* = poire de terre, traduction de l'allemand *grundbir(ne)*, qui se retrouve en Meurthe-et-Moselle, au nord du domaine *pmot*~*kmot*, sous la forme *grōbir, krōbir);*

3) la désignation *pmot* (*de ter*) se rencontre dans tout le pays toulois (150, 162); le coin NW. des Vosges donnerait selon l'Atlas *pœm de ter* (140, Châtenois). — D'après les renseignements que m'a fournis le romancier lorrain Émile Moselly (originaire de Chaudeney près de Toul), on connaît d'ailleurs aussi les formes *pom* et *pom dœ tar*, nouvelle vague de la forme française qui noiera peut-être les formes ayant déjà subi la digestion dialectale;

4) la région qui connaît pour pomme et pommier *kmot*, *kmote* donne pour le tubercule *kemot*, sauf quelques exceptions (170 Moncel-sur-Seille);

5) le mot *kemot* (éventuellement *kemot de ter*) descend encore à Arches 67 et dans la vallée du Coney (58). Je l'ai entendu sur la limite du département, à Fontenoy-le-Château, et, si je ne me trompe, il doit pénétrer en Haute-Saône jusqu'à Fontenoy-la-Ville. Il a donc franchi *seul* les Faucilles, probablement par le col de Dounoux (à la source du Coney, à une lieue d'Épinal); c'est le terme patois de ce village où j'ai été à l'école primaire.

Certaines indications de l'*Atlas* appelleraient un contrôle sur place; il est possible p. ex. qu'on ait encore dans la région de Châtenois *pmot de ter*, et que des formes *k(e)mot, k(e)mote(y)*

pour le fruit et l'arbre se trouvent dans les localités qui rompent la continuité de la zone de ces formes.

La forme *pmot, pmat* représente évidemment le diminutif en *-ette*, qui apparaît en lorrain avec ce vocalisme (cf. sur la carte *abeille* dans les Vosges *muxot* = mouche [à miel]); le nom de l'arbre, *pmote,* a été refait sur celui du fruit. Il faut admettre qu'il y a eu syncope de la voyelle du radical, * *pomot* 〉 *pmot.* — Il reste à rendre compte phonétiquement de la forme *k(e)mot.* Il va de soi qu'elle est issue de la forme *pmot,* dont on trouve les restes à l'ouest de la zone où apparaît cette forme bizarre. M. Spitzer voit dans le passage de *pm-* à *km-* une «dissimilation de contact» d'ailleurs singulière; mais ce terme n'est qu'une rubrique et non une explication. On s'expliquerait pourtant l'évolution, je crois, si on songe que, dans le groupe *pm-,* il se produit entre la ténue et la nasale une explosion pharyngale (faucaler Laut de Sievers) qui peut se développer en explosive vélaire au détriment de la labiale, pour peu que celle-ci s'abrège, ou que les rapports de chronologie des deux articulations subissent une déformation. S'il en a été ainsi, la voyelle intercalaire, de timbre variable, doit être d'époque postérieure. Ce serait évident si les nuances de timbre ne correspondent pas au traitement normal en lorrain d'un ancien *pom-* (resp. *kom-*), point que je ne me charge pas de résoudre.

J. Poirot.

Grammatische und stilistische Übungen im fremdsprachlichen Unterricht.

Vortrag, gehalten am 13 September 1912 zu Helsingfors.

In meinen beiden vorhergehenden Vorträgen habe ich die direkte Methode betrachtet, insofern sie hauptsächlich das praktische Können, das Sprechen zu fördern vermag. Aber sie kann auch zum Schreiben der fremden Sprache führen, so naturgemäss wie zur Sprechfertigkeit und zur Grammatik. Das Schreiben hat, in der Tat, seine festesten Wurzeln im Sprechen selbst. Der Wortklang ist, wie für das Sprechen, so auch für das Schreiben von der grössten Bedeutung. Wer viel richtiges Deutsch hört, lernt nicht nur Deutsch sprechen, sondern erwirbt auch obendrein Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck. Wem nur selten deutsche Klänge ans Ohr dringen, der wird nie in den Geist dieser Sprache eindringen.

Daher empfiehlt es sich auf der Unterstufe das mündliche Verfahren über das schriftliche stark überwiegen zu lassen und mit den schriftlichen Übungen nicht zu früh zu beginnen. Unsere französischen amtlichen Bestimmungen vom Jahre 1902 kennzeichnen in dieser Hinsicht den Gang des fremdsprachlichen Unterrichts in folgender, knapper Anweisung: »Erst sprechen, dann lesen, endlich schreiben».

Damit ist aber nicht gesagt, dass jede schriftliche Leistung auf der Unterstufe völlig zu vermeiden sei. Das wäre eine sehr gefährliche Übertreibung, denn das Auge, ob es auch dem Ohr untergeordnet bleiben muss, hat doch auch bei der Aneignung des fremden Wortschatzes eine bedeutende Rolle zu spielen. Wir besitzen eigentlich ein fremdes Wort erst dann, wenn wir es beim Hören auch geistig sehen. Wollten wir übrigens die Aufmerksamkeit der Schüler beim Sprechen eine volle Stunde gespannt halten, so hiesse es ihnen zuviel zumuten und sie wirklich ermüden. Sie brauchen Erholung und die schriftliche Übung in der Klasse ist eine für Schüler und Lehrer willkommene, wohltuende Pause.

Aus diesen verschiedenen Gründen ist es ratsam, schon im ersten Jahreskursus, schriftliche Übungen vorzunehmen, obwohl über die Priorität des Sprechens kein Zweifel besteht. Allein diese schriftlichen Arbeiten sind von ganz anderer Art als beim Übersetzungsverfahren, und sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben müssen wir unter allmählicher Steigerung der Schwierigkeiten von der einfachsten, grammatischen Leistung auf der Unterstufe, bis zur Krone des Schreibens, dem Aufsatz auf der Oberstufe, fortschreiten.

Die verschiedenen Übungen, die auf den drei Stufen vorgenommen werden können, zerfallen in 4 Gruppen:

1) die grammatischen Übungen,
2) das Diktat,
3) die stilistischen Übungen,
4) die Übersetzungen.

Möge hier der Zweck, die Auswahl und die Beschaffenheit jeder dieser 4 Gattungen kurz besprochen werden.

I. Grammatische Übungen.

Der Zweck der grammatischen Übungen scheint mir ein doppelter zu sein: Stärkung des Gedächtnisses und Ausbildung des Sprachgefühls.

a) Stärkung des Gedächtnisses.

Wie ich es in meinem letzten Vortrag gezeigt habe, sollen die grammatischen Regeln im Anschluss an einfache, treffende Beispiele auf induktivem Wege gewonnen werden. Aber jedermann weiss, dass man eine Regel wohl verstehen und doch bei deren Anwendung zögern, stolpern und irren kann. Daher ist es ratsam, durch eine reiflich überlegte schriftliche Arbeit diese Regel fester einzuprägen und womöglich durch oft wiederholte Übung zur Gewohnheit zu machen. Diese Arbeiten müssen natürlich dem grammatischen Unterricht Schritt für Schritt angepasst werden.

In Bezug auf die Konjugation kann man z B. Satzreihen aus dem Singular in den Plural, aus der Gegenwart in

die Zeitformen der Vergangenheit oder der Zukunft, aus dem Indikativ in den Konditionalis bzw. in den Konjunktiv setzen.

Handelt es sich um die Deklination, so können wir in einem Text die verschiedenen Kasus unterscheiden oder bilden lassen.

Hinsichtlich der Wortfolge können endlich Hauptsätze in die Frageform — in die invertirte Form oder in Nebensätze verwandelt werden. Hierin vermag natürlich die Erfindungsgabe des Lehrers die vielseitigsten Übungen zu ersinnen.

b) Ausbildung des Sprachgefühls.

Aber ich möchte hauptsächlich eine ganz besondere Art von grammatischen Übungen hervorheben, die dazu geeignet sind, das Sprachgefühl zu erwecken und zu fördern. In einer Übung über den Genitiv z. B. genügt es nicht, die Endungen dieses Kasus gehörig schreiben zu lassen. Auf das Gefühl des Kasus kommt es vor allem an. Der Schüler muss fühlen z. B., dass der Genitiv der Person den Begriff des Besitzes zum Ausdruck bringt und daher eigentlich für das Verb *haben* oder ein *Possessivum* steht. Geben wir ihm also eine Übung auf, worin er eine Form durch die des Genitivs zu ersetzen hat, um denselben Gedanken auszudrücken. An die Besprechung eines Bildes, das die Stadt vorstellt, knüpfen wir z. B. folgende Übung über den Genitiv.

Beispiel: { Die Stadt hat Häuser; diese sind schön.
Die Häuser *der Stadt* sind schön.

1. *Das Kaffeehaus* hat Fenster und Türen; diese sind offen.
2. *Die Bäume* haben Blätter; diese sind grün.
3. *Die Damen und Herren* haben Sommerkleider an; diese sind leicht.
4. *Der Kellner* hat eine Schürze um; diese ist weiss.
5. *Der Briefkasten* hat eine Öffnung; die Dame wirft einen Brief in dieselbe.

6. *Die Droschke* hat ein Verdeck; dieses ist mit Paketen beladen.

7. *Der Omnibus* hat einen Bock; darauf sitzt der Kutscher.

8. *Die Häuser* haben mehrere Stockwerke; diese sind mit Balkons versehen.

Dabei hat der Schüler eine doppelte Arbeit zu verrichten: erstens, richtige Bildung des Genitivs je nach dem Geschlecht und der Zahl, was zur Stärkung des Gedächtnisses beiträgt; zweitens, Verwandlung einer Form in eine andere knappere, bündigere, was das Sprachgefühl fördert.

Dasselbe gilt noch mehr von den Übungen, wobei Hauptsätze in Nebensätze verwandelt werden sollen. Wozu geschieht das? Es entspricht einem logischen Bedürfnis. Das ganze menschliche Denken spiegelt sich im Gebrauch von Satzverbindungen ab. Man kann sogar über den Grad der geistigen Entwickelung eines Menschen urteilen, je nachdem er seine Gedanken in der einen oder in der anderen Form zu äussern vermag. Es gibt kindische Formen des Gedankens und andere die dem gebildeten Menschen eigen sind. Mögen auch einige Beispiele diese Bemerkungen veranschaulichen.

Der Begriff des Grundes oder der Ursache kommt auf vielerlei Weise zum Ausdruck.

Ich kann u. a. schreiben:

1. Die Kinder tanzen: sie sind froh.

Hier bezeichnet der Doppelpunkt den Grund.

2. Die Kinder tanzen, *denn* sie sind froh.

Die Konjunktion *denn* drückt dasselbe Verhältnis aus.

3. Die Kinder sind froh; *darum (deshalb, deswegen)* tanzen sie.

Die Konjunktionaladverbien *darum, deshalb, deswegen,* haben denselben logischen Wert, bewirken aber die Inversion.

4. Die Kinder tanzen, *weil* sie froh sind.

5. Die Kinder tanzen *vor* Freude.

Das sind fünf Formen desselben Gedankens. Der Schüler muss fühlen, dass alle diese Sätze dem Inhalt nach gleichbedeutend sind; sie unterscheiden sich blos durch die Knapp-

heit des Ausdrucks. Im Anschluss daran geben wir ihm Sätze auf, die er z. B. mit *weil* zu verbinden hat, wobei er eine Regel über den Satzbau anwendet und zugleich tiefer in den Geist der Sprache eindringt.

Die Übung ist also betitelt:

I. Verbindet folgende Hauptsätze, sodass der erste mit *weil* beginnt und zum Nebensatz wird.

Beispiel:
Die Kinder sind froh; *deshalb (darum)* tanzen sie.
Die Kinder tanzen, *weil* sie froh sind.
Weil die Kinder froh sind, tanzen sie.

1. Die Raupen fressen die Blätter; *darum* raupt der Gärtner die Bäume ab.

2. Der Jagdhund hat Rebhühner gewittert; *deshalb* steht er.

3. Die armen Leute haben kein Brot; *darum* müssen sie betteln.

4. Die Grossmutter kann nicht gut sehen; *deshalb* trägt sie eine Brille.

5. Die Blumen erfrieren im Winter; *deswegen* bringt sie der Gärtner in das Treibhaus, u. s. w.

Die entgegengesetzte Übung wäre auch möglich; man könnte mit *weil* untergeordnete Sätze durch andere gleichbedeutende mit *denn* oder *deshalb* ersetzen; so verarbeiten wir ganze Gedanken.

Nehmen wir noch ein Beispiel über die Art und Weise, wie der Begriff des Zwecks im Deutschen ausgedrückt wird.

1. Ich mache das Fenster auf: die milde Luft *soll* hereindringen.

2. Ich mache das Fenster auf, *damit* die milde Luft hereindringen kann.

3. Ich mache das Fenster auf, *um* die milde Luft hereindringen *zu* lassen.

Das sind wieder 3 Formen desselben Gedankens. Daran

knüpfen sich folgende Übungen im Anschluss an durchgearbeitete Bilder:

1. Verbindet folgende Hauptsätze, sodass der zweite mit *damit* beginnt und zu einem Nebensatz wird.

Beispiel:
- Die Fenster und Türen des Bauernhauses sind geöffnet; die milde Luft *soll* hineindringen.
- Die Fenster und Türen des Bauernhauses sind geöffnet, *damit (auf dass)* die milde Luft hineindringen kann.

1. Im Winter bringt der Gärtner die Blumen in das Treibhaus; sie *sollen* nicht erfrieren.
2. Der Gärtner raupt die Bäume ab; die Raupen *sollen* später die Blätter nicht fressen.
3. Der Bienenvater zieht Handschuhe an; die Bienen *sollen* ihm die Hände nicht zerstechen.
4. Ein Herr zieht die Klingel; die Pförtnerin *soll* ihm die Tür aufmachen.
5. Die Bienenkörbe sind mit Stroh bedeckt; der Regen *soll* nicht hineindringen.

Wie hieraus ersichtlich ist, macht der Schüler dabei nicht nur eine grammatische Übung, um sein Gedächtnis zu stärken und um sich die Regeln einzuprägen, sondern er vertieft sich zugleich in den Geist der Sprache. Die Übung dient zur Erweiterung des Sprachgefühls und zur Belebung des Verstandes. So treiben wir eine Grammatik, die nicht auf toten Wörtern, sondern auf lebendigen Gedanken beruht. Diese Gedankengrammatik, die Professor Brunot an der Sorbonne hinsichtlich der französischen Sprache durchzusetzen versucht, ist unbestreitbar die Grammatik der Zukunft. Wir halten diese Übungen für so wichtig, dass wir in Frankreich im deutschen Unterricht ihnen den ganzen zweiten Jahrgang widmen. Man hat ja mit Recht behauptet, dass die Verbindung der Gedanken durch neben- und unterordnende Konjunktionen eine Annäherung an den Aufsatz sei, weil sie den Schüler planmässig zum logischen Denken vorbereitet.

II. Das Diktat.

Eine andere Übung, die auf allen Stufen ganz im Sinne der direkten Methode gepflegt wird, ist das Diktat. Eigentlich ist es weniger eine grammatische Übung als ein Mittel zu konstatieren, ob das Auge mit dem Ohr im Einklang steht. In dieser Hinsicht erscheint uns das Diktat um so notwendiger, als die Laute der fremden Sprache von deren sichtbaren, schriftlichen Zeichen oft sehr abweichen. Im Englischen und Französischen könnte man es schwerlich entbehren. Im Deutschen ist es freilich nicht nutzlos, doch lange nicht so erforderlich, weil die deutsche Orthographie viel fester und regelmässiger geworden ist. Über die Art und Weise, wie das Diktat behandelt werden soll, sind die Lehrer aller Länder so ziemlich einig. Daher will ich mich hier damit begnügen, den Zweck dieser Übung nur vorübergehend zu erwähnen. Die Hauptregel, die dabei zu beobachten ist, besteht darin, dass sich das Diktat auf einen schon durchgearbeiteten Text, also auf lauter bekannte Wörter bezieht.

III. Stilistische Übungen.

Auf einer Stufe höher stehen nun die stilistischen Übungen, die wohl den Kernpunkt der reformatorischen Bestrebungen bilden. Nicht nur durch das Sprechen, sondern auch durch die Vermittelung des Schreibens wollen wir nämlich mit dem fremden Volk, dessen Sprache gelehrt wird, in Fühlung treten. Alle anderen schriftlichen Übungen sind im Grunde genommen nichts weiter als ein Mittel zur Erreichung dieses Zieles.

Durch welche Regeln sollen wir uns dabei leiten lassen? Zuerst müssen wir uns bestreben, die Selbständigkeit des Schülers im schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache möglichst anzuregen und zu fördern, was beim Übersetzen nicht der Fall ist. Das Übersetzen trägt dem Schüler fremde Gedanken zu und lenkt seine Aufmerksamkeit blos auf die äussere Form. Grammatisch lässt sich das Verfahren freilich recht-

fertigen, stilistisch aber wirkt es wenig fruchtbringend. Es gibt doch Schüler, die Jahre lang übersetzen und sich trotzdem ganz unfähig zeigen, einen einfachen Brief richtig zu schreiben, weil sie nie daran gewöhnt wurden, ihre eigenen Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Andrerseits müssen wir zu jeder Zeit, um uns des so treffenden Ausdrucks des Direktors Walter aus Frankfurt zu bedienen, den *aktiven* Wortschatz unserer Schüler feststellen können. Direktor Walter unterscheidet bekanntlich zwischen dem *passiven* und dem *aktiven* Wortschatz. Der passive Wortschatz umfasst alle Vokabeln, die wir wohl beim Lesen verstehen, welche uns aber nicht augenblicklich zu Gebote stehen, wenn wir sie brauchen. Der passive Wortschatz ist bei dem Schüler — und leider auch manchmal beim Lehrer — reichhaltiger als der aktive. Nun liegt die Hauptschwierigkeit darin, diesen aktiven Wortschatz zu erweitern und womöglich zu ergänzen und dadurch den Übergang von dem passiven Wortschatz zu dem aktiven zu fördern. Ausser dem intensiven Sprechen bietet uns eben der freie Aufsatz das wirksamste Mittel zur Erfüllung dieser unserer Aufgabe.

Nun fragt es sich, auf welcher Stufe es ratsam ist, mit dem Aufsatz zu beginnen. Diese Benennung umfasst eigentlich sehr vielseitige Übungen von ungleicher Schwierigkeit. Wir müssen daher diese Übungen sorgfältig auswählen und auf jede Stufe planmässig verteilen.

1. Unterstufe.

Auf der Unterstufe wird sich unsere Wahl auf die bescheidensten stilistischen Übungen beschränken, insbesondere auf die Beantwortung von bestimmten Fragen und die *Beschreibung* von Bildern.

Die erste Übung setzt beim Schüler am wenigsten Selbständigkeit voraus. Sie besteht einfach in Fragen, die sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen, die aber derart geordnet sind, dass deren Beantwortung ein Ganzes, Geschlossenes bildet. Mögen hier ein paar Beispiele dieser Gattung angeführt werden:

Aufsatz: Wie ich schreibe.

Beantworte folgende Fragen:

1. Worein schreibst du? In welches Heft?
2. Hast du mehrere Hefte? Wieviel?
3. Womit schreibst du? Welche Farbe hat dein Federhalter? Also mit welchem Federhalter schreibst du?
4. In was tauchst du deine Feder?
5. Worin ist die Tinte?
6. Welche Farbe hat deine Tinte? Also mit welcher Tinte schreibst du?
7. Welche Farbe hat die Tinte des Lehrers? Mit welcher Tinte korrigiert er die Arbeiten?
8. Womit trocknest du dein Heft?
9. Machst du manchmal Tintenkleckse?
10. Womit radierst du die Tintenkleckse heraus?
11. Wohin legst du deine Feder, wenn du fertig bist?

Aufsatz: Wie ich gestern Abend meine deutsche schriftliche Arbeit gemacht habe.

Beantworte folgende Fragen?

1. Um wieviel Uhr hast du deine Arbeit angefangen?
2. Wo hast du dein deutsches Buch herausgenommen?
3. Was hast du zum Schreiben auf den Tisch gestellt?
4. Was hast du zum Schreiben unter deine Hand gelegt?
5. War es schon dunkel?
6. Hast du die Lampe angezündet?
7. Hast du sorgfältig geschrieben?
8. Hast du deine Arbeit noch einmal überlesen?
9. Hast du deine Fehler verbessert?
10. Um wieviel Uhr warst du fertig?
11. Hat dir jemand bei der Arbeit geholfen?
12. Wohin hast du zum Schluss deine Sachen getan?

Aufsatz: Wie ich den gestrigen Morgen und Vormittag zubrachte.

1. Um wieviel Uhr bist du gestern aufgestanden?
2. Wann hast du dich gewaschen und angekleidet?

3. Um wieviel Uhr frühstücktest du? Wo und mit wem?
4. Wann warst du fertig?
5. Wann gingst du in die Schule?
6. Um wieviel Uhr kamst du an?
7. Wann tratest du in das Schulzimmer ein?
8. Wieviel Stunden bliebst du in der Schule?
9. Bist du um Mittag nach Hause zurückgekommen?
10. Um wieviel Uhr kamst du nach Hause?
11. War dein Vater schon zu Hause?
12. Um wieviel Uhr kam er nach Hause?
13. Um wieviel Uhr assest du zu Mittag?

Aufsatz: Mein Hut. (Meine Mütze.)

Beantworte folgende Fragen:

1. Hast du einen neuen oder einen alten Hut?
2. Woraus ist er verfertigt? Was für einen Hut trägst du also?
3. Womit ist er verziert?
4. Wann hast du ihn heute aufgesetzt?
5. Was tust du, wenn du grüsst?
6. Wohin hängst du ihn beim Eintritt in das Schulzimmer.
7. Hast du ihn heute morgen abgebürstet?
8. Bei wem hat die Mutter deinen Hut gekauft?
9. Wem schenkt sie deine abgetragenen Hüte?

Aufsatz: Wie ich mich heute morgen angekleidet habe.

Beantworte folgende Fragen:

1. Um wieviel Uhr bist du aufgestanden?
2. Was hast du sofort getan?
3. Was für ein Hemd hast du ausgezogen? und welches hast du dann angezogen?
4. Was hast du über dein Taghemd angezogen?
5. Was hast du um den Hals gebunden?
6. Was für Schuhe (Stiefel) hast du angezogen?

7. Wer hatte sie geputzt?
8. Was für Kleider hast du zuletzt angezogen?
9. Um wieviel Uhr warst du mit dem Anziehen fertig?
10. Wann warst du zum Ausgehen bereit?

Bei der einfachen Aufzählung dieser Fragen können Sie ausserdem bemerken, dass der Schüler immer von sich selbst zu sprechen hat und einigermassen eine subjektive Arbeit liefern muss. Das ist also eine erste Orientierung und Vorbereitung zum späteren, persönlichen Aufsatz.

Eine zweite stilistische Übung, die schon mehr Kenntnisse in der fremden Sprache erfordert, ist die *Beschreibung* im Anschluss an ein Bild. Man wird gut daran tun, wenn man dazu Bilder auswählt, die mit den bereits in der Klasse durchgenommenen Wandbildern in inniger Beziehung stehen. Die Durcharbeitung des Wandbildes liefert dem Schüler die allgemeinen Vokabeln, deren er sich dann bedienen muss, um kleinere, sich auf denselben Gegenstand beziehende Szenen zu beschreiben. Gesetzt, man habe in der Klasse ein grosses Familienbild besprochen, so könnte nachher irgend eine Familienszene zum Gegenstand einer schriftlichen Beschreibung ausgewählt werden. Bilder von grossen Malern würden uns in dieser Hinsicht ein sehr erwünschtes Material liefern, wenn wir uns dieselben durch künstlerische Nachahmungen zu billigen Preisen verschaffen könnten.

2. *Stilistische Übungen auf der Mittelstufe.*

Auf der Mittelstufe empfehlen sich weiter zwei schwierigere Aufsatzformen: die *Erzählung* und die sich daran anschliessende *dramatisierte Szene*.

Die reine Erzählung stellt bekanntlich Ereignisse in chronologischer Folge dar, die sich vor unseren Augen abwickeln. Gelegentlich kann sie auch in die Briefform eingekleidet werden. In grammatischer Hinsicht hat sie vor der reinen Beschreibung den grossen Vorzug, dass sie den Schüler zwingt, die Verben in den Zeitformen der Vergangenheit anzuwenden.

Sie ist also viel reichhaltiger an Verbalformen als die Beschreibung selbst, wobei das Verb meistens im Indikativ des Präsens vorkommt.

Der Gegenstand solcher Erzählungen muss zuerst selbstverständlich einfacher Natur sein. Wir wählen unsere Themen aus der Wirklichkeit, aus allem, was Auge, Ohr, überhaupt die Sinne dem jungen Geist zugeführt haben. Übrigens sollen sich diese Themen immer an den in der Klasse jüngst durchgenommenen Wortschatz anschliessen, damit der Schüler über einen ausreichenden Vorrat an Vokabeln und Wendungen verfügt. Hier seien ebenfalls beispielsweise einige derartige Themen angegeben:

a) Im Anschluss an die Stadt und die Verkehrsmittel.

Aufsatz.

Erzählt eine Reise von Paris nach Versailles.

Disposition:

a) Anfang der Reise von der Wohnung bis zum Bahnhof.

b) Auf dem Bahnhof. Anblick. Am Billettschalter. Im Gepäcksaal. Im Wartesaal.

c) Im Coupé. Mitreisende. Abfahrt.

d) Was man bei der Eisenbahnfahrt sieht: Ebene; Wald; bebautes Feld; Berge; Tunnel; Viadukt; Städte. Umsteigen.

e) Ankunft. Aussteigen. In der Gepäckexpedition.

b) Im Anschluss an Krankheiten.

Aufsatz.

I. Brief an einen Doktor, um ihm zu melden, dass der Vater krank geworden ist. Er soll diesen möglichst bald besuchen.

II. Ähnliche Themata:

1. Brief an einen kranken Mitschüler (Mitschülerin), um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen.

2. Antwort des kranken Mitschülers (der kranken Mitschülerin). Er gibt Nachrichten von sich selbst und fragt nach den Klassenarbeiten.

c) Im Anschluss an Jahresfeste und Belustigungen.

Brief an einen Freund:

Sagt, was für Neujahrsgeschenke ihr bekommen und wie ihr die Ferien verlebt habt.

Brief:

Schreibt an einen Freund (eine Freundin), um ihn auf Fastnacht einzuladen. Geplante Belustigungen.

Aufsatz:

Brief an einen Freund über eine Theatervorstellung. Gebt einen kurzen Inhalt des aufgeführten Stückes.

d) Im Anschluss an Naturerscheinungen.

Aufsatz: die Quelle.

Die Quelle erzählt ihre Geschichte von dem Augenblick an, wo sie auf dem Berge entspringt, bis zur Zeit, wo sie sich als Strom in das Meer ergiesst.

Wie aus diesen Beispielen hervorgeht, beziehen sich unsere Themen soviel als möglich auf Selbsterlebnisse. Sie bilden eine Art Tagebuch.

Eine andere naheverwandte Übung ist die *dramatisierte Erzählung,* worauf bekanntlich Direktor Walter zur Verarbeitung des Wortschatzes das Hauptgewicht legt. Sie besteht in der freien dialogischen Behandlung geeigneter Erzählungen. Die Schüler haben zuerst das Lesestück derart zu bearbeiten, dass sie die darin vorkommenden Personen mit einander sprechen lassen. Dann wird die beste Arbeit ausgewählt und als Szene von den Schülern selbst aufgeführt. In dieser Beziehung stimmt meine persönliche Erfahrung mit der von Direktor *Walter* vollständig überein, und ich möchte Ihnen auch eine derartige Bearbeitung unterbreiten. Meine *Quartaner,* die schon 3 Jahre lang deutsch treiben, haben nämlich im letzten Juni folgende Erzählung durchgearbeitet:

Die Schöppenstetter und das Gewitter.

In Schöppenstett sind die Leute sehr dumm, und man erzählt von ihnen allerlei Lustiges. In einem Sommer war es einmal sehr heiss, und die Leute verlangten nach einem Gewitter und nach Regen. Da schickten sie den Klügsten unter ihnen mit einem Tragkorb in die Gegend, wo die Gewitter verfertigt werden und gaben ihm viel Geld mit, dafür sollte er ein Gewitter kaufen und heimbringen. Als er nun dahin kam, setzten ihm die Bauern einen Bienenschwarm in seinen Tragkorb und deckten denselben wieder zu und sagten: »So, da habt ihr ein Gewitter» und nahmen ihm das Geld ab. Unterwegs fingen die Bienen an zu summen; da freute sich der Schöppenstetter und sprach bei sich selbst: »In meinem Tragkorb donnert es schon». Als er noch eine gute Strecke von dem Dorfe entfernt war, da kamen ihm die andern schon entgegen und wie sie das Gewitter im Korbe hörten, da wollte jeder für seinen Acker das grösste Stück Gewitter haben, und sie rissen den Deckel auf und griffen mit den Händen hinein und stiessen und rauften sich dabei. Da rauschten aber die Bienen mit grossem Gebrumm heraus und stachen die dummen Menschen so gewaltig, dass sie heulend davon liefen.

Im Anschluss an diese Erzählung hatten die Schüler eine kleine Komödie als Aufsatz zu verfassen. Von den verschiedenen Arbeiten, die abgegeben wurden, wählte ich folgende als die gelungenste. Ich will sie Ihnen in ihrer schlichten Unbeholfenheit vorlesen:

Clerc: 3:e année. (14 Jahre alt.)

Die Schöppenstetter und das Gewitter.

Schwank in drei Aufzügen.

Personen:

Der Schulze.
Der Adjunkt.
Der Gemeinderat.
Herr Schläule, ein Bauer.
Andere Bauern.

I. Aufzug.

Ein Saal im Schöppenstetter Gemeindehaus. Die Gemeinderäte, der Schulze, der Adjunkt.

Der Schulze: Ja, was ist da zu tun? Mit der unausstehlichen Hitze trocknet alles ab.

Der Adjunkt: Sogar wir.

Der Schulze: Was noch wichtiger ist, unsere Schweine, Ochsen und Kühe leiden *von* *) dem Wassermangel.

Erster Gemeinderat: Das beste wäre ein Gewitter.

Der Schulze: Ja, wo sollen wir das herkriegen?

Zweiter Gemeinderat: Ganz einfach: wir kaufen eins; wir haben ja Geld in der Dorfkasse.

Alle: Richtig, richtig; wir sind alle der Meinung.

Der Adjunkt: Wer soll denn das Gewitter kaufen?

Der Schulze: Wir schicken den Klügsten von uns Allen mit einem Tragkorb in die Gegend, wo die Gewitter verfertigt werden. Natürlich müssen wir ihm viel Geld mitgeben, denn so ein Gewitter mit Blitz und Donner kostet gewiss *teuer*.

Alle: Bravo, Herr Schulze! wie klug! ein famoser Einfall!

Der Schulze: Ja, schlau war ich immer, deshalb bin ich euer Schulze geworden.

Der Adjunkt: Meiner Ansicht nach ist Herr Schläule noch schlauer als unser Herr Schulze.

Herr Schläule: Ja, das finde ich auch.

Alle: Ja gewiss, Herr Schläule ist der Klügste, er sagt es ja selbst.

Der Schulze: Also gut, Herr Schläule geht das Gewitter kaufen.

Alle: Gewiss, gewiss, wir sind ganz Ihrer Meinung.

II. Aufzug.

Marktplatz in einem grösseren Bauerndorf. Herr Schläule, verschiedene Bauern.

---

*) Das Kursivirte ist im Schreibheft als fehlerhaft unterstrichen.

Herr Schläule zu sich selbst: Was würden die armen Schöppenstetter machen, wenn ich nicht ein schlauer Kerl wäre. Zum Glück weiss ich mir immer zu helfen. Ah, da ist ja ein Markt; ich will gleich fragen, ob ich für mein gutes Geld ein Gewitter haben kann (er wendet sich an einen Bauern): Guter Freund, ist hier in der Umgegend kein Gewitter feil?

Der Bauer, verwundert: Was wollen Sie, ein Gewitter kaufen? Sind Sie toll?

Herr Schläule: Ganz und gar nicht, Sie Grobian. Ich bin der klügste Mann aus Schöppenstett und weiss ganz gut was ich will.

Der Bauer: Dann möchte ich gern Ihre Mitbürger sehen.

Herr Schläule (zu einem andern Bauern): Sie sind vielleicht nicht so dumm wie Ihr Nachbar; ich möchte gern ein Gewitter kaufen; glauben Sie ja nicht, es sei unentgeltlich; ich habe beide Taschen voll Geld.

Zweiter Bauer: Es tut mir leid, im Augenblick habe ich kein Gewitter; aber bei Gelegenheit werde ich Ihnen eines schicken.

Herr Schläule: Ja, das geht nicht an; die Schöppenstetter wollen das Gewitter durchaus heute haben.

Der Bauer: Ach so, wenn das für die Schöppenstetter ist, will ich Ihnen das Gewitter gleich mitgeben; aber sie werden begreifen, dass ich es nicht unter 100 Mark lassen kann. Denken Sie doch, bei einer solchen Hitze!

Herr Schläule Gewiss verstehe ich das, ich bin kein Dummbart. Ich habe sogar mehr als 100 Mark in der Tasche, wenn sie mehr wollen.

Der Bauer: Für Sie ist es blos 100 Mark, weil Sie ein kluger Mann sind. (Er legt einen Bienenkorb mit Schwarm in Herrn Schläule's Tragkorb.) So, lieber Herr Schläule, seien Sie vorsichtig, denn sobald der Korb abgedeckt ist, geht das Gewitter los. Also Gott befohlen, und grüssen Sie die Schöppenstetter von mir.

Herr Schläule: Auf Wiedersehen!

III. Aufzug.

Ein Feldweg, Bauerndorf in Aussicht; Personen: Herr Schläule, alle Schöppenstetter.

Herr Schläule, zu sich selbst: Welch erhebendes Gefühl, meinen Mitbürgern aus der Not zu helfen durch meine Klugheit. Ja, ein kluger Mann findet sich nicht so leicht wie ein Gewitter. Aber, was höre ich? Ich glaube, es fängt an zu donnern in meinem Korb. Spute dich, lieber Schläule, sonst geht das Gewitter los, ehe du in Schöppenstett ankommst. Und ich möchte doch gern die Schöppenstetter glücklich sehen. Wer weiss, vielleicht wählen sie mich aus Dankbarkeit zum Maier. Wenn ich nicht irre, kommen sie mir schon entgegen. Welcher Triumph! alter Schläule! Wirklich jetzt erkenne ich den Maier mit seinem dicken Bauch, den Adjunkt mit seinen langen Beinen, und meine lieben Mitbürger. Wenn sie nur hören könnten, was in meinem Korb vorgeht!

Der Schulze, schreitet ihm entgegen: Na, Schläule und das Gewitter?

Herr Schläule: Gut, Herr Maier, sehr gut, es donnert schon ein wenig.

Der Adjunkt: Das Donnerwetter ist eigentlich nötiger auf dem Feld als im Dorf; ich finde, man könnte es gleich loslassen.

Der Schulze: Gewiss, gewiss: Stelle den Korb auf mein Rübenfeld, Schläule und lasse los.

Der Adjunkt: Nein, mein Weizenacker hat es viel nötiger.

Erster Bauer: Wenn mein Kartoffelfeld keinen Regen bekommt, haben meine Schweine und ich nichts zu essen, diesen Winter.

Zweiter Bauer: Ganz richtig, das ist auch mein Fall; Rüben sind Nebensachen.

Dritter Bauer: Wir bezahlen die Steuern, also das Gewitter gehört uns.

Der Schulze deckt den Korb auf und sagt zornig: Also, ein jeder nimmt so viel er will.

(Alle Bauern stürzen sich auf den Korb, stossen und raufen sich. Die Bienen rauschen aus dem Korb und stechen die Bauern.)

(Alle durcheinander und davon laufend): Herrgott, Donnerwetter! das ist ein böses Wetter! Schläule du hast den Teufel im Korb! Das Gewitter schlägt nicht, es sticht. Schläule du hast dich geirrt.

Schluss. Der Vorhang fällt.

Sie sehen, meine Damen und Herren, dass wir in Molière's Land sind. Der Junge ist witzig und verspricht ein guter Komiker zu werden. Aber was wichtiger ist, er hat doch sein Thema geschickt behandelt und liess seiner Phantasie freien Raum.

3. Der freie Aufsatz auf der Oberstufe.

Auf der Oberstufe können wir in der Auswahl des freien Aufsatzes noch einen Schritt weiter tun, indem wir litterarische, bzw. historische Themen in Angriff nehmen. In dieser höchsten Form des Aufsatzes tritt in Verbindung mit dem Chronologischen ein neues Element auf, nämlich das Logische. Sie vereinigt die Gesichtspunkte der reinen Erzählung und der reinen Abhandlung (Dissertation). Daher kann sie erst dann behandelt werden, wenn der Schüler schon einigermassen des abstrakten Denkens fähig ist. Die Schwierigkeiten aber sollen nie seine Kraft übersteigen.

Solche Aufsätze lassen sich am zweckmässigsten an die Lektüre anknüpfen. Diejenigen Teile der Lektüre, wo Ereignisse in chronologischer Folge vor unseren Augen sich abwickeln, können Themen zu litterarischen Erzählungen liefern. Diejenigen Teile der Lektüre, die logisch angeordnet sind, leiten zu den Abhandlungen der Prima und können gelegentlich ihre Quelle bilden. Nur mit grosser Vorsicht und Zurückhaltung sollen wir die Stellen heraussuchen, wo eine glück-

liche Gruppierung der Tatsachen zur Abstraktion auffordert. Übrigens ist bei der Behandlung solcher abstrakten Gegenstände immer für eine möglichst grosse Fülle von Beispielen zu sorgen.

Möge hier die Angabe von einigen Themen im Anschluss an Hermann und Dorothea diese Ansichten veranschaulichen.

Im ersten und zweiten Gesang z. B. ist die epische Erzählung stark überwiegend. Daraus könnten wir folgende Themen in erzählender Form entnehmen:

1. Bericht des Apothekers über den Zug der Vertriebenen.

2. Hermanns erstes Zusammentreffen mit Dorothea.

3. Die Mutter erzählt von der Feuersbrunst.

4. Hermanns letzter Besuch in der Familie des reichen Kaufmanns.

Im dritten Gesang dagegen treten wie in manchem folgenden philosophische, abstrakte Betrachtungen mehr in den Vordergrund. Sie bilden die Quelle, woraus schwierigere Abhandlungsthemen geschöpft werden könnten:

1. Wie der Wirt sich um seine Vaterstadt verdient gemacht hat.

2. Der Wirt und der Apotheker, zwei fortschrittliche Bürger. Ähnlichkeit und Unterschied u. s. w.

An dramatische Werke wie Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Iphigenie in Tauris, Wallenstein liessen sich solche Aufsätze ebenfalls leicht anschliessen. Aber es leuchtet ein, dass sie an die Schüler schon grosse Anforderungen stellen und nur mit den Fortgeschrittensten gepflegt werden können.

IV. Die Übersetzungen.

Es erübrigt mir noch ein kurzes Wort über die Übersetzungen zu sagen, und zwar in ihrer doppelten Form: die *Herübersetzung* (unsere französische Version), das heisst die Übersetzung aus der fremden Sprache in die Muttersprache, und die *Hinübersetzung* (unser französisches Thème), oder Übersetzung aus der Muttersprache in die fremde Sprache.

Es wäre durchaus falsch, die Anhänger der direkten Methode grundsätzlich als entschiedene Gegner des Übersetzens erscheinen lassen zu wollen. Sie verschieben blos die Übersetzungsübungen auf die Oberstufe. Sie wollen vor allem auf Grund der direkten Methode eine feste Basis schaffen, worauf später die vielseitigsten Übungen fussen können, die Übersetzungen mit einbegriffen. In unseren französischen Lehrplänen, denen doch die direkte Methode zu Grunde liegt, sind neben den grammatischen und stilistischen Übungen auch Übersetzungen auf der Oberstufe vorausgesehen. Fasst man die Frage etwas näher ins Auge, so kann man getrost sagen, dass die beiden scheinbar widersprechenden Verfahrungsweisen doch leicht in Übereinstimmung gebracht werden können.

1. Die Herübersetzung.

Betrachten wir zuerst die *Herübersetzung.*

Nach dem hergebrachten Verfahren, wie es bei der Erlernung der alten Sprachen noch häufig verwendet wird, diente hauptsächlich die Herübersetzung dazu, die Bedeutung des fremden Textes zu erschliessen. Die Hilfsmittel des Schülers waren hierbei das Wörterbuch und die Grammatik, wodurch es ihm gut oder übel gelang, gleichsam eine Reihe von Rätseln zu lösen. Er sollte also einen Text, den er eigentlich noch nicht erfasst hatte, in die Muttersprache übertragen. Er kämpfte in der Finsternis und der Lehrer griff ein, nur um seine Fehler zu verbessern.

Diese Art der Herübersetzung können wir nicht in der neusprachlichen Stunde nach der direkten Methode gebrauchen. Wie schon erwähnt wurde, zeichnet sich das neue Verfahren dadurch aus, dass der Unterricht nicht von dem Buch, sondern von dem Lehrer ausgeht. Dieser ist der Führer, der dem Schüler den Weg beleuchtet. Wörterbuch und Grammatik werden zuvor beseitigt und sollen nur dazu dienen, um die Erklärungen des Lehrers zu bestätigen und etwa durch neue Beispiele zu erweitern.

Die Herübersetzung nach der direkten Methode hat also

nicht den Zweck, den Wortschatz an den Schüler heranzubringen. Sie dient auch nicht zur Mitteilung der Grammatik. Sie strebt eigentlich nach *litterarischer Ausbildung,* nach ästhetischem Durchdringen von ausdrucksvollen, schönen, sorgfältig gesteigerten fremden Texten, nach genauer Beobachtung des Inhalts und der Form, was vielleicht eine einfache, flüchtige Erklärung nicht ganz wiederzugeben vermöchte. Dadurch gestattet sie einen genauen Vergleich zwischen dem Geist der fremden Sprache und dem der Muttersprache, mit einem Worte, zwischen ihren gegenseitigen Ausdrucksmitteln.

Wie ist nun diese so aufgefasste Übung in der Klasse vorzubereiten? In der Art der Durcharbeitung eines Textes nach der direkten Methode, das heisst mit ausschliesslichem Gebrauch der fremden Sprache. Nachdem der Schüler den zu übersetzenden Text direkt erfasst hat, hat er ihn in seine Muttersprache zu übertragen, und zwar sofort in möglichst vollendeter Form. Die sogenannte buchstäbliche Übersetzung fällt weg. Dabei braucht der Schüler das zweisprachige Wörterbuch sowie die Grammatik gar nicht; er hat blos gute entsprechende Wendungen in seiner Muttersprache zu suchen und zu finden, um bereits von ihm erfasste Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Durch diese Verfahrungsweise gewöhnt sich der Schüler vor allem daran, die Bedeutung der Wörter aus dem Zusammenhang des Satzes zu erschliessen, sodass er stets darin geübt wird, den passenden Ausdruck aus der Muttersprache selbst herauszufinden, anstatt ihn im zweisprachigen Wörterbuch aufs Geratewohl nachzuschlagen.

Ein Wort hat, in der Tat, keine absolute Bedeutung; diese hängt von dem Satz ab, worin es vorkommt, und wir müssen sie daher aus dem Zusammenhang erschliessen. Dieser Punkt verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, denn die Übersetzung nach dem zweisprachigen Wörterbuch ist eben die Quelle aller unpassenden, unbeholfenen Wendungen, von denen leider allzuoft die Herübersetzungen unserer Schüler wimmeln. Nehmen wir ein Beispiel an dem deut-

schen Wort *wild*, das doch ganz einfach zu sein scheint. In einem deutsch-französischen Wörterbuch pflegt das französische Wort *sauvage* dafür angegeben zu werden. Dies aber ist nur zum Teil richtig und kann auf den Schüler in seiner Arbeit störend und hemmend wirken. Er wird so zu sagen von dem Wort *sauvage* heimgesucht, wenn das Wort *wild* ihm in die Augen fällt, und kann sich davon nur schwer losmachen. In dem Satz:

Der Wolf ist ein *wildes* Tier, ist das Wort *sauvage* am Platze: Le loup est un animal sauvage. Aber in Goethe's Vers aus dem Heidenröslein:

Und der *wilde* Knabe brach's Röslein auf der Heiden

würde *sauvage* schon nicht mehr passen; hier heisst das entsprechende Wort: *brutal:*

Et le brutal garçon cueillit la petite rose des bruyères.

In Uhland's Vers aus »des Knaben Berglied» Er (der Bergstrom) stürzt vom Fels im *wilden* Lauf, empfiehlt sich wieder ein anderes französisches Wort, etwa *impétueux:* Le torrent se précipite dans une course impétueuse. In Heine's Vers aus der Lorelei:

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit *wildem* Weh,

passt für *wild* aufs neue keines der vorigen Wörter; ich würde mit *violent* übersetzen:

Le nautonier dans sa barque
est saisi d'une violente douleur.

Endlich muss ich in dem Satz:

Der Stier starrte den Torreador *wild* an, noch ein anderes Wort dafür wählen: *farouche.*

Le taureau fixa sur le torreador un regard *farouche.*

Das Wörterbuch kann also unmöglich alle diese Fälle voraussehen, so reich an Beispielen es auch sein mag; es muss sich auf den allgemeinsten Ausdruck beschränken und

kann daher dem Schüler wenig nützen. Nur der Lehrer kann hierbei durch vorbereitende Besprechung des Textes in der fremden Sprache dem Schüler die nötigen Aufschlüsse erteilen. Auf diesem Wege ist es eben möglich die direkte Methode mit der Herübersetzung in Einklang zu bringen.

2. *Die Hinübersetzung oder Rückübersetzung.*

Ebenso verhält es sich mit der Hinübersetzung, d. h. mit der Übersetzung in die fremde Sprache. Die sogenannte *litterarische* Hinübersetzung setzt die Beherrschung der fremden Sprache selbst voraus. Sie gehört eigentlich zu den Universitätsstudien und ist auf der Oberstufe kaum denkbar. Welcher Lehrer dürfte sich sogar rühmen, der fremden Sprache mächtig genug zu sein, um eine solche Übersetzung getrost vorzunehmen. Sagte doch einmal Viëtor, der hervorragende Professor an der Universität Marburg: »Mehrere Jahre lang habe ich in England englische Vorträge an einer Universität gehalten und trotzdem würde ich mich nicht unterstehen, eine einzige deutsche Seite ins Englische zu übertragen und zu veröffentlichen» — die litterarische Übersetzung ist eine Kunst, die man einfachen Schülern nicht zumuten kann.

Demgemäss erscheint uns nur eine Art der Hinübersetzung auf der Oberstufe förderlich, nämlich diejenige, die sich ebenfalls an vorher durchgearbeitete Texte nach der direkten Methode anschliesst. Sie ist eine Nachahmung der musterhaften Formen und Wendungen, die in dem gelesenen Texte vorkommen. Wenn der Schüler durch die direkte Methode soweit gekommen ist, dass er eine gewisse Sprachfertigkeit besitzt, so kann er auf der Oberstufe zu dieser Übersetzung angeleitet werden. Nach unseren französischen Lehrplänen wird die Hinübersetzung im Anschluss an die fremde Lektüre, also richtiger die Rückübersetzung, schon in der Tertia gepflegt. Meine eigene Erfahrung hat mich zu der Überzeugung gebracht, dass nach der direkten Methode gut geschulte Tertianer nach drei Monaten ebenso weit im Übersetzen

sind, wie die früheren nach altem Übersetzungsverfahren unterrichteten Schüler nach drei Jahren.

Wie daraus ersichtlich ist, lässt sich auch die direkte Methode ganz gut mit der Hinübersetzung verbinden. Der Lehrer lässt von Zeit zu Zeit einen gut ausgewählten Text, nach gehöriger Verarbeitung in der fremden Sprache, in die Muttersprache übersetzen. Dann gibt er dem Schüler einen danach sorgfältig in der Muttersprache frei bearbeiteten Text auf, zum Rückübersetzen in die Fremdsprache. Dieser Text soll so gestaltet werden, dass die Hauptschwierigkeiten des Urtextes darin wieder vorkommen müssen, sodass der Schüler gezwungen ist, zum Ausdrücken gegebener bestimmter Begriffe eben die vorliegenden syntaktischen und idiomatischen Wendungen wieder zu gebrauchen oder nachzuahmen.

In den Ländern, wo die Hinübersetzung als Hauptprobearbeit bei der Maturitätsprüfung verlangt wird — und ich glaube, das ist der Fall in Finnland — könnten daher die Lehrer getrost nach der direkten Methode auf der Unter- und Mittelstufe verfahren. Erst auf der Oberstufe ist es ratsam, die Übersetzungsübungen immer im Anschluss an die fremde Lektüre vorzunehmen. Bei dem Abgangsexamen dürfte sich wohl bei der Schulbehörde folgendes Prüfungsmittel empfehlen: Erstens: Diktat eines fremden Textes mit Herübersetzung und an die Stichwörter dieses Textes angeknüpfte Fragen, die in der fremden Sprache zu beantworten wären. Zweitens: Rückübersetzung nach diesem Muster. Ausser dem freien Aufsatz kann man schwerlich mehr von der Schule verlangen.

E. Simonnot.

Besprechungen.

Léonce Roudet, Éléments de phonétique générale. Paris, Welter, 1910, 1 vol 8⁰, XII + 363 p., 23 fig., 10 frcs.[1]

Cet ouvrage est venu à son heure pour remplir, dans les publications de langue française, une lacune incontestable. Le petit livre de M. Passy, malgré ses qualités, est pourtant trop élémentaire pour le philologue soucieux d'acquérir de la phonétique une connaissance solide et cependant restreinte aux grands faits; en outre il est indispensable que, dès le début, les résultats assurés des méthodes expérimentales soient inculqués à l'étudiant. M. Roudet a manié ces méthodes, et s'est fait connaître comme un travailleur prudent et averti: son ouvrage montre qu'il a réfléchi sur les questions fondamentales, et s'est fait sur bien des points une opinion personnelle,

On sait combien il est difficile d'écrire un traité élémentaire, surtout quand il s'agit d'ouvrir la voie à une science à laquelle les étudiants attribuent un caractère plus rébarbatif que de raison. L'auteur a gardé en vue son public probable, et il écrit surtout pour des néophilologues et des philologues classiques. Une introduction expose les notions préliminaires (objet et histoire de la phonétique; physique, physiologie, psychologie; transcriptions). Puis vient l'étude des sons, celle des combinaisons de sons et celle des évolutions phonétiques. M. Roudet met au premier plan le point de vue articulatoire, mais sans être un «génétiste» exclusif, et il tient compte dans une certaine mesure (qui pourrait cependant être plus large) du point de vue acoustique. Sa position dans des questions difficiles, comme celle de la phonétique syllabique, est prudente, avec une tendance à se placer au point de vue psychologique, ce que je ne puis qu'approuver. — Dans le choix des exemples, il ne sort que rarement du cercle des langues classiques et des trois grandes langues occidentales.

Ce livre est pour le débutant un bon guide, et le spécialiste peut y trouver à glaner, soit pour lui-même, soit pour son enseignement. J'en recommande la lecture, et il me semble qu'un ouvrage conçu à peu près de cette façon, mais complété pour les besoins de l'enseignement en Finlande et

---

[1] Des circonstances diverses, qu'il serait oiseux d'énumérer, ont retardé le compte-rendu de l'ouvrage.

édité dans une des langues du pays, rendrait de grands services à tous les jeunes étudiants qui entreprennent des études philologiques.

Pour une édition nouvelle, que je souhaite prochaine, j'indiquerai les observations que m'a suggérées la lecture du livre. — P. 15. Brücke était professeur à Vienne. — La partie du livre qui, à mon avis, appellera les plus sérieux remaniements est l'introduction, surtout les chap. 3 et suiv., qui renferment les notions de physique et de physiologie nécessaires à l'intelligence des phénomènes phonétiques. Ce sont du reste les plus difficiles à écrire dans un livre élémentaire, où il faut éviter de diret trop ou trop peu. — Chap. III. L'auteur me semble avoir éé trop réservé dans l'emploi de formules et trop bref dans l'exposition. Le programme de mathématiques actuel comportant un cours élémentaire de mécanique, la formule qui définit la position d'un point vibrant ($y = a \sin \omega t$) n'a rien d'effrayant même pour un commençant, surtout si, à l'aide d'une figure simple, on définit le mouvement vibratoire comme la projection sur un diamètre du mouvement uniforme d'un point le long de la circonférence: cette formule se déduit alors de considérations trigonométriques élémentaires également connues d'un élève de lycée. De même la représentation graphique du mouvement vibratoire n'a rien de mystérieux pour des élèves habitués maintenant dès le lycée à ce mode de représentation de fonctions simples. On obtient ainsi une base pour un exposé élémentaire du théorème de Fourier, dont le lecteur ne peut se faire aucune idée par le livre de M. R.; en outre les symboles de la p. 24 seront plus aisés à comprendre. — P. 22. Ce qui est dit des sons musicaux appelle correction: le son le plus bas employé dans l'orchestre est d'env. 40 v. d., et les grands tuyaux d'orgue vont plus bas; enfin les harmoniques des sons musicaux dépassent 7000 v. d. — P. 23. Il conviendrait d'entrer dans quelques détails sur l'échelle des sons, et d'indiquer, soit à cet endroit, soit dans l'étude de la voix, l'étendue des registres de la voix humaine. — P. 23—24. Ce qui est dit de l'intensité n'est pas heureusement rédigé. La *force vive* du mouvement vibratoire dépend naturellement non de la vitesse moyenne, mais de son carré, comme il ressort de la formule donnée. Quant à la quantité (produit de l'amplitude par la hauteur vibratoire) introduite p. 24 sous le nom d'indice d'intensité mécanique, c'est le quotient de la quantité de mouvement par la masse du corps vibrant. Il est naturel qu'une force extérieure identique agissant sur différents corps leur

communique la même quantité de mouvement; mais, pour que les *amplitudes* de plusieurs diapasons choqués avec la même force soient proportionnelles, il faut évidemment que la même proportionnalité règne entre leurs *masses* (et de plus que le facteur d'amortissement soit identique), ce qui est le cas quand ils font partie d'une même série constructive. Tel est donc le sens des expériences de M. Rousselot citées par l'auteur; mais je ne vois toujours pas ce qu'on en peut tirer pour le point qui nous occupe. Il faut partir de la notion d'énergie acoustique mesurée par la force vive, et le plus simple est d'ajouter que cette énergie est liée à l'intensité de la sensation acoustique, la seule qui importe, par une relation encore mal connue. Les résultats des expériences citées chap. XIX devraient naturellement être modifiés dans ce sens. — P. 24—25, sur le timbre. Il ne faudrait pas dire que le timbre dépend des *harmoniques* joints au son fondamental, mais des sons partiels, qui peuvent être inharmoniques (cloches etc). — Sur la théorie de la résonance il serait bon de s'étendre aussi un peu, puisqu'elle est capitale en phonétique: introduire brièvement les ondes stationnaires, la note propre d'un espace fermé, le renforcement par résonance et la liaison entre la force et l'étendue de la résonance. Ce sont là des notions qu'on peut traiter de façon élémentaire. — Les brèves indications données pp 26—27 sur le timbre des voyelles seraient mieux à leur place, je crois, pp. 85 sqq., et, des théories résumées, on pourrait fort bien décliner les deux dernières, qui ne peuvent être mises sur le même rang que les précédentes. Ce qu'on exige d'une théorie scientifique, c'est qu'elle permette de ranger les phénomènes en un système cohérent, simple autant que possible, accessible au calcul, et se rattachant aisément à la théorie d'autres classes de phénomènes. Or on ne peut prétendre que la théorie aérodynamique remplisse encore ces conditions. Elle part de l'action acoustique des tourbillons aériens et postule une relation entre les différences de timbre et les différences de nature de tourbillons supraglottiques dont les caractéristiques sont encore inconnues; mais on n'a pas encore réussi à se faire une image nette de la forme de ces tourbillons, et encore moins de la relation entre leur forme et le son qu'ils produisent. La théorie ne constitue donc à aucun degré une explication véritable, au moins en l'état actuel des choses, quoique l'avenir lui appartienne peut-être. — D'autre part la conception essentielle de la théorie de M. Hermann ne me semble pas être la question du caractère harmonique ou inharmonique des résonances vo-

caliques, mais le mode d'action du renforcement buccal; il est vrai que la différence est un peu difficile à préciser dans un exposé élémentaire. — P. 27—29. Il faudrait indiquer les différences essentielles entre la respiration normale et la respiration durant la phonation (cf. Gutzmann, *Phys. der Stimme u. Spr.*). — P. 29 sqq. sur la phonation. Le travail de M. Lermoyez, excellent à son heure, ne représente plus l'état actuel de la science; v. plutôt l'exposé de Nagel dans son manuel de physiologie. — P. 42 sqq. Ce qui concerne la psychophysiologie du langage me semble trop long pour un manuel élémentaire, surtout que les théories sont en voie de renouvellement rapide, et que ces questions sont en somme accessoires dans l'état actuel de nos connaissances, puisqu'on n'en peut tirer que de faibles appuis. En revanche le paragraphe consacré à l'audition est trop court. Même si on ne veut pas entrer dans le détail des théories, il faut s'étendre davantage, surtout sur la psychophysique de la sensation auditive. D'ailleurs, passer sous silence la théorie de Helmholtz n'est pas légitime. Elle ne paraît pas pouvoir expliquer tous les faits maintenant connus; mais il faut bien dire de celle du Dr. Bonnier p. ex. qu'elle est bien loin d'être assez fouillée dans le détail pour satisfaire à nos exigences. — P. 56. Aux alphabets phonétiques inventés et employés par des collectivités il conviendrait d'ajouter celui des philologues finno-ougriens, exposé par M. Setälä (*Finnisch-ugr. Forschgn* I, 1 sqq.). — P. 65 sqq. Les classifications grecque et sanscrite gagneraient à être abrégées, vu le caractère du livre. — P. 87. La description du dispositif d'enregistrement acoustique est peu claire; du reste on n'emploie pas seulement des styles écrivant sur papier noirci. — P. 89. Il serait bien de résumer les résultats des analyses mathématiques entreprises p. ex. par MM. Hermann et Pipping. — P. 108—109. Les termes de diphthongues ascendantes et descendantes me semblent préférables à ceux de «croissantes» et «décroissantes». — P. 127. Le *b* fricatif est bien plus étendu en Allemagne que ne le dit l'auteur. — P. 134. L'existence de *h* sonore entre sonores est incontestable; ce son, avec une sonorité très accentuée, est le type normal que me montrent les dialectes finnois. — P. 151. Dans les expériences que j'ai faites sur des sujets lettes et danois, je n'ai jamais pu constater de fermeture complète de la glotte dans le *stød*. Je suis porté à croire que la solution se trouve dans une étude de la modulation et de la courbe de l'intensité du son frappé du *stød*, et j'espère bientôt pouvoir publier les résultats de mes expériences. — P. 160 au sujet des mi-occlu-

sives ou affriquées. Le simple enregistrement du courant d'air phonateur par une embouchure placée devant la bouche suffit pour montrer la différence entre une mi-occlusive véritable, dont l'élément fricatif se distingue à peine par sa forme et sa longueur de l'explosion d'une occlusive dure, et le groupe occlusive + fricative homorgane, où la fricative est bien un son indépendant, et non un moment de l'articulation d'un son. Il y a naturellement des transitions. — Quant à l'expérience alléguée par M. Paul Passy, elle ne m'a non plus jamais paru convaincante. Si, enregistrant au phonographe un mot contenant une affriquée, on l'écoute à rebours, on entend, dit M. Passy, un groupe fricative + occlusive, d'où la conclusion que l'affriquée serait en réalité un son double. Il est évident que, comme la mi-occlusive comprend 3 moments: implosion, plosion et ouverture en position fricative, il doit, au renversement, venir un bruit fricatif + une occlusive. Mais toute la question est de savoir si la combinaison occlusive + spirante homorgane, renversée elle aussi, produit la même impression que l'affriquée renversée, ou si on distingue encore bien les deux espèces de combinaisons; et j'ai toujours soupçonné qu'il devait y avoir une différence nette. J'ai refait l'expérience sur le phonographe de mon laboratoire. A cet effet j'ai prié un sujet parlant le suédois de prononcer 2 fois les mots suivants, dont certains renferment la seule mi-occlusive que connaisse cette langue, *č* (dans l'orthographe *k* ou *tj*), et d'autres le groupe *t* + *š* (la fricative marquée par *sj*, *stj*, *sk* devant voyelle palatale): 1) *ökänd*, mal famé; 2) *misskänna*, méconnaître; 3) *otjänst*, mauvais service; 4) *nötkött*, viande de bœuf; 5) *ett skepp*, un navire; 6) *lätt sjö*, mer peu agitée; 7) *bästa*, le meilleur; 8) *nytt skede*, phase nouvelle. Les mots 1—4 ont une mi-occlusive, 5—8 le groupe occlusive + fricative. J'ajouterai que, dans la prononciation du sujet d'expériences, la fricative contenue dans l'affriquée n'est pas une chuintante nette, mais un son intermédiaire entre une semi-voyelle *iod* et une chuintante, le bruit fricatif étant pourtant prononcé. Les exemples 6 et 8 sont accentués sur le premier mot; le mot 2 porte un accent secondaire sur *ä*, qui, une fois, semble plus fort que celui sur *i*. En renversant les mots, on doit par suite entendre des mots qui, dans la transcription de l'af, seraient à peu près: 1) *dnεʃtø:* (oxyton); 2) *annεʃtsim* (oxyton ou paroxyton); 3) *tsnεʃtu:* (oxyton); 4) *tœʃttø:n* (oxyton); 5) *pεʃtε* (paroxyton); 6) *ø:ʃtεl* (oxyton); 7) *atsεb* (oxyton); 8) *εde:ʃtyn* (oxyton). — Je signalerai d'abord que nulle part je ne puis constater de ren-

versement d'accent; en particulier le trisyllabe paroxyton 2) reste bien paroxyton quand on le renverse. Mais les mi-occlusives renversées (1—4) font une tout autre impression que les groupes 5—8; on entend dans le premier cas un son de passage fricatif dont on n'a pour ainsi dire pas le temps de distinguer le timbre, et, dans le second, une fricative bien développée. En outre la limite entre le son fricatif et l'occlusive est bien plus nette dans le second cas que dans le premier; il est impossible de confondre les deux groupes. De même le renversement de *st* dans 3 et 7 ne donne pas le moins du monde une mi-occlusive; mais je n'en fais pas état ici, parce que la membrane du phonographe enregistre mal les *s*, tandis que *š* est enregistré d'une façon très satisfaisante.[1] L'expérience prouve donc, à mon avis, l'intime fusion des éléments de l'affriquée. — P. 164. Les occlusives labiovélaires, d'après ce que m'a dit M. Sievers, qui les a entendues de la bouche d'un indigène, existent dans certaines langues de la famille bantoue (dialectes des colonies allemandes). — P. 232, sur la durée des consonnes. Dans la pratique il faut au contraire, pour l'étude de certaines langues, p. ex. les langues finno-ougriennes, distinguer 3 ou 4 degrés de longueur, la quantité étant réglée nettement dans la morphologie. — P. 233. Pour ma prononciation, et au moins dans les couples de mots isolés du type *châsse* et *chasse* etc, la règle de M. P. Passy se trouve confirmée par l'expérience. — P. 234—235. Les règles sur la corrélation entre le timbre et la quantité ne sont pas toujours clairement formulées (v. p. ex. l'influence de l' *r* sur la quantité et le timbre en français). Il ne faut pas oublier que le grec a connu un *e* fermé long. — P. 242, sur les variations du ton syllabique et du sens des mots, ajouter les langues nègres; d'après ce que m'en a dit Sievers, le dialecte précité distingue 5 formes de ton syllabique liées à des différences sémantiques. Ces questions sont étudiées présentement, comme le sait M. Roudet, au laboratoire de Hambourg par M. Panconcelli-Calzia. — P. 256. La phrase citée (*Er hat*

[1] C'est une membrane en bois de chêne rouvre. Ces membranes, maintenant employées au Phonogrammarchiv de Vienne, sont supérieures à celles de verre ou d'ivoire; mais les *s* ne sont évidemment pas encore satisfaisants. — Il serait intéressant d'enregistrer des mots russes contenant le Щ (ʃtʃ), pour voir si le son produit la même impression dans les deux sens. M. F. Äimä, à qui j'ai fait entendre l'expérience, a eu les mêmes impressions que moi, et sur la place de l'accent, et sur la différence entre les mi-occlusives et les groupes de consonnes.

das Buch) a bien plus de 4 significations dès qu'on fait intervenir les signes de ponctuation. — Remarque finale: parler de la prononciaton «allemande» tout court est trop vague, vu les fortes divergences régionales; il faut spécifier, surtout si on adopte comme norme le «Bühnendeutsch».

J. Poirot.

Raoul Thauziès, Étude sur les sources de J.-M. de Hérédia dans les cinquante-sept premiers sonnets des «Trophées» (Revue des langues romanes, 1910—1911).

Joseph Vianey, Les sonnets grecs de Hérédia (Revue des cours et conférences, 1911).

Il serait sans doute difficile de trouver dans l'histoire de la littérature française un poète qui, plus rapidement que José-Maria de Hérédia, et avec une production poétique moins abondante, se soit assuré une place parmi les classiques de son pays. Vingt ans ne s'étaient pas écoulés depuis la publication de son premier et unique recueil de poésies, et cinq ans à peine depuis sa mort que plusieurs Facultés des Lettres françaises avaient inscrit ses sonnets dans leurs programmes de licence, et les critiques littéraires les avaient étudiés et commentés comme des textes classiques. M. Raoul Thauziès a publié dans la *Revue des langues romanes* (dernier No de 1910 et premier de 1911) une étude compendieuse, bien que détaillée, sur les sources des sonnets antiques de Hérédia. Dans la *Revue des cours et conférences*, M. Joseph Vianey a fait paraître une profonde analyse esthétique des sonnets grecs. Peu de temps auparavant, j'avais examiné, dans la *Revue d'histoire littéraire de la France* (avril-juin 1910), les rapports de Hérédia avec l'*Anthologie grecque*, et j'avais entamé un travail sur les sources latines dans la poésie de Hérédia, lorsque la publication de l'étude de M. Thauziès vint rendre inutile la continuation de mes recherches dans cette direction.

Le résultat de ces diverses études a pleinement démontré que l'on ne se trompait pas en considérant Hérédia comme un classique. Par le genre de son inspiration et par ses procédés de composition, il appartient évidemment à la même grande famille poétique que les Ronsard et les Racine, les Chénier et les Leconte de Lisle. Sa poésie est bien le fruit de la *libre imitation* qui a donné naissance à la majeure partie de la littérature classique française, et dont le principe a été proclamé

et défendu dans tous les manifestes littéraires des classiques depuis la *Deffence et Illustration* de Du Bellay jusqu'à l'*Invention* de Chénier. Il avait à un haut degré »l'imagination livresque» : l'idée de presque tous ses sonnets est inspirée par une poésie, un vers, un mot d'un autre poète, dont le hasard lui a fait feuilleter les œuvres au cours de ses méditations, et, pendant le travail de composition, d'autres réminiscences littéraires viennent souvent s'y glisser. C'est la littérature et non pas l'art — ainsi qu'on l'a souvent affirmé à tort — qui donne surtout l'impulsion à sa fantaisie poétique et qui l'alimente.

Mais, à l'exemple des véritables classiques, il s'est assimilé ses modèles; fidèle aux leçons bien connues de Du Bellay, il les a vraiment imités en «les devorant, et, apres les avoir bien digerez, les convertissant en sang et nouriture». Il a fait de ces emprunts son bien propre; il est lui-même, même lorsqu'il imite les autres. Aussi son originalité n'est-elle pas sortie affaiblie des études entreprises sur les sources de sa poésie; bien au contraire, c'est précisément la connaissance de ses modèles et des sources de son inspiration qui permet d'apprécier pleinement la beauté et l'originalité de la poésie de Hérédia.

Le travail de M. Raoul Thauziès embrasse les cinquante-sept premiers sonnets des «Trophées» — c'est-à-dire les sonnets dont les sujets sont pris dans l'antiquité grecque ou romaine — et constitue une des études de sources les plus complètes et les plus consciencieuses qui soient à ma connaissance. Il ne s'est pas borné à analyser dans ces sonnets l'influence de l'antiquité; il a recherché également les sources modernes, et nous verrons qu'il est parvenu dans cette voie à quelques-unes de ses découvertes les plus significatives et les plus surprenantes. Je ne saurais assez recommander l'étude approfondie de ce travail aux lecteurs qui s'intéresseraient plus particulièrement aux poésies de Hérédia. Je ne puis ici qu'attirer l'attention sur quelques-unes des découvertes les plus importantes de l'auteur, tout en mettant en lumière certains points sur lesquels à mon avis M. Thauziès se trompe ou arrive à des conclusions tout au moins discutables.

En ce qui concerne les rapports de Hérédia avec l'*Anthologie grecque,* je suis arrivé dans l'ensemble au même résultat que M. Thauziès. Cependant il s'est attaché à certains détails

que j'ai laissés de côté volontairement ou non, et il me semble que l'inverse s'est produit quelquefois. Quoi qu'il en soit, l'*Anthologie* est la seule poésie grecque qui ait laissé dans les sonnets de Hérédia une empreinte méritant d'être signalée; aussi le travail de M. Thauziès n'ajoute-t-il, quant à la mise en lumière des rapports du poète français avec la littérature grecque, que peu d'éléments à mon article.

Au point de vue des sources romaines, M. Thauziès est arrivé à des résultats importants et particulièrement intéressants, même si l'on tient compte du fait que les épigraphes dont le poète a illustré ses sonnets ont donné en plusieurs cas une indication assez précise. Il a rencontré même dans les sonnets à sujet grec des réminiscences latines — c'est une des caractéristiques de Hérédia que des influences grecques, romaines et modernes se retrouvent souvent dans la même poésie — mais c'est naturellement dans les sonnets romains qu'il a trouvé les plus importantes. Je voudrais attirer l'attention surtout sur le cycle *Hortorum Deus*, ainsi que sur les sonnets *La Trebbia, Après Cannes*, et *A un Triomphateur*. L'avant-dernier de ces sonnets — pour prendre un exemple — est inspiré dans ses grandes lignes de Tite-Live, ainsi que l'indiquait l'épigraphe primitive supprimée par la suite. Au contraire, le tercet final:

Tous anxieux de voir surgir, au dos vermeil
Des monts Sabins où luit l'œil sanglant du soleil,
Le Chef borgne monté sur l'éléphant Gétule,

est emprunté à Juvénal (X, 157—158):

O qualis facies et quali digna tabella
cum gaetula ducem portaret bellua luscum.

Les sources modernes constituent les découvertes les plus surprenantes de toutes celles de M. Thauziès. Il était bien naturel que les sonnets antiques eussent des modèles grecs et romains; c'était aussi un fait connu que Hérédia avait subi grandement l'influence de ses maîtres français, surtout Leconte de Lisle et Banville. Mais que dans ses sonnets antiques il ait puisé aussi abondamment aux sources modernes, c'est un fait de nature à surprendre. C'est surtout aux deux poètes précédents qu'il emprunte, mais il fait également de fréquents emprunts à d'autres auteurs: Hugo, Gautier, Ménard, Paul de Saint-Victor,

etc. Parfois il se borne à prendre une expression, une image, un vers isolé ou une strophe d'importance secondaire, tandis que parfois il a puisé dans les œuvres de ses prédécesseurs l'idée même de son sonnet. Comme exemple du nombre des diverses influences qui peuvent s'entremêler dans un seul et même sonnet, on peut citer *Sur le Cydnus*. Outre un passage de Plutarque, il est inspiré d'une page de la nouvelle de Gautier *Une nuit de Cléopâtre*, de *La Perle* de Banville, et enfin de quelques phrases des *Deux Masques* de Paul de Saint-Victor et de la *Psychologie mystique* de Ménard. Mais la découverte sans contredit la plus surprenante est que Hérédia a emprunté à Victor Hugo l'idée du plus célèbre et du plus admiré peut-être de ses sonnets, *Antoine et Cléopâtre*. Le rapprochement du tercet final avec un passage de *La Rose de l'Infante* sur Philippe II en fournit la preuve:

> Et sur elle courbé, l'ardent Imperator
> Vit dans ses larges yeux étoilés de points d'or
> *Toute une mer immense où fuyaient des galères.*
>
> Si quelqu'un pouvait voir dans l'œil de ce fantôme
> — — — — — — — — — —
> Ce qu'on distinguerait, c'est, mirage mouvant,
> *Tout un vol de vaisseaux en fuite dans le vent.*

Nous pouvons donc, dit M. Thauziès, établir un rapport inattendu entre les galères éperdues d'Actium et l'Invincible Armada, engloutie dans l'Atlantique.

Il faut enfin remarquer qu'un seul des sonnets examinés aurait été conçu sous l'influence directe de l'art plastique; c'est *Sphinx*, inspiré par le groupe du sculpteur E. Christophe placé au Musée du Luxembourg. Il est également intéressant d'étudier le rapport des épigraphes aux sonnets qu'elles précèdent; souvent elles indiquent clairement la source, mais parfois elles semblent avoir été placées plutôt pour égarer le lecteur.

Une des critiques que l'on peut diriger contre l'étude de M. Thauziès est une conséquence de ses plus grandes qualités, l'extrême conscience et la précision minutieuse du travail. «Obligé de lire attentivement des centaines de livres — dit-il pour caractériser sa méthode — et n'ayant eu aucune peine à retenir par cœur 800 vers sonores, j'ai minutieusement relevé tous les passages qui me semblaient avoir fourni à Hérédia, non pas seulement l'idée générale d'un sonnet, mais en-

core l'idée particulière de tel ou tel vers.» Il y avait là danger de tomber dans l'exagération, et l'auteur n'y a pas toujours échappé. Il lui est arrivé plus d'une fois de citer des passages dont l'imitation est fortement douteuse, ou même imaginaire. Nous en trouvons de suite un exemple dans le commentaire qu'il fait du premier vers du sonnet de tête, *L'Oubli*:

Le temple est en ruine au haut du promontoire.

D'après M. Thauziès, ce vers a été suggéré par quelques lignes de Pausanias sur le temple de Sunium. Mais d'abord il n'est pas certain que le poète ait songé au temple de Sunium, bien que le fait ne soit pas invraisemblable, et, même si l'on admet cette hypothèse, il est beaucoup plus croyable qu'il a été inspiré par une description de voyage moderne ou par une reproduction réelle du temple en ruine. Un rapprochement de concordances accidentelles n'est cependant pas dénué d'intérêt, mais dans certains cas il devient difficile de trouver une analogie quelconque. Je ne vois pas, par exemple, en quoi la colombe qui gémit sur la tombe de *La Jeune Morte*, où elle va être immolée, rappelle dans Virgile:

Nec gemere aeria cessabit turtur ab ulmo.

Dans quelques rares cas, les critiques de M. Thauziès sont quelque peu mesquines; telles sont celles qu'il adresse au beau tercet final dans *Le Laboureur*. Il cite Pindare: «Aux enfers, les justes mènent une vie exempte de travaux et ne fatiguent jamais leurs bras à fouiller la terre», et il se demande pourquoi Parmis, qui vieillit sans remords, craint d'avoir un jour à «labourer des champs d'ombre arrosés par l'Érèbe». — Mais parce qu'il est un pauvre laboureur ignorant, qui ne connaît point Pindare et sa philosophie.

Les négligences de M. Thauziès sont extrêmement rares; je n'en ai trouvé que trois ou quatre qui méritent d'être signalées. Parmi les sources de l'*Epigramme votive* il faudrait mentionner, outre la dédicace de Paul le Silentiaire signalée par M. Thauziès, une autre épigramme du même poète, VI, 81, d'où Hérédia a tiré l'idée de la vieillesse du guerrier, et où il a trouvé, dans l'offrande, un «casque hérissé d'une crinière de cheval». Le dernier tercet du *Naufragé*:

O Terre, ô Mer, pitié pour son ombre anxieuse!
Et sur la rive hellène où sont venus ses os,
Soyez lui, toi, légère, et toi, silencieuse.

n'est imité d'aucune des trois épigrammes citées par M. Thauziès, mais bien de la fin d'épigramme suivante (VII, 628):

«O terre amoncelée sur cette tombe, ô mer qui baigne ce rivage, soyez pour l'enfant, toi, légère, et toi, silencieuse».

Le trait final de la *Prière du Mort :*

C'est ma mère, Étranger, qui sur un vain tombeau
Embrasse une urne vide et l'emplit de ses larmes,

rapproché par M. Thauziès de cette épigramme:

«. . .Mais dans la terre de ses pères, il a obtenu un cénotaphe autour duquel Prométhis, sa mère, semblable à un oiseau plaintif, pleure tous les jours son fils, en disant avec des cris de douleur comment il est mort avant l'âge»,

me semble plutôt inspiré par l'épigramme de Persès citée par M. Thauziès deux pages plus haut, à propos du *Naufragé,* et dont voici la fin:

«Eupolis et Aristodice, qui t'ont donné le jour, embrassent un tombeau vide et l'inondent de pleurs».

Je voudrais encore parler un peu plus en détail d'un sonnet, le dernier des sonnets grecs, *Sur l'Othrys,* que je cite en entier, pour plus de clarté:

L'air fraîchit. Le soleil plonge au ciel radieux.
Le bétail ne craint plus le taon ni le bupreste.
Aux pentes de l'Othrys l'ombre est plus longue. Reste,
Reste avec moi, cher hôte envoyé par les Dieux.

Tandis que tu boiras un lait fumant, tes yeux
Contempleront du seuil de ma cabane agreste,
Des cimes de l'Olympe aux neiges du Tymphreste,
La riche Thessalie et les monts glorieux.

Vois la mer et l'Eubée et, rouge au crépuscule,
Le Callidrome sombre et l'Œta, dont Hercule
Fit son bûcher suprême et son premier autel;

Et là-bas, à travers la lumineuse gaze,
Le Parnasse où, le soir, las d'un vol immortel,
Se pose, et d'où s'envole, à l'aurore, Pégase!

L'explication fournie par M. Thauziès de la genèse de ce sonnet n'est pas satisfaisante. La source principale n'en est pas, comme il le suppose, la première Bucolique de Virgile, bien que l'on puisse discerner dans le dernier vers du premier quatrain et dans les deux premiers du second un écho des hexamètres de Virgile. Il prétend en outre que le poète a choisi l'Othrys parce que cette montagne est au centre de la Grèce et que son nom est harmonieux. Il l'accuse alors d'indifférence à l'exactitude géographique, faisant remarquer que de la pente Nord de l'Othrys on ne peut pas apercevoir les localités citées. Cette critique topographique me paraît injustifiée, car pourquoi la chaumière du pâtre ne se trouverait-elle pas assez près de la cime pour que l'on puisse, de ses alentours, découvrir le panorama décrit? C'est plutôt l'orientation de M. Thauziès qui est quelque peu inexacte: l'Eubée ne se trouve pas au Sud-Ouest, mais au Sud-Est de l'Othrys. Si le poète a choisi l'Othrys, ce n'est pas pour les raisons données par l'auteur, mais parce que ce sonnet a été inspiré — ainsi que Hérédia l'aurait déclaré lui-même [1] — par la description qu'un voyageur moderne a faite de son ascension de cette montagne, deux pages (286—287) de *La Grèce d'aujourd'hui* de Gaston Deschamps. Je citerai le morceau en question en mettant en italiques les passages qui se retrouvent en entier ou remaniés dans le sonnet. La citation est longue, mais elle éclaire d'une façon particulièrement lumineuse le genre de l'inspiration de Hérédia et ses procédés de composition.

«D'ici, l'horizon est très large, trop large même; le panorama de vallées et de cimes est si varié et si complexe, que l'œil ne sait où se fixer. *L'Othrys* n'a pas les aspérités, les brusques saccades qui coupent d'arêtes vives le profil heurté du Kiona et du Korax. C'est une large ondulation de hautes collines et comme une fluctuation de *pentes* douces. Presque pas de rochers; la terre végétale rougeoie sur les rondeurs, où se plaquent de minces buissons de chênes verts et quelques touffes d'arbres rabougris. Au nord, par delà un rempart allongé,

[1] Voir Gaston Deschamps., *La Vie et les Livres*, troisième Série, p. 25—26.

la plaine thessalienne s'étale, comme le lit d'un lac desséché, noyée dans une vapeur rousse, sous la pâleur du ciel incandescent où *l'Olympe* estompe vaguement ses formes. Le lac de Daoukli, glauque, avec des reflets métalliques, luit d'un éclat mat, ourlé par les marais d'une bordure verte. Plus loin dans une très douce lueur, dans des irradiations apaisées, dans une tonalité presque irréelle de nuances fondues, les dentelures du Pinde, comme indiquées sur l'horizon par une main très légère, semblent une vision de rêve, une percée lointaine sur d'étranges paradis. A l'est, on aperçoit *l'Eubée,* le cap Vasilina et le cap Lithada, les îles lointaines, *la mer* d'un bleu tendre, la haute barrière qui ferme la Phocide, les Thermopyles, *le Callidrome, très sombre* le long de la maremme fauve où miroitent les flaques du Sperchios, *l'Œta, évoquant* des souvenirs d'aventures gigantesques, *les clameurs d'Héraklès, sa mort dans un vaste flamboiement; au delà, le Parnasse rayonne, inondé d'une clarté diffuse* qui supprime les plans, atténue les saillies, laisse voir seulement le pur dessin, le contour parfait, nimbe de lumière. Puis la ligne des sommets se continue, très longue comme la crête d'un mur, jusqu'au *Thymphreste,* grande cime claire, *piquée d'un étincellement de paillettes neigeuses.*»

Il n'est pas douteux que nous ayons là la source principale de *Sur l'Othrys.* Dans cette description quelque peu surchargée et d'un impressionisme si coloré, Hérédia a choisi avec goût et sobriété les éléments essentiels — le squelette pour ainsi dire — et avec ces matériaux a construit son sonnet. Il débute par une réminiscence de Virgile — le pâtre qui à la tombée de la nuit offre à son camarade logis et aliments — et termine par un trait final qui est de son propre fonds: le rapprochement étrange, malgré la perfection de la forme, du Parnasse et de Pégase.

M. Joseph Vianey, connu pour ses recherches sur le pétrarcisme en France et surtout pour son important travail sur les sources de Leconte de Lisle, nous donne dans son étude une analyse esthétique fine et pénétrante des sonnets grecs de Hérédia. Relativement aux sonnets mythologiques, il a découvert une particularité qui avait échappé à tous les chercheurs précédents. Tandis que jusqu'alors on n'avait vu dans ces sonnets que des visions plastiques de beauté, M. Vianey démon-

tre que, tout au moins dans quelques cas, Hérédia a eu aussi une autre intention, celle de montrer le sens primitif du mythe, bien qu'il le fasse d'une façon si subtile et si discrète qu'elle avait échappé à l'attention. La théorie mythologique qui prédominait à cette époque et dont on trouve la marque dans la *Mythologie grecque* de Decharme, si souvent consultée par le poète, croyait trouver au fond de presque tous les mythes un épisode de la vie de la nature, et c'est bien le même symbolisme naturel qui transparaît dans certains sonnets de Hérédia. C'est ainsi que Persée était considéré comme un dieu solaire, et le monstre vaincu par lui était une personnification de la tempête. Aussi le poète nous fait-il voir, dans son *Andromède au monstre*, l'orage se transformant en un animal:

> L'océan monstrueux que la tempête évente
> *Crache* à ses pieds glacés l'âcre *bave* des flots,
> Et partout elle voit, à travers ses cils clos,
> *Bâiller* la *gueule* glauque, innombrable et mouvante.

Cette interprétation peut s'appliquer également à d'autres sonnets — *Stymphale* entre autres. Par contre, je ne suis pas tout à fait convaincu que M. Vianey soit dans la vérité lorsqu'il explique de la même manière *Centaures et Lapithes*, ou lorsque dans *Nessus* et dans *La Centauresse* il voit résumé un moment décisif de l'histoire de l'humanité primitive.

Relativement aux sonnets épigrammatiques, M. Vianey fait ressortir la richesse et la variété des tableaux de la vie hellénique que nous offre le poète dans cette quinzaine de sonnets, et fait remarquer que le thème purement grec est souvent doublé d'un intérêt éternellemnet humain. A côté d'un sonnet où vibre le souffle guerrier, d'autres décrivent la vie sportive, saisie au moment de la victoire. Tantôt le sonnet dépeint le dur sort de l'esclave, tantôt il décrit l'existence laborieuse et monotone du laboureur ou la vie libre et idyllique du pâtre sur la montagne et dans les prairies. Les inscriptions funéraires disent les dangers de toute sorte qui menacent la vie humaine; elles expriment l'amour de la jeunesse pour la vie ou la soif de repos après les fatigues ou les dures épreuves. Dans la manière de Hérédia de combiner dans un sonnet des éléments puisés à plusieurs sources différentes, M. Vianey voit avec raison une tendance à condenser dans les sonnets le maximum de substance, même au risque de heurter parfois la vraisemblance historique.

M. Vianey estime que la principale originalité de la manière de Hérédia est d'avoir introduit dans le sonnet l'élément dramatique. La plupart — du moins la plupart des sonnets antiques — sont en effet de véritables petits drames. Ils contiennent généralement une action, une péripétie, et prennent souvent la forme de monologues. L'auteur insiste ensuite sur la sûreté et la maîtrise de la construction, sur l'art avec lequel les personnages sont situés dans leur cadre naturel, sur le relief et le coloris que leur prête cet arrière-plan, sur son talent d'agir en même temps sur la sensibilité, sur l'œil et sur l'oreille. Il étudie enfin en détail la langue et la technique poétique de Hérédia, son habileté à utiliser la valeur expressive des voyelles et des consonnes et à varier ses coupes. Il montre par des exemples comment les voyelles éclatantes sont employées pour exprimer l'éclat de la lumière, des bruits, de la chaleur, les voyelles claires pour exprimer le rire des sources, etc.

M. Vianey résume ainsi le résultat de ses recherches: «Tel est l'art de Hérédia. Singulièrement complexe, il utilise toutes les ressources de la versification et toutes celles de la langue; il connaît la force d'un terme bien choisi et mis à sa place; il sait opposer et rapprocher les mots de toutes façons. Il s'adresse tout ensemble à l'œil, à l'oreille, aux sens, à l'âme. Il associe l'intérêt plastique à l'intérêt dramatique. Et cette complexité de l'art répond à celle du fond. Car, suivant le mot de M. Jules Lemaître, chaque sonnet de Hérédia «résume à la fois beaucoup de savoir et beaucoup de rêve»; il résume en général beaucoup d'humanité. Dans cette série de sonnets grecs sont condensés les aspects essentiels de la vie privée des Grecs et les caractères principaux de leur mythologie; mais, en même temps, ce sont des sentiments d'une vérité éternelle qui percent au fond de tout cela.»

Le travail de M. Vianey, dont je n'ai pu ici qu'indiquer les grandes lignes, peut être chaudement recommandé à tous les appréciateurs de la poésie de Hérédia, au même titre que celui de M. Thauziès. Ce dernier nous montre ce que le poète doit à ses modèles et aux sources où il a puisé; le premier nous apprend à apprécier sa grande et incontestable originalité.

Emil Zilliacus.

Kr. Nyrop, Grammaire historique de la langue française. Tome quatrième. Copenhague, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag, 1913. VIII + 496 p. in-8⁰. Prix 10 fr.

Le présent volume, consacré à la «Sémantique» du français, offre les mêmes qualités que les tomes précédents: style clair et agréable, jugements sains et bien motivés, connaissance étendue du sujet à traiter. Et ce qui doit rendre la lecture du livre particulièrement attrayante aux débutants, c'est que le savant auteur, selon son habitude, ne dédaigne aucunement les anecdotes amusantes et les traits d'esprit.

Après les ouvrages excellents de Darmesteter, Bréal, Meillet et d'autres, M. Nyrop n'avait pas beaucoup à ajouter sur les principes fondamentaux de la sémantique. Aussi la très grande valeur de son livre consiste-t-elle dans le nombre considérable de «cas» dûment classés et expliqués. La composition générale du livre me semble cependant un peu négligée. Ainsi, il arrive que les mêmes cas sont relatés à plusieurs reprises. Ce qui, par contre, me paraît être un grand avantage dans un livre destiné aux études universitaires, c'est que l'auteur n'abuse pas de la terminologie sémasiologique. Il n'est même pas du tout question, dans ce volume, de *rayonnement* et d'*enchaînement* (comp. A. Darmesteter, *La Vie des mots*, §§ 37 et 38), termes au fond superflus.

Pour les détails, M. Nyrop est un guide très sûr. Il évite, de parti pris, les cas douteux ou trop embrouillés. En parcourant le livre, j'ai bien annoté quelques petites négligences, mais de si peu d'importance qu'il me semble inutile de les signaler ici.

Somme toute, la «Sémantique du français» de M. Nyrop est un ouvrage d'une très grande valeur, particulièrement propre à être mis entre les mains des débutants.

A. Wallensköld.

Ivar Hortling, Tysk Grammatik. Helsingfors 1912. 127 S. 8:o. Preis Fmk 2: 75.

Der Verfasser hat versucht teilweise neue Gesichtspunkte bei der Zusammenstellung dieser seiner Grammatik anzuwenden; er hat hier Regeln, Erklärungen und sogar ganze Kapitel aufgenommen, die in unseren Schulgrammatiken sonst nicht vorzukommen pflegen. In welcher Hinsicht das vorliegende Lehrbuch sich von anderen Schulgrammatiken unterscheidet, giebt der Verf. im Vorworte an, wo es u. a. heisst: Ein besonderes Kapitel ist dem Satze und dessen Teilen wie auch der Wortbildung gewidmet. Einige wichtigere sprachgeschichtliche Er-

scheinungen sind kurz berührt worden und als Nachtrag ist ein besonderes Kapitel hinzugefügt worden, welches die gesetzmässigen Lautentsprechungen im Deutschen und Schwedischen behandelt.

Es fragt sich nun, inwiefern es zweckmässig und wünschenswert ist, diese Neuheiten in eine Schulgrammatik bei uns einzuführen. — Was die Wortbildungslehre betrifft, so wird sie wohl im allgemeinen in der Schule ziemlich vernachlässigt und es scheint dem Rez. ganz berechtigt, derselben einen grösseren Raum im Schulunterricht geben zu wollen. Doch geht der Verf. ein wenig zu weit, wenn er in diesem Kapitel auch sprachpsychologische Erscheinungen wie die Kontamination erörtert.

Betreffs der sprachgeschichtlichen Erklärungen, so gehören sie in keiner Weise zum Schulkursus, und es wäre vielleicht deshalb pädagogisch richtiger dieselben nicht ins Lehrbuch selbst aufzunehmen. Andrerseits unterlassen die meisten Lehrer es aber nicht, in ihrem Unterricht kleine sprachgeschichtliche Streifzüge zu machen, für welche die Schüler sich meistens sehr interessieren. Giebt es nun im Lehrbuche eine kurze Wiederholung der mündlichen Darstellung des Lehrers, kann dies ja nur zum Nutzen sein. Prinzipiell hätte der Rez. auch gar nichts dagegen, dass die Schulgrammatik sprachgeschichtliche Erklärungen enthielte; doch sollten sie nur in der Form von Anmerkungen, mit kleinerer Schrift gedruckt, vorkommen. Diesem Prinzip folgt der Verf. auch zuweilen, aber nicht konsequent (Ablaut, Pret. pres. § 65). Die Fälle aus der Sprachgeschichte, welche der Verf. aufnimmt, scheinen sich für den Schulunterricht sonst ganz gut zu eignen.

Sprachgeschichtlicher Natur ist auch das Verzeichnis über die Lautentsprechungen im Deutschen und Schwedischen. Ein solches Verzeichnis mag für die Schüler ganz interessant sein, kann vielleicht auch einen praktischen Wert haben; ganz unnötig ist jedoch hervorzuheben, dass *bb* in *Krabbe* niederdeutschen und in *Rabbi* und *Sabbat* hebräischen Ursprungs ist, dass *d* in *Dach* »einem englischen *th* d. h. tonlosen Spiranten *þ*» entspricht u. a. gelehrte Andeutungen, welche die Schüler gar keine Voraussetzung zu verstehen haben. Die kleinen etymologischen Erklärungen der grammatischen lateinischen Terminologie wirken ein wenig als Ballast; sie gehören doch nicht zu einer Grammatik der deutschen Sprache.

Der Verf. macht hie und da Zusammenstellungen und zuweilen auch gute Beobachtungen um gewisse »Hauptschwie-

rigkeiten» einzuschärfen, welche augenscheinlich aus eigner langjähriger Schulpraxis herrühren und den erfahrenen Lehrer verraten. Bedenklich vom pädagogisch-methodischen Gesichtspunkte aus scheint die Art des Verfassers vor Fehlern zu warnen, indem er im Buche auch die fehlerhaften Ausdrücke drucken lässt, z. B.: *Orätt* är att säga: *es ist ich* eller dyl. (!). Det *bör heta: ich bin es* (§ 22; vgl. auch §§ 33, 2, 38, 1—2, 56 u. a.).

Diese Grammatik enthält wie gesagt allerlei, was in die Schulgrammatik nicht hineingehört. Nach dem Vorwort will der Verf. jedoch «in konzentrierter Form den Schülern Einsicht in die Teile der Grammatik beibringen, die dem künftigen Studenten als unumgänglich notwendig angesehen werden müssen»! Auch die sog. allgemeine Grammatik wird berücksichtigt und Definitionen der Wortklassen und Satzteile werden gegeben. Doch erscheint das Buch als ein verhältnismässig kleines Volumen, nur 127 Seiten umfassend. Teilweise hängt dies von der Aufstellung des Buches ab. Diese ist nämlich im höchsten Grade zusammengedrängt, was dem Buche nicht zum Vorteil gereicht. Dem Schüler wird es nicht leicht sein sich in diesem Zusammenhäufen von Regeln in einem Stücke zurechtzufinden und eine derartige Grammatik als Nachschlagebuch anzuwenden. Es fehlt an Klarheit und Übersichtlichkeit (z. B. §§ 3 c, 6, 9, 42, 43, 71, 80, 84 u. a), aber nicht nur in Bezug auf die äussere Aufstellung. Auch bei der Formulierung der Regeln und Definitionen wünschte man oft mehr Präzision, Konsequenz und Konzentration (einige Beispiele unter den Einzelbemerkungen). Der Verf. gerät zuweilen in einen erzählenden Ton, der sich beim mündlichen Unterricht eignen kann, nicht aber in einer Grammatik für die Oberstufe (z. B. §§ 4 b, 11, u. a.). Er liebt es Wörter wie 'självfallet', 'i själva verket', 'åter', 'slutligen', 'sålunda' u. m. dgl. einzuschieben, die im Druck überflüssig und ermüdend wirken. Häufige Hinweisungen und Wiederholungen kommen vor. — Die Zahl der Beispiele ist auf ein Minimum beschränkt. Sie treten oft in einer ganz abgekürzten Form auf und folgen meistens nach den Regeln.

Noch einige Einzelbemerkungen: § 3 b. Eine Regel zu dem Beispiele »*fünfter Teil*» wäre notwendig wie bei L.-Öh. (Lindelöf-Öhquist). — § 4 Note 2 gehört vielmehr zu § 1 Anm. 2. Besser *-er* als Maskulinzeichen wegzulassen. — § 5 Anm. Vielleicht lieber als von 'fornhögtysk' nur von 'äldre tid' zu sprechen um Inexaktheiten zu vermeiden. — § 6. Die Behandlung der Deklinationen des Subst. nach dem Geschlecht ist

unnatürlich und unpraktisch. Beruht doch die Einteilung der Subst. in Deklinationen auf den Pluralendungen! — §§ 9 und 9,1 wiederholen sich teilweise. — § 9,2. Nach dieser Regel könnte man auch z. B. *Sokratesens* sagen. Unnötig Formen wie *Goethen* (dat.) anzuführen. — § 10 b trägt mit Unrecht die Rubrik 'Deklination'. Der Anfang der Regel gehört vielmehr zu § 10 a. Könnte auch weggelassen werden. — § 11 d. 'Räkneord'(!) — 11 e. Verdient hervorgehoben zu werden. Nicht bei L.-Öh. — § 13 a '*skilda*(!) former'. Anm. 2. 'Böjliga' hinzuzufügen wie bei L.-Öh. — § 14. Die unflektierten adj. Superlativformen nicht gebräuchlich. — § 15 Anm. 4 Unnötig. — § 18 Anm. 1. Vor *anderthalb* 'det oböjliga' hinzuzufügen. — § 22. *Es* kein formelles Subjekt in den Beispielen 2 und 3. — § 24 Anm. 1. Eine zu wichtige Regel, um nur als Anmerkung aufgenommen zu werden. 'Fordra' hier ein unrichtiger Ausdruck; auch ein *dass*-Satz kann ja nach diesen Verben folgen. — § 25. Vor *einander* 'det oböjliga' hinzuzufügen. — § 26 b. Deutlicher hervortretende Beispiele! — § 32. Ungeschickte Formulierung. — § 41 h Anm. Die Formulierung! — § 41, e. 'Osynligt'(!) — § 42 Anm. 2. Unnötig. — § 45. 'Med *haben* konjugeras intransitiva verb som icke konjugeras med *sein*'. — § 65 (vgl. 76,c). Die Regel müsste doch vom modernsprachlichen Standpunkte ausgehen und die Konstruktion als zwei Infinitive betrachten. Es könnte dann als Anmerkung eine sprachgeschichtliche Erklärung folgen. — § 66, 5. Genügt, wenn man so will, mündlich hervorgehoben zu werden. — § 69. Unrichtig ist 'liksom' zu sagen. — § 70. Verdient hervorgehoben zu werden. Nicht bei L.-Öh. — 76, c. Unnötig von Verben mit 'perfektiv betydelse' hier zu sprechen. — § 78, 2 Z. 6. Im Ausdrucke «*dein Bruder ausgenommen*» das Wort *ist* dazwischen hinzuzufügen. — Die Moduslehre ist unklar dargestellt. Der Konjunktiv in direkter und indirekter Rede, trotz der Rubriken, durcheinander behandelt. § 80,1 i. Mangelhafte Formulierung der Regel. — § 83,1. Der Schluss der Regel in diesem Zusammenhange nicht motiviert. — § 83,2. 'framträda' kein guter Ausdruck. — § 86. 'Prepositionerna äro oböjliga'. Unnötig! — § 93 a. 'Konjunktionerna styra ej någon kasus'. Ebenso! — Die Kasuslehre ist ein bisschen summarisch abgefertigt.

Es muss dem Verf. zum Verdienst angerechnet werden, dass er in seinem Buche viel Selbständigkeit zeigt und teilweise neue Bahnen betritt. Leider hat er den Plan und die Form nicht sorgfältig genug durchgearbeitet und nicht immer genügende Selbstkritik ausgeübt. In ihrer jetzigen Gestalt

wird die Grammatik wohl schwerlich die Konkurrenz mit der vorzüglichen Sprachlehre von Lindelöf-Öhquist aufnehmen können. *M. Wasenius.*

Ernst Surkamp, Die Sprechmaschine als Hilfsmittel für Unterricht und Studium der neuern Sprachen. Mit einem Verzeichnis von etwa 1000 Sprechmaschinenplatten mit Prosavorträgen, Gesprächen, Rezitationen und Liedern in deutscher, englischer, französischer, italienischer, spanischer und russischer Sprache sowie von Sprechmaschinen für Unterricht und Studium. Stuttgart. Wilhelm Violet. Rmk. 0: 50.

Unterricht und Sprechmaschine. Mitteilungen über die Verwendung der Sprechmaschine als Unterrichtsmittel (Neue Folge von »Spracherlernung und Sprechmaschine»). 4 Jahrgang 1912.

Der Wilhelm Violetsche Verlag in Stuttgart, der sich auf dem Gebiete der Sprechmaschinen und ihrer Verwendung im Sprachunterricht grosse Verdienste erworben hat, füllt mit der ersterwähnten von Ernst Surkamp leichtfasslich und übersichtlich zusammengestellten Broschüre eine lange empfundene Lücke in der vorläufig noch recht ungleichmässigen Litteratur über diesen Gegenstand aus. Was bisher Kataloge und Prospekte von Sprechmaschinenfirmen und zahlreiche Zeitschriftenaufsätze in teils litterarisch recht anspruchsloser, teils allzu spezieller Form über hierher gehörige Fragen berichtet haben, fasst Surkamp hier ziemlich vollständig in aller Kürze populär zusammen und giebt damit allen auf diesem Gebiet noch Unbewanderten einen guten praktischen Führer in die Hand, der nicht nur über die Konstruktion und Behandlung der Sprechmaschine und der Platten das Nötige mitteilt, sondern auch ihre Verwendbarkeit im Schulunterricht erläutert. Für den praktischen Schulmann, der die Sprechmaschine bereits im Unterricht eingeführt hat, ist das angefügte Verzeichnis von Sprechmaschinenplatten von besonderem Wert. Die Lehrer des Deutschen müssen hier allerdings die betrübende Tatsache feststellen, dass grade für den Unterricht im Deutschen am wenigsten in dieser Beziehung getan ist. Ich verwende seit Jahren dass Grammophon beim Unterricht an der Universität, aber vergebens warte ich auf Platten, die für den *Sprach-* und *Sprechunterricht* von wirklichem Nutzen wären. An Deklamationsnummern, von teilweise sehr hoher Qualität, ist kein Mangel. Aber an Proben mustergültiger Alltagsrede fehlt es

noch immer für das Deutsche, wenn man von den beiden Sprachlehrplatten N:o 107 und 108 absieht. Man vergleiche damit, was allein fürs Französische schon geschaffen worden ist: das Violetsche Verzeichnis zählt über 150 spezielle Sprachlehrplatten auf! Ohne eine reichliche Auswahl derartiger Texte ist aber an eine nützliche und erfolgreiche Verwendung der Sprechmaschine im fremdsprachlichen Unterricht gar nicht zu denken. Natürlich müsste die Auswahl dieser Texte nicht aufs Geratewohl, sondern wenn möglich erst nach vielseitigen Umfragen und Beratungen mit Lehrern des Deutschen im Auslande erfolgen. — Mit den Sammlungen von Sprachplattentexten ist der Verlag auf einem durchaus richtigen Wege: erst diese Texte und die Möglichkeit sie zu billigem Preise in grösseren Mengen beziehen zu können, ermöglichen in den meisten Fällen die Einführung der Sprechmaschine in den Sprachunterricht. Es wäre dringend zu wünschen, dass der Verlag es sich nun angelegen sein liesse, auch dem Unterricht des Deutschen sein Interesse zuzuwenden, damit dieser sich in demselben Masse wie der englische und französische Unterricht dieses nützlichen Mittels bedienen könnte.

Auch die zweite der oben erwähnten Schriften ist für jeden Sprachlehrer von Interesse, ganz unentbehrlich aber für denjenigen, der schon die Sprechmaschine benutzt, ist diese von Reko und Surkamp herausgegebene Zeitschrift »Unterricht und Sprechmaschine», die sechs mal jährlich erscheint und nur Rmk 1: 20 im Jahr kostet. Sie hält ihre Leser in allen Fragen des Sprechmaschinenwesens auf dem Laufenden und giebt vor allem ein sehr reichhaltiges laufendes Verzeichnis aller zu Unterrichtszwecken erscheinenden Platten. Hieran möchte ich noch einen Wunsch knüpfen: den Sprachlehrern wäre ein grosser Dienst erwiesen, wenn diese »Mitteilungen» ähnliche sachliche Urteile über die Qualität der einzelnen Platten brächten, wie sie Dr Panconcelli-Calzia in seinen Publikationen mitzuteilen pflegt. Man könnte sich dadurch manche unnütze Ausgabe ersparen, anderseits würde man sich aber auch leichter zu Ankäufen entschliessen. Eine besondere Spalte für Mitteilungen über die Erfahrungen, die Lehrer mit verschiedenen Platten gemacht haben, würde sicher der Sache nur förderlich sein.

J. Ö.

Otto Breitkreuz, Attention aux prépositions! Eine Anleitung zur Übertragung deutscher Präpositionen ins Französische.

Für den Schul- und Selbstunterricht. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1912. 63 S. 8:o. Preis: Rmk. 1.

Vorliegende Arbeit will, ebensowie des Verf:s *Comment dit-on?* (s. Neuph. Mitt. 1910, S. 146), eine praktische Anleitung zum Studium der französischen Sprache geben. Die deutschen Präpositionen (alphabetisch geordnet) bilden den Ausgangspunkt, und der Verf. giebt die den deutschen präpositionellen Konstruktionen entsprechenden französischen inhaltlich gruppiert an. Da Prof. Breitkreuz die französische Sprache gut beherrscht und die Sammlung der präpositionellen Redensarten ziemlich vollständig zu sein scheint, wird das Büchlein manchem Französisch Studierenden gute Dienste leisten können.

Beim Durchlesen habe ich mir Folgendes notiert: S. 16, Z. 17: *ma poche* zuzammengeschrieben. — S. 31, Z. 2: »Nach Verlauf von» wird mit *dans* nur dann übersetzt, wenn von etwas Bevorstehendem die Rede ist (*le travail sera fini dans deux jours*); sonst wird ja *au bout de* gebraucht. — S. 41, Z. 16 ff.: Man sagt jetzt auch: *il est parti à Paris* in der Bedeutung »er ist nach Paris gefahren».

A. W.

Erwiderung.

In Nr 1/2 dieser Zeitschrift befindet sich eine Kritik meiner deutschen Sprachlehre für Handelsschulen. Diese Kritik, die in einem verletzenden Tone gehalten ist, und deren Inhalt mir sachlich nichts Neues bietet, lässt den in unseren pädagogischen Besprechungen bisher beobachteten Usus und die praktische Erfahrung vermissen, die für eine derartige Aufgabe unbedingt nötig ist. Dies sollte mich eigentlich abhalten, darauf zu erwidern. Nachdem einige Fachgenossen mich aber darauf aufmerksam gemacht, dass *qui tacet consentire videtur*, sehe ich mich genötigt, mein Buch gegen den Kritiker in Schutz zu nehmen. Nur auf diese Weise wird den Herren Fachgenossen, denen meine Grammatik nicht zur Hand ist, ein objektives Urteil über die fragliche Kritik ermöglicht.

Ich kann dem Kritiker versichern, dass ich bei Zusammenstellung des Buches, sowohl bei Auswahl des sprachlichen Materials als auch bei Abfassung der Regeln, die besten, mir bekannten einschlägigen Nachschlagebücher und Unterrichtswerke aufs sorgfältigste miteinander verglich und dass ich, wenn

das von ihnen Gebotene mir in irgend welcher Hinsicht nicht zusagte oder sonst zweifelhaft schien, gebildete deutsche Fachleute mündlich und schriftlich befragte. Trotzdem bin ich weit davon entfernt, mein Buch für fehlerlos zu halten. Dass Druckfehler leider vorkommen, ist mir ohne die Kritik des Herrn Schmidt bekannt. Ich möchte nur fragen, in welchem Lehrbuche, zumal wenn es in der ersten Auflage erscheint, dergleichen nicht vorkommt. Es sei mir gestattet zu bemerken, dass sogar in dem von meinem Kritiker zusammengestellten deutschen Lesebuche mehrere sehr arge Druckfehler und unrichtige Angaben vorkommen.*) Ich gebe gern zu, dass einige bedauerliche Druckfehler (§§ 21: Der Ätna; 23 Anm.: jedoch; 113 b: mich freut . . . ; 167 II: aus; 230: vom Markte) und stilistische Schnitzer (§ 168: In diesen und ähnlichen; § 171 2b: in die betreffende Bewegung d. h. durch etwas) bei der Korrektur nicht hätten übersehen werden dürfen. Infolge körperlicher Indisposition aber war ich gezwungen, die Besorgung der Korrektur zum grössten Teil anderen zu überlassen; für die Druckfehler bin ich natürlicherweise jedoch verantwortlich. Deshalb habe ich auch schon längst dem Buche ein Verzeichnis von Druckfehlern und Verbesserungen der stilistischen Entgleisungen beifügen lassen. Zugeben will ich auch, dass einige von den Ausstellungen des Kritikers ihre Berechtigung haben. Aber die Art, wie mein Kritiker sein angeborenes Deutschtum zur Geltung bringt sowie die kleinlichen Bemerkungen und unbegründeten Urteile verdienen entschiedene Zurückweisung.

Bevor ich zu Einzelheiten übergehe, möchte ich eine allgemeine Bemerkung vorausschicken. Mein Kritiker hätte gut daran getan, wenn er an Stelle des nach seiner Ansicht Falschen überall das Richtige angegeben oder Vorschläge zu Verbesserungen gemacht hätte. Da er dies nicht getan hat, so kann sich der Leser der Vermutung kaum erwehren, dass der Kritiker nicht den Unterricht des Deutschen an unseren Schulen fördern will, sondern dass er nur die Absicht hatte, meine Grammatik zu diskreditieren.

---

*) Z. B.: S. 13: Rom wird von ihnen genommen, Cicero dem Antonius preisgeben. S. 16 . . . der Edle wird in Netze fallen. S. 28: . . auf deutschem Boden sieh nach dem Beliehen . . . S. 49: . . nich . . . S. 55: Gesamtgedilde. S. 56: einen gemissen Betrag . . . S. 63: ein lebendigen Wollen . . . S. 66: geheimsnivolle . . S. 66: so wird doch das Experiment, aus Totem Lebendes zu machen, allem Anschein daran scheitern . . . S. 73: Umwandlungsprozss. S. 77: . . sich um se kräftigen entwickeln. S. 106: Konstantiopel. S. 107: Der finnischo Gelehrte J. Palmén. S. 107: Embusen.

Für die Richtigkeit der von dem Kritiker gerügten Wörter, Ausdrücke und Wendungen will ich nicht meine eigenen Sprachkenntnisse ins Feld führen, sondern ich berufe mich im Folgenden nur auf Autoritäten, die neben Herrn Schmidt doch wohl einige Geltung haben dürften, nämlich O. Erdmann, *Grundzüge der deutschen Syntax*, Heyse-Lyon, *Deutsche Grammatik* [25], L. Sütterlin, *Die deutsche Sprache der Gegenwart* [2], W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik, III, 1. und 2. Hälfte*, F. W. Eitzen, *Wörterbuch der Handelssprache* [2], J. Bertels*), *Praktisk handbok och uppslagsbok för tysk handelskorrespondens*, J. Pawlowsky's *Deutsch-Russisches Wörterbuch* [4], Pierers *Konversations-Lexikon* [7], 5. Band, W. Stockhausen, *Deutsche Sprachlehre*, Hj. Hjorth, *Deutsche Grammatik* **), von Essen-V. Jacobsson, *Deutsche Grammatik, II, Syntax*, Lindelöf-Öhquist, *Tysk språklära* [3].

Der Kritiker behauptet, dass ich meine Grammatik auf dem gesprochenen Wort habe aufbauen wollen. Das ist nicht richtig. Ich sage in der Vorrede: »Exemplen, vilka, där det lämpat sig, avfattats i dialogform, äro naturligtvis hämtade ur handelsspråket och det dagliga livet». Diesen Grundsatz habe ich so weit möglich durchzuführen versucht. Den Wort- und Phrasenschatz der Poesie und gehobenen Prosa habe ich nicht berücksichtigt; nur Vorgänge und Verhältnisse des kommerziellen und täglichen Lebens, soweit sie in den Gesichtskreis und die Fassungskraft des Schülers fallen, werden in den Beispielsätzen behandelt. Um die Biegungsformen der Artikel, Pronomina, Adjektive u. s. w. dem Gedächtnis leichter einzuprägen, habe ich sie in Dialogform oder in Reihen von begrifflich zusammenhängenden Beispielsätzen vorgeführt, wobei grösste Einfachheit und Anschaulichkeit des sprachlichen Ausdrucks angestrebt worden ist. Mich über diese methodische Frage weiter auszulassen, ist hier nicht der Platz. Mein Kritiker beweist nur, dass ihm die modernen sprachdidaktischen Fragen und Bestrebungen ziemlich fremd sind. Die Behauptung, dass ich durch die kurzen Beispielsätze die herrschende Stilverwirrung in der gegenwärtigen deutschen Geschäftssprache erheblich steigere, ist gar zu naiv, um ernst genommen zu werden. Wenn jemand mir den Vorhalt ma-

---

*) Ein geborener Deutscher und vieljähriger deutscher Korrespondent..

**) Der Verfasser sagt in der Vorrede: ›Sålunda har f. d. universitetslektorn i Upsala, numera professorn i tyska språket och litteraturen vid Viktoriauniversitetet i Manchester (England) D:r Arw. Johansson granskat såväl manuskript som korrektur . . .›.

chen sollte, dass die Sätze, welche, wie gesagt, die Einübung von grammatischen Formen bezwecken, nicht das idiomatische Gepräge bewahren oder dass ihnen etwas Zurechtgestutztes anhaftet, so würde ich es mir noch gefallen lassen. Ich wage zu zweifeln, ob es auch einem geborenen Deutschen gelingen würde, für u n s e r e Schüler etwas durchaus Gutes und Einwandfreies zu schaffen. Aus dem Angeführten dürfte sich ergeben, wie ausgeklügelt die Einwände meines Kritikers sind und von wie falschen Voraussetzungen er in seinem Verdammungssurteil ausgeht.

Wenn mein Kritiker sagt: »Der gebildete Kaufmann befolgt beim Sprechen keine andere Grammatik als jeder andere Gebildete», so kann ich ihm darin nur beipflichten. Wenn er aber behauptet, dass die deutschen Geschäftsleute vom Gespräch Ausdrücke und Redensarten ausschliessen, welche sie beim Schreiben gebrauchen, so möchte ich ihm darauf erwidern, dass unsere Kaufleute seiner Ansicht hierin nicht beistimmen.

Was die Disposition meiner Sprachlehre anbetrifft, so tadelt mich der Kritiker, dass ich die nach seiner Meinung wohltuende Ordnung, die bei Lindelöf-Öhquist herrscht, durchbrochen habe. Darauf erwidere ich ihm mit Dr. I. Uschakoff: ,, . . . Dabei sind aber in der vorliegenden Grammatik mehrmals nahe zusammengehörige, die Anwendung der Kasus betreffende Erscheinungen auseinander gerissen worden, ein Übelstand, dem die Verf. allerdings durch zahlreiche Verweise abzuhelfen versucht haben. Das Subjekt ist im Kap. III, das Objekt im Kap. VII behandelt. Die Regeln über das subjektive Prädikativ (. . . .) sind im Kap. III aufgeführt, die Regeln über das objektive Prädikativ (. . . .) dagegen im Kap. VII, in einem speziellen Falle aber, wenn nämlich das reflexive *sich* als Objekt steht, im Kap. III, ... Verbalbestimmungen wie die folgenden werden im Kapitel von dem Substantiv erörtert: . . . man verband *ihm* die Wunde; . . . ; andere Verbalbestimmungen dagegen, wie z. B. in folgenden Sätzen, im Kapitel von dem Verbum: . . . jemand trat *mir* auf den Fuss; . . . . Adjektivbestimmungen wie in »einen Fuss hoch», . . . sind unter dem Substantiv, andere wie in »keinen Pfennig wert», . . . unter dem Adjektiv zu suchen. Adjektivbestimmungen wie in »des Verbrechens schuldig», . . . werden von den entsprechenden Verbalbestimmungen in »des Verbrechens beschuldigen» . . . vollständig getrennt . . . . Es fragt sicht nun, ob es nicht besser gewesen wäre, die ganze Kasuslehre in einem Zusammenhang zu behandeln, sei es, wie in den Grammatiken von Calwagen,

Löfgren und Hjorth, im Kapitel von dem Substantiv, oder in einem besonderen Kapitel.» (Die deutsche Grammatik von Lindelöf und Öhquist, Neuphil. Mitt. 1904, S. 6 u. f.). — Die Präpositionen werden im Anschluss an Lindelöf-Öhquist und andere wegen ihrer Wichtigkeit in einem eigenen Abschnitt behandelt und ihre wechselnden Bedeutungen durch zahlreiche Beispiele beleuchtet, wodurch sich hübsche Parallelen zur Vergleichung deutschen und schwedischen bzw. finnischen Sprachgebrauchs eröffen. Diese Art und Weise die Präpositionen zu behandeln ist nach Uschakoff »durchaus zu billigen». Vgl. l. c. S. 112.

In § 24 (Gebrauch des unbestimmten Artikels) wird einiges untergebracht, was nicht hineingehört, sagt der Kritiker. Damit will er wohl behaupten, dass der Zusammenziehung *zum* in Sätzen wie »*Er wurde zum Kommerzienrat ernannt*» der bestimmte Artikel zu Grunde liege. Sehen wir nun aber nach, wie die Gelehrten diese Zusammenziehung erklären. Erdmann erörtert diese Verbindung in dem Abschnitt, dessen Überschrift lautet: »Ein» bei Substantiven (vereinzelnder Artikel), und führt in § 22 als Beispiel an: *sie machten ihn zum oder zu einem Könige.* Wilmanns sagt: *zum* und *zur* stehen in diesen Verbindungen für *zu einem, zu einer*, nicht wie sonst für *zu dem, zu der.* (Deutsche Grammatik III, 2. Hälfte § 322; 9).

In § 21 (Gebrauch des bestimmten Artikels) vermisst der Kritiker Beispiele für Sterne, Wasserfälle, Wüsten, Kunstwerke u. dgl. Dass ich diese und ähnliche Fälle in meiner Grammatik für *Handelsschulen* nicht erörtert habe, wird jeder unbefangene Leser mir wohl zum Verdienst anrechnen.

Betreffs §§ 21—24, die sachlich mit der von mir bearbeiteten finnischen Auflage von Lindelöf-Öhquist übereinstimmen, verweise ich auf das Urteil von Dr. Hagfors: »Artikkelien käytäntöä esittäessään on suomentaja osannut sulattaa alkupainoksen ja Yrjö-Koskisen esitykset yhteen selväksi kokonaisuudeksi, jonka sisältämät säännöt lienevät suomalaisten oppilasten tarpeisiin riittävät». Tidskrift utg. af Pedagogiska Föreningen i Finland, XXXIV, pag. 80.

§ 35 hätte wie bei Lindelöf-Öhquist gesagt werden müssen, dass Mutter und Tochter die einzigen Feminina der betreffenden Deklinationsklasse sind, ruft mein Kritiker aus. Die Stelle lautet so:

Zu dieser Deklination gehören:

1. Maskulina: a) auf **el, en, er;** z. B.: *der Apfel* †, omena, *der Hafen* †, satama, *der Engländer*, englantilainen.

b) *der Käse*, juusto.
2. Feminina: *die Mutter* †. äiti, *die Tochter* †, tytär.
3. Neutra: a) auf ***el, en er***; z. B.: u. s. w.

Ist das ernste Kritik? Nein, das ist einfach eine Erfindung und beweist zur Genüge die rücksichtslose Rezensionsweise meines Kritikers.

Die Behauptung, dass es verfehlt sei, die Gruppe der Zeitwörter, die »nehmen» und Verwandtes bedeuten als eine Ausnahme hinzustellen, beweist, welche Kompetenz der Kritiker hat, sich über die Fragen des deutschen Unterrichts an unseren Schulen zu äussern. Jeder Lehrer weiss ja, dass die Rektion der betreffenden Verba unseren Schülern besondere Schwierigkeiten bereitet. Deshalb behandle ich die Rektion dieser Zeitwörter nicht in einer Anmerkung, sondern will sie durch das Wort ***„Merket“*** besonders hervorheben. Vgl. Lindelöf-Öhquist, § 275.

Betreffs § 82, wo von Adjektiven gesprochen wird, bei denen bald der Dativ, bald eine Präposition steht, ruft mein Kritiker aus: »als ob da kein Bedeutungsunterschied vorhanden wäre». Dass ich im Anschluss an Lindelöf-Öhquist (§ 93), Stockhausen (§ 237), u. a. den Bedeutungsunterschied unerwähnt lasse, beruht einfach darauf, dass die Gelehrten verschiedener Meinung über diese Frage sind. Vgl. z. B. Heyse-Lyon, S. 452: »In dieser Bedeutung kann oft auch der einfache Dativ statt *für* mit dem Acc. stehen; z. B. die Sache ist wichtig für mich, oder — mir wichtig; die Last ist für mich zu schwer, oder — mir zu schwer u. dgl. m.» Ausserdem scheint mir fraglich, ob die Berücksichtigung dieses Bedeutungsunterschieds in einer kurzgefassten Schulgrammatik zu empfehlen ist.

§ 146. Ist *jemand* (oder *einer)* da? – Ja, ein Herr ist da. Belegt bei Lindelöf-Öhquist § 154, Hjorth § 31; 2. Stockhausen § 122: »Statt *jemand* kann man ***einer,*** statt *niemand* ***keiner,*** statt *jedermann* ***alle*** gebrauchen».

§ 113, wo die Anwendung des formellen *es* behandelt wird. Mein Kritiker meint, dass ich die Sache vereinfache, indem ich über die Schwierigkeiten schweige. Ich verweise nur auf Uschakoff: »Eine vollständige Behandlung des Gebrauchs des unbestimmten *es* gehört natürlich nicht in die Schulgrammatik» (l. c. S. 44).

Das Beispiel in § 92 »*Seit mehreren Jahren bin ich als Agent verschiedener grosser Firmen tätig*» stimmt vollkommen mit § 90 überein, woran der Kritiker nichts auszusetzen hat.

Dem Kritiker ist es unverständlich, wie man »stattfinden» für eine Zusammensetzung erklären kann, in der Subst. und

Verbum nicht zu einem »einfachen Begriff» verschmolzen sind. Den Gelehrten scheint dies ganz verständlich zu sein. Vgl. z. B. Heyse-Lyon, S. 296: »Nur die mit einem Adjektiv . . . so zusammengesetzten Verben, dass sie mit demselben nicht in einen einfachen Begriff verschmelzen, sondern als blosse Zusammenfassungen zu betrachten sind, sind trennbar; . . . . Ähnliche Zusammenfassungen mit Substantiven, in welchen diese als vom Verbum regierte Accusative betrachtet werden können, sind: stattfinden, preisgeben, haushalten (für: Statt finden, Preis geben, Haus halten) u. a;» und Sütterlin § 314: »Das ergänzende Glied steht ohne weiteres Formwort neben dem Zeitwort und ist . . . 2. ein Substantiv, und zwar entweder *α*) im Nominativ . . . *δ*) im Akkusativ: Die Vorstellung findet statt».

Der Kritiker sagt: »Dasselbe gilt für das Elativzeichen -st in § 214.» Mir wenigstens ist es unverständlich, was das bedeuten soll. Um den Leser zu orientieren, möchte ich bemerken, dass dieser Paragraph von dem Superlativ der Adverbien handelt.

Die Anmerkung in § 219 (*her* und *hin* in uneigentlicher Bedeutung) stimmt wörtlich mit § 290 ***Märk!*** bei Lindelöf-Öhquist überein. Warum also *mir* ein Vergehen daraus machen?

Die Grenzen einer gerechten Kritik überschreitet mein Kritiker, indem er insinuiert, dass sich ganz unverständliche Regeln in meiner Grammatik finden sollten; als Beispiele führt er nur zwei — §§ 193 und 211 — an. In dem Abschnitt, wo der Konjunktiv in direkter Rede erörtert wird, werden unter der Rubrik »Präteritalformen werden in folgenden Fällen gebraucht» in § 193 Beispiele von den Typen: *Die Sache dürfte sich anders verhalten»* und »*Könnten Sie mir wohl sagen, wieviel Uhr es ist?*« behandelt. Die Regel lautet: »Der Konjunktiv wird gebraucht, um eine bescheidene Behauptung auszudrücken, oder um in höflicher Form eine Frage zu stellen». Diese Regel dürfte also sachlich unanfechtbar sein und in sprachlicher Hinsicht allen billigen Ansprüchen genügen. In § 211 werden Beispiele von dem Typus: »*Solche Waren erhält (kriegt, bekommt) man überall*» gegeben und die Regel lautet: »Obige Verben und einige andere werden im Deutschen nur im Aktiv gebraucht.» Ich gebe zu, dass die Formulierung dieser Regel nicht ganz befriedigend ist, aber der Schüler kann dadurch keineswegs irre geführt werden, denn mein Buch ist ja für den Schulunterricht bestimmt und wird folglich unter Leitung des Lehrers studiert.

Nach meinem Kritiker sollen folgende Regeln eine schiefe Fassung haben.

§ 25, zweiter Absatz: »Sind aber die aufeinander folgenden Substantive ungleich an Geschlecht und Numerus, so muss der Artikel wiederholt werden.» Dieselbe Regel lautet bei Heyse-Lyon, S. 245: »Sind aber die aufeinander folgenden Substantive ungleich an Geschlecht oder Zahlform, so muss der gehörige Artikel wiederholt werden».

§ 33, Absatz 4: »Die Deklination der zusammengesetzten Substantive richtet sich in der Regel nach dem letzten Gliede der Zusammensetzung». Bei Stockhausen (§ 31) lautet dieselbe Regel so: »Die Deklination der zusammengesetzten Substantive richtet sich nach dem Grundworte». Vgl. hiermit Heyse-Lyon, S. 266: »Mit einem zusammengesetzten Substantiv verbunden, bezieht sich das attributive Adjektiv immer auf den Grundbegriff desselben, mithin auf das letzte Glied der Zusammensetzung, welches als das Grundwort den Hauptbegriff enthält.» *Ergo*: das Grundwort = »das letzte Glied der Zusammensetzung».

§ 74: »Der Genetiv steht als adverbiale Bestimmung der Zeit auf die Frage *wann?* und bezeichnet . . . 2. eine periodisch wiederkehrende Tätigkeit». Bei Heyse-Lyon heisst es S. 404: »Dazu kommt noch, dass die genitivische Zeitbestimmung am meisten adverbialen Charakter angenommen hat und daher als eine der *Thätigkeit*)* inhärierende Bestimmung gern das Wiederholte, regelmässig Wiederkehrende ausdrückt». Aus diesem Beleg dürfte also hervorgehen, dass die Anwendung des Wortes »Tätigkeit» hier wohl möglich ist.

§ 188: »Der Konjunktiv dient zur Ergänzung der fehlenden Formen des Imperativs. Er drückt dann eine Forderung oder einen erfüllbaren Wunsch aus». Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik III, 1. Hälfte § 112; 3: »Der Optativ von *wollen* bezeichnet rücksichtsvoller als der einfache Optativ die Forderung»; und 5: »Um die Forderung zu bezeichnen, pflegen wir das Verbum in den Optativ zu setzen: *Möge Gott euch schützen!*»

§ 192, zweiter Satz: »Ebenso steht der Konjunktiv oft bei den Adverbien *fast*, *beinahe* um zu bezeichnen, dass sich eine Aussage nicht verwirklicht hat». Bei Stockhausen (§ 275 2 4. Anm.) hat diese Regel folgende Formulierung: »Neben den Adverbien ***fast***, ***beinahe*** steht oft der ***Konj.***, um zu bezeichnen, dass eine Aussage sich nicht verwirklicht hat» und bei Hjorth, § 40 8: »Bei den Adverbien *fast* und *beinahe* steht oft der Kon-

---

*) Von mir kursiviert.

junktiv, um zu bezeichnen, dass sich eine Aussage nicht verwirklicht hat.»

§ 252: »Die gerade Wortfolge kommt vor . . .». Vgl. von Essen-V. Jacobsson, § 39: »Die gerade Wortfolge . . . kommt vor . . .»; ebenso in § 40 und 41. In der Vorrede bemerken die Verfasser, dass ein geborener deutscher Lehrer, Professor A. Heintze in Stolp, die Durchsicht des Deutschen übernommen hat.

Als »Fehler» führt mein Kritiker folgende Beispiele an: § 24: »Er wird wahrscheinlich zum Abgeordneten erwählt». Belegt bei Lindelöf-Öhquist, § 40: »Er wurde zum Abgeordneten erwählt».

§ 96: Er ... kennt (osaa) auch Englisch und Französisch». Belegt bei Lindelöf-Öhquist, § 78: »Er ... kennt (kan) auch Französisch und Englisch».

§ 82: »Er ist seinem Vorgänger an allem überlegen». Belegt bei Bertels, l. c. S. 387, ebenso bei A. Klint, Svensk-Tysk ordbok, S. 940.

§ 201 Anm.: »Ich werde ihn lehren, Briefe anderer Leute zu eröffnen». Belegt bei Eitzen, S. 228, ebenso bei Pierer, S. 348 und Pawlowsky, S. 422 (eröffnen = распечатывать).

§ 169, 2: »... in einen einfachen Begriff verschmelzen». Vgl. Heyse-Lyon, S. 296: »Nur die mit einem Adjektiv ... so zusammengesetzten Verben, dass sie mit demselben nicht in einen einfachen Begriff verschmelzen ...»

Wenn mein Kritiker sagt: »von undeutschen Wendungen, von solchem, was man einfach »nicht sagt,» schweige ich», so ist das eine schwere Beschuldigung, für welche er den Beweis schuldig bleibt. Er scheint zu glauben, dass die Leser der Neuphil. Mitteilungen auf Treu und Glauben alles annehmen, was er behauptet. Die meisten Beispiele habe ich, wie oben schon gesagt wurde, aus bewährten, von gelehrten Deutschen und Österreichern verfassten Lehr- und Nachschlagebüchern genommen oder bisweilen nach ihnen zusammengestellt; nur einige sind aus anderen deutschen Quellen entlehnt. Diese Nachschlagebücher, z. B. F. L. Rhode's Praktisches Handbuch der Handels-Korrespondenz [11], weitergeführt von Dr. B. Lehmann und C. W. Degner, und das obenerwähnte von J. Bertels, sind nicht »am grünen Tische» entstanden, sondern aus der Praxis für die Praxis hervorgegangen. Gelehrte wie Prof. Dr. J. Fr. Schär, Oberlehrer R. Stern, Prof. Fr. Fiedler, Direktor Fr. Oberdorfer, Prof. A. Watzke, Prof. Th. de Beaux und C. Auerbach dürften doch in der Handhabung ihrer Muttersprache als empfehlende

Vorbilder für Ausländer gelten. Obwohl ich es nun aber gewissenhaft und nach bestem Wissen versucht habe, nur das unseren Schülern beizubringen, was mir in der gegenwärtigen deutschen Handelssprache einwandfrei schien, so schliesst das nicht aus, dass man betreffs einzelner Redensarten verschiedener Meinung sein kann. Jedenfalls geht es aber nicht an, dass der Kritiker aus dem eventuellen Vorkommen einiger Ausdrücke und Wendungen, die ihm nicht zusagen, vielleicht auch nicht gerade geläufig sind, auf ungenügende Sprachkenntnis des Verfassers schliesst. Es sei mir hier gestattet, folgende Worte O. Behaghels, Die deutsche Sprache[2], S. 89, anzuführen: »wo wäre das Dutzend oder auch nur das halbe Dutzend deutscher Gelehrter zu finden, die sich über ein Gesetzbuch des Sprachgebrauchs zu verständigen vermöchten?»

In der Vorrede sage ich u. a: »Denna grammatik skiljer sig i metodiskt hänseende från de hos oss allmänt använda språklärorna i moderna språk däri att den är tvåspråkig. Efter den tyska regeln följer omedelbart en dylik på svenska, som oftast är en ordagrann översättning av den tyska. Denna anordning torde ej vara ovälkommen. Därigenom underlättas arbetet i betydlig grad icke blott för de lärare, vilka meddela undervisningen i tyska i överensstämmelse med den grundsatsen att varje språk måste läras genom språket självt, ej genom förmedling av ett annat, utan än mera för lärjungarna. För dessa avlägsnas nämligen genom sagda anordning den svårighet, som ligger i att först vid läxläsningen inläsa reglerna på modersmålet och sedan under förhöret på skolan översätta dem till det främmande språket. Bedrivandet av grammatikundervisningen på det främmande språket är ingalunda förenat med så stora svårigheter, som man är böjd för att tro». Dies hat der Kritiker gar nicht verstanden. Er konstruiert Forderungen, die nicht ich aufstelle, sondern er selbst, und kämpft dann gegen Windmühlen. Dass ich den finnisch redenden Schülern die deutsche Sprache durch Vermittlung des Schwedischen beibringen wolle, ist einfach eine Erfindung! Ich möchte mich aufs bestimmteste dagegen verwahren, dass von dem Kritiker meinen Worten ein Sinn untergelegt wird, der von meiner eigenen Auffassung durchaus abweicht.

Noch tadelt mich der Kritiker deshalb, dass ich Warnungen, die seiner Ansicht nach in einer Grammatik für Schweden am Platz sein mögen(!), mit in die finnische Auflage herübergenommen habe. Darauf erwidere ich mit Dr. Hagfors: »Myöskin se ilmiö, jota koskee ruotsalaisen painoksen § 122,

on suomalaisesta jätetty kokonaan pois. Tosin suomi kysymyksenalaisissa tapauksissa ei käytäkään refleksiivi-pronominia, mutta viittaa kuitenkin päälauseen ja lyhennetyn infinitiivilauseen yhteiseen subjektiin suffiksilla *-ni*, *-si*, *-nsa* j. n. e. Ja ainakin allekirjoittaneella on se kokemus, että oppilaissa usein on taipumusta kääntämään tuo suffiksi saksan refleksiivi pronominilla (esim. *ich glaube mich krank zu sein*). Tämän erehdyksen välttämiseksi olisi sopinut . . . huomauttaa, että tuo suffiksi lyhennetyssä infinitiivilauseessa on jätettävä kääntämättä». Tidskrift utg. af Ped. För. i Finland, XXXIV, pag. 81. Es sei nur bemerkt, dass der in obigem Zitat erwähnte Paragraph 122 dem § 118 in meiner Grammatik entspricht. Aber auch mit der Formulierung, die ich der Regel gegeben habe, ist der Kritiker unzufrieden. Diese Regel lautet so: »Nach *behaupten, glauben, (ver)meinen* (förmena)*) fällt das reflexive Pronomen weg, wenn es als Subjekt des folgenden Infinitivs steht. — Ohne Infinitiv heisst es: Er glaubt *sich* krank». Mein Kritiker scheint nicht zu verstehen, dass hier von der Weglassung des deutschen reflexiven Pronomens *sich* die Rede ist.

Ebenso wurde die Warnung, dass das relative Pronomen im Deutschen nie ausgelassen werden darf, von mir in der ersten finnischen Auflage von Lindelöf-Öhquist nicht berücksichtigt. Dann machten mich aber einige Lehrer, u. a. Lektor S. Nyström, darauf aufmerksam, dass die finnisch redenden Schüler, durch das Schwedische verleitet, das relative Pronomen in ihren deutschen Übersetzungen auslassen. Die Aufnahme der §§ 118 und 141 ist demnach vollkommen berechtigt.

Bezüglich der Anmerkung, dass der Blick für das Wichtige und Entbehrliche verloren gegangen sei, gestatte ich mir, auf die Vorrede hinzuweisen: »Behoven äro ju så olika vid högre och lägre handelsläroverk och det kan väl ej blifva tal om att utgiva en större och en förkortad upplaga».

Ich glaube die Rezensionsweise meines Kritikers zur Genüge illustriert zu haben. Jeder unbefangene und objektiv denkende Leser wird wohl aus dem Angeführten erkannt haben, dass die Behauptungen des Kritikers weder den Tatsachen noch den Forderungen einer vernünftigen Lehrweise entsprechen, sondern dass es sich im grossen und ganzen um Spitzfindigkeiten handelt. Es wäre mir erwünscht, wenn die Kollegen an den Handelsschulen, wo das Buch noch nicht eingeführt ist, den

---

*) In der finnischen Auflage: (arvella).

Verleger um ein Freiexemplar angehen und sich ein eigenes Urteil über dasselbe bilden wollten. Ich werde es stets mit Dank aufnehmen, wenn einsichtsvolle Beurteiler ihre auf Erfahrung und Praxis gegründeten Bemerkungen mir mitteilen, damit solche bei einer eventuellen zweiten Auflage Berücksichtigung finden können.

A. Rosendahl.

Antwort.

Zu den Ausführungen des Verfassers der von mir rezensierten Sprachlehre, soweit sie sachlicher Natur sind, habe ich folgendes zu bemerken.

Der Verfasser erklärt meine Ausstellungen für spitzfindig und ausgeklügelt. Wie wenig sie das sind, wird sich im weiteren zeigen. Wir haben eben offenbar verschiedene Ansichten über den elementaren pädagogischen Grundsatz, dass die Regeln einer Grammatik mit der denkbar grössten Präzision und Deutlichkeit abzufassen und in einwandfreier Weise zu belegen sind (ohne dass dem Tatsachenmaterial Gewalt angetan wird). Pflicht des Verfassers einer neuen Grammatik scheint es mir dann, dass er Mängel zu erkennen und zu beseitigen suche, die seinen Quellen möglicherweise anhaften. Gegen diese Gesichtspunkte, die ich bei meiner Besprechung befolgt habe, ist wohl nichts einzuwenden. Es hängt damit mein Wunsch nach einer Grammatik für finnischsprechende Schüler zusammen, ein Wunsch, dessen Verwirklichung mir vom Standpunkt einer etwas moderneren Sprachbetrachtung am Herzen liegt. Für eine deutsche Grammatik zum Gebrauch an Handelsschulen habe ich insbesondere verlangt, dass Wendungen vom Gespräch ausgeschlossen werden, die *nur* im Briefstil gebräuchlich sind. Eine Stilverwirrung ist sonst die Folge; dabei hat es keine Gefahr, dass der Verfasser irgendwie auf die deutsche Geschäftssprache einwirken könnte, es handelt sich um die Verwirrung in den Köpfen der Schüler. Zu der Verdrehung, die sich der Verfasser mit diesen Sätzen erlaubt, haben meine Worte nicht den geringsten Anlass gegeben.

Über Einzelheiten die folgenden trocknen Bemerkungen. Verschiedene von mir gerügte Fehler setzt der Verfasser auf das Konto des Druckfehlerteufelchens. Die Möglichkeit zugegeben, muss ich mich nur wundern, dass beide Ausgaben des Buches die nämlichen Versehen enthalten und dass die Regel

zu § 113 b nur zu dem Beispiel stimmt, wenn es wirklich den Druckfehler aufweist. — § 21, 3–4 habe ich nicht eine Aufzählung, sondern eine Zusammenfassung verlangt (etwa: Teile der den Menschen umgebenden Welt und Werke von Menschenhand, sofern sie durch einen Eigennamen bezeichnet werden; dazu Hinweis auf Länder- und Städtenamen). § 24 Punkt 1 der finnischen Ausgabe passt in dieser Fassung nicht zur Überschrift. Die Notwendigkeit der Bemerkung zu »Mutter» und »Tochter» in § 35 möchte ich nochmals betonen: sie ist überflüssig, wenn die Regel über den Umlaut (»*alle* Feminina» für eben die beiden einzigen ist zum mindesten irreführend) anders ausgedrückt wird. In § 92 hätte ich ein Adjektiv gewünscht, das mit den in § 90 angeführten »einige» usw. nichts zu tun hat; der Hinweis des Verfassers auf das Beispiel in § 90 ist sinnlos. Zu § 146: »einer» ist in der Frage anwendbar, wenn ich nach Individuen einer bestimmten Gattung frage, die ich erwarte, bei der jetzigen Antwort ist »einer» zu streichen. Zu § 169 Regel 2 habe ich — wie mir scheint, deutlich genug — hervorheben wollen, dass es (nach meinen Erfahrungen) gefährlich ist bei zusammengesetzten Zeitwörtern des betreffenden Typus von Einfachheit bezw. Nichteinfachheit des Begriffs zu reden; die Zitate des Verfassers in seiner Erwiderung haben hiermit nichts zu schaffen. Die Regel in § 193 ist falsch, weil die Bescheidenheit bezw. Höflichkeit nicht durch den Konjunktiv an sich, sondern durch eine *Umschreibung* mit den modalen und Hilfsverben im Konjunktiv ausgedrückt wird; die erstarrten Fälle »ich wüsste» und »ich dächte», die der Regel entsprechen würden, nehmen eine Ausnahmestellung ein. Meine Bemerkung zu § 214 bitte ich im Zusammenhang zu lesen. — Übereinstimmung zwischen den Zitaten des Verfassers und seinen eigenen Regeln vermisse ich in § 25: Vf. »an Geschlecht *und* Numerus», Heyse-Lyon »an Geschlecht *oder* Zahlform», und in § 33: Vf. »in der Regel», Heyse-Lyon »immer», bei Stockhausen keine Bestimmung. — Verschiedentlich spielt der Verfasser die ganze Autorität anderer Grammatiker gegen mich aus in Fällen, wo von ihnen ein unzutreffender Ausdruck gebraucht worden ist (§ 74: nicht nur «Tätigkeit», sondern ebenso berechtigt »Zustand»; § 169: statt heute üblichen »zu etw. verschmelzen»; § 188: statt Aufforderung; § 242, besonders fühlbar in § 244: die . . . Wortstellung kommt nicht nur vor, sondern sie herrscht; § 192: trotz den Zitaten vermag ich mir unter der Aussage, die sich nicht verwirklicht hat, nichts vorzustellen; § 24: man wird zum Abgeordneten gewählt; § 96:

siehe das bei Lindelöf-Öhquist in Klammern stehende; § 82: der Unterschied zwischen »in» u. »an etw. überlegen» ist deutlich genug; § 201: in der Wendung, trotz »uneröffnet», veraltet, am allerwenigsten in der vom Verfasser angeführten Drohung angängig. — Zu dem vortrefflichen »Merket» will ich nur erklären, dass es mir unmöglich gewesen ist ein bestimmtes System in seiner Anwendung zu erkennen. Dass auch ich die Gruppe der Verben in § 77 hervorgehoben wissen will, zeigt wohl meine Äusserung.

Der sonstige Inhalt der obigen Erwiderung gibt mir zu Bemerkungen keinen Anlass. Was hier nicht besonders zurückgewiesen worden ist, erledigt sich durch meine allgemeinen Ausführungen, und die persönlichen Angriffe des Verfassers, deren Rezept sattsam bekannt ist, kann ich auf sich beruhen lassen.

Gustav Schmidt.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 24. Januar 1913. Anwesend der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm und 19 Vereinsmitglieder. Der Vizepräsident Prof. Suolahti leitete das Wort.

§ 1.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden Frl. *Eva Nyman* und *Ingrid von Schoultz* aufgenommen.

§ 3.

Der Vorsitzende verlas folgenden Bericht der Revisoren, worauf dem Kassenverwalter Decharge erteilt wurde:

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des *Neuphilologischen Vereins* für die Periode 1. Januar 1912—1. Januar 1913.

Einnahmen:

In der Kasse den 1. Januar 1912	778: 63
Jahresabgaben der Mitglieder	807: —
Abonnements der N. M. und verkaufte alte Jahrgänge	482: 87
Verkaufte Exemplare der »Mémoires»	31: 22
Zinsen	24: 37
Von der Universität für die N. M. angewiesen . .	500: —
Prof. Simonnots Kursus	2,048: —
Summe F. M.	4,672: 09

Ausgaben:

Druckkosten der N. M. 1912	1,485: 19	
Verfasserhonorare für die N. M. 1910, und sprachliche Durchsicht 1911	46: 35	1,531: 54
Prof. Simonnot		1,070: 65
Porti	142: 62	
Einkassierung	31: —	
Anzeigen	178: 02	
Kosten der Vertretung	42: 80	
Bedienung	39: —	
Verschiedenes	20: —	453: 44
In der Kasse den 1. Januar 1913 . .		1,616: 46
	Summe F. M.	4,672: 09

Bei der heute erfolgten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden, und schlagen deshalb vor, dass dem Kassenverwalter Decharge erteilt werden möge.

Helsingfors den 20. Januar 1912.

Aina Forsman. *Ludvig Granit.*

§ 4.

Lektor *Reade* hielt in englischer Sprache einen Vortrag über Richtungen in Drama und Novelle des heutigen England.

§ 5.

Prof. *Söderhjelm* hielt in deutscher Sprache einen Vortrag: Neue Beiträge zu den mittelalterlichen Geschichten von Weiberlist.

In fidem:

Ivar Hortling.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 22. Februar 1913. Anwesend der Vorstand und 17 Vereinsmitglieder.

§ 1.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Kand. phil. *Grete Hildén*, Studd. *Elin Snabb*, *Erik Svibergson*, *Axel Langi*, die Lehrerinnen *Helmi Wecksell*, *Hellin Castrén* und *Edith Solitander*.

§ 3.

Zu Mitgliedern des Jahresfestkomitees wurden gewählt: Frl. *B. Edelfelt*, Frau *Thesleff*, die Herren *Poirot*, *Järnström* und *Hortling*.

§ 4.

Prof. *H. Pipping* hielt in schwedischer Sprache einen Vortrag über die Funktion des Trommelfells.

Zuerst wurde nachgewiesen, dass ein wichtiger Einwand gegen Helmholtz' Theorie von der Unabhängigkeit der Klangfarbe von den Phasen beseitigt werden kann.

Es ist bekannt, dass beim Zusammenklang des Grundtones und der ein wenig verstimmten Oktave ein periodischer Klangfarbenwechsel gehört wird. Es wurde nun gezeigt, dass in diesem Falle der periodische Phasenwechsel von einem Wechsel der relativen Amplitudengrössen begleitet sein muss, wenn die Exkursionen des Trommelfells grösser sind als die Inkursionen — was man schon aus anderen Gründen annehmen muss. Die Veränderungen der Klangfarbe werden durch

den Wechsel der Amplituden, nicht durch den der Phasen verursacht.

Prof. Pipping hat ferner darauf aufmerksam gemacht, dass bei einem asymmetrisch gebauten vibrierenden Körper, wie dem Trommelfell, die Mittellage mit den Amplituden wechseln muss. Diese Behauptung hat Prof. Pipping durch Experimente mit dem künstlichen Trommelfell des Hensen'schen Sprachzeichners gestützt. Pipping hat nachgewiesen, dass an diesem Apparat jede Anschwellung der Elongation mit einer negativen Ablenkung der Mittellage verbunden ist, jede Abnahme der Elongation mit einer positiven Ablenkung der Mittellage.

Durch diese Beobachtung wird die Erklärung der sogenannten sekundären Klangerscheinungen ('Kombinationstöne', 'Stosstöne', 'Unterbrechungstöne' etc.) bedeutend erleichtert, vorausgesetzt, dass die Ackommodation der Mittellage rasch und präzise erfolgt. Dass dies der Fall ist, wird dadurch wahrscheinlich gemacht, dass in den von Pipping an der Membran des Sprachzeichners untersuchten Fällen die halbe Höhe der Klangwellen stets tiefer lag, als die aus vielen Ordinaten berechnete mittlere Höhe. Diese Erscheinung erklärt sich am einfachsten, wenn man annimmt, dass die durch die Asymmetrie der Membran hervorgerufenen Variationen der Mittellage sich innerhalb der einzelnen Wellen zu erkennen geben. In der Tat fehlt die entsprechende Erscheinung an der symmetrisch gebauten Membran des Phonographen.

Köhler hat am lebenden Trommelfell Schwankungen der Mittellage bei wechselnder Amplitude beobachtet, aber er hat diese Schwankungen auf die Tätigkeit des musculus tensor tympani zurückgeführt.

§ 5.

Dr. *I. Hortling* referierte auf deutsch Chr. B. Flagstads «Sprogpædagogikens Psykologi».

In fidem:

Ivar Hortling

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1913 (Jahresfest). Anwesend: der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und etwa 35 Vereinsmitglieder.

§ 1.

Dr *T. E. Karsten* hielt einen Vortrag über die Forschungen und Ergebnisse auf dem Gebiete der finnisch-germanischen Sprachberührungen.

§ 2.

Es wurde ein Teaterstück aufgeführt: »La comédie de celui qui épousa une femme muette» von Anatole France. Hierauf folgte ein geselliges Beisammensein, wobei Reden gehalten und Gesangnummern vorgetragen wurden.

In fidem:

Ivar Hortling

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 5. April 1913. Anwesend: der Vorstand und 11 Vereinsmitglieder.

§ 1.

Das Protokoll der Sitzung vom 22. Februar sowie dasjenige des Jahresfestes wurden verlesen und geschlossen.

§ 2.

Prof. *Wallensköld* besprach in französischer Sprache Kr. Nyrops »Grammaire historique de la langue française, t. IV: Sémantique».

In fidem:

Ivar Hortling.

Eingesandte Litteratur.

Hugo Legler, Englisches Lesebuch mit Wörterverzeichnis, Angabe der Aussprache und erläuternden Anmerkungen. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1913. V + 298 S. 8:o. Preis geb. M. 2: 80.

Hjalmar Lindroth, Stiernhielms Hercules. En Diktmonografi. Lund, C. W. K. Gleerup, 1913. VI + 350 S. 8:o. Preis 5 Kronen.

Edward Peeters. Muutamia mietteitä kasvatusopillisista kongresseista. Helsinki 1912. 15 S. 8:o. Prix: fr. 0: 50.

> Publication éditée par le Bureau International de Documentation Éducative, fondé en 1909 par Edward Peeters (Direction Générale: rue de la Liberté, 18, Ostende, Belgique). Ce mémoire fait partie d'une *Bibliothèque Internationale d'Éducation*, dans laquelle sont publiés des ouvrages d'éducation en diverses langues. — *A. W.*

Kr. Sandfeld Jensen, Sprogvidenskaben. En kortfatted Fremstilling af dens Metoder og Resultater. Kjobenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag, 1913. 271 S. 8:o.

Schwan-Behrens, Grammaire de l'ancien français. Traduction française par Oscar Bloch. Première et deuxième parties: Phonétique et Morphologie. Deuxième édition, d'après la neuvième édition allemande. Leipzig, O. R. Reisland, 1913. VIII + 308 p. in-8⁰. M. 5. —. — Troisième partie: Matériaux pour servir d'introduction à l'étude des Dialectes de l'ancien français, publiés par Dietrich Behrens. VI + 119 p. in-8⁰ (avec carte). M. 3. — Les trois parties reliées ensemble M. 9: 20.

Laura Soames, Introduction to English, French & German Phonetics with Reading Lessons and Exercises. Third Edition, revised and partly rewritten by *Wilhelm Viëtor*. London, Macmillan and Co., 1913. XXIX + 267 p. 8:vo. Price 6: —.

Laura Soames, The Teacher's Manual, edited by *Wilhelm Viëtor*. Part I: The Sounds of English. Second Edition, revised. XXII + 90 p. 8:vo. — Part II: The Teacher's Method, with copious Word Lists. Second Edition, revised and rewritten. 117 p. 8:vo. London, Macmillan & Co., 1913.

E. Witzel-Gough, Praktische Einführung in die Englische Sprache. Schlüssel zur Methode »Alles lebendige Übung»,

enthaltend die grammatischen Regeln in deutscher Sprache, sowie Übungssätze. Für Lehrer und Lernende. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1913. 41 S. 8:o. Preis kart. M. 0: 75.

Schriftenaustausch.

Bibliographia Phonetica 1913 (VIII. Jahrg.), Heft 1—2, und *Annotationes Phoneticae* 1913 (VII. Jahrg.), Heft 1—2. — Unter Nr. 20, Bibl. Phon. 1913, wird *Jean Poirots* Arbeit »Recherches expérimentales sur le timbre des voyelles françaises» (1912) angezeigt.

Bibliothèque Méridionale, 2e série, tome XIV: Léon-G. Pélissier, Lettres inédites de la Comtesse d'Albany à ses amis de Sienne (1797—1820). Deuxième série: Lettres à l'Archiprêtre Luti et à Vittorio Mocenni (1802—1809). Toulouse, Éd. Privat, 1912. XV + 218 p. gr. in-8°.

Finnisch-Ugrische Forschungen, Bd. XI (1911), Heft 3, und Bd. XII (1912), Heft 1—2 (Festgabe für Vilh. Thomsen, Erster Teil). — Der letztere Band enthält u. a. folgende Aufsätze: K. B. Wiklund, Einige urnordische lehnwörter im lappischen; F. Kluge, Zu den finno-germanischen lehnbeziehungen; H. Suolahti, Zu den finnisch-germanischen beziehungen; Ralf Saxén, Etymologische beiträge; E. N. Setälä, Aus dem gebiet der lehnbeziehungen; T. E. Karsten, Einige zeugnisse zur altnordischen götterverehrung in Finland.

The Journal of English and Germanic Philology, Vol. XII, No. 1 (Jan. 1913): G. Jacoby, Konrad Burdachs 'Faust und Moses'; G. Schaaffs, Die Faust Paralipomena 20, 14, 41, 19, 53; Arthur F. J. Remy, The Origin of the Tannhäuser-legend; G. T. Flom, Semological Notes on Old Scand. *Flík* and derived Forms in the Modern Scandinavian Dialects; Kath. Lee Bates, A Conjecture as to Thomas Heywood's Family; G. H. McKnight, Some Compound Etymologies; John S. P. Tatlock, The Duration of Chaucer's Visits to Italy; H. D. Gray, The Evolution of Shakespeare's Heroine; Reviews and Notes.

Les Langues Modernes, Onzième année, n⁰ 3 (mars 1913): H. Peseux-Richard, L'Espagnol première langue; G. d'Hangest, Notes Anglaises; Ch. Krumholtz, Notes Allemandes; etc. — N⁰ 4 (avril 1913): Annuaire de l'Association pour 1913; G. d'Hangest, Notes Anglaises; Ch. Krumholtz, Notes Allemandes; etc.

Mnemosyne, nova series, vol. XLI (1913), pars II.

Modern Language Notes, Vol. XXVIII, No. 2 (Febr. 1913): J. Warshaw, The Case of Somaize; J. Q. Adams Jr., Some Notes on »Hamlet»; G. Schaaffs, Zwei Gedichte von Goethe, I; T. S. Graves, »The Arraignment of Paris» and Sixteenth Century Flattery; J. W. Scholl, Longfellow and Schiller's »Lied von der Glocke»; C. R. Baskervill, Bandello and »The Broken Heart»; Reviews; etc. — No. 3 (March 1913): K. Campbell, Miscellaneous Notes on Poe; G. Schaaffs, Zwei Gedichte von Goethe, II; Sh. G. Patterson, Concerning the Type *Beau Père, Belle-Mère*; J. Routh, The Model of the Leather-Stocking Tales; G. W. Mannel, The Source of the Immediate Plot of »Faire Em»; R. Smith, The Metamorphoses in »Muiopotmos»; Reviews; etc. — No. 4 (April 1913): G. O. Curme, The Proper Subject of a Passiv Verb; B. L. Jefferson, A Note on »The Squyr of Lowe Degre»; A. H. Upham, A Parallel for Richardson's Clarissa; R. Tombo Jr. Contemporary German Fiction and Narrative Poetry; Cl. S. Northup, »Ubi sunt» Heroes?; Reviews; etc.

Moderna Språk, VII. Jahrg., Nr. 3 (März 1913): H. Söderbergh, Studentskrivningarna i de moderna språken, II; V. Pinot, Notes sur l'argot de »Chantecler» (suite); N. O. Heinertz, Språkhistoria i skolan; G. E. Fuhrken, I. Belanner, H. Söderbergh, Uniform Pronunciation; usw. — Nr. 4—5 (April—Mai 1913).

Museum, 20:ste Jaarg., No. 6—8 (Maart—Mei 1913).

Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XXVIII, No. 1 (March 1913): J. E. Wells, Fielding's Political Purpose in »Jonathan Wild;» H. A. Smith, Studies in the Epic Poem »Godefroi de Bouillon; S. Moore, Patrons of Letters in Norfolk and Suffolk, c. 1450; E. N. S. Thompson, The Theme of »Paradise Lost»; Procedings for 1912.

Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana, anno XXI, num. 1—4 (Genn. Apr. 1913).

Unterricht und Sprechmaschine. 5. Jahrg., Nr. 1—2 (Febr. —Apr. 1913).

Virittäjä, Jahrg. 1913, Nr. 2—6.

Mitteilungen.

Personnachrichten: Prof. *W. Söderhjelm*, der bisherige Inhaber des ord. Lehrstuhls der romanischen Philologie an unserer Universität, ist am 21. März zum Professor der einheimischen und allgemeinen Litteraturgeschichte (neueingerichtete ord. Professur) ernannt worden. — Der Dozent der germanischen Philologie *T. E. Karsten* ist am 18. April zum a. o. Professor der germanischen Sprachen ernannt worden.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Edla Freudenthal*, Bespr. von Poucinet, conte finlandais, par Edouard de Laboulaye, ed. by P. Schaw Jeffrey (London 1911), in den Neueren Sprachen XXI (1913) S. 56—8. — »Korrespondenz» zwischen A. C. Ott und *A. Långfors* infolge einer Anzeige des letzteren von Otts Ausgabe des Vie de saint Eustache (Rom. XLI, 424—6) in Rom. XLII, 126—8. — *A. Långfors*, Bespr von A. Wallheinke, Die Vers de le mort von Robert le Clerc aus Arras in sprachlichem und inhaltlichem Vergleiche mit Helinands Vers de la mort, und C. Zipperling, Das afrz. Fablel du vilain mire, in Rom. XLII, 158—60.

Ausländiche Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Hilka* und *W. Söderhjelm*, Petri Alfonsi Disciplina Clericalis I, bespr. von M. M., Lit. Zentralblatt 1912, Sp. 1194—5, und Bd. I—II von L. Foulet und M. Roques, Rom. XLII, 106—9. — *A. Långfors*, Le Vair Palefroi par Huon le Roi, bespr. von A. Jeanroy, Rev. crit. 1912, II, S. 491—2. — *A. Långfors*, Li Abecés par ekivoche etc. par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von E. Hoepffner, Zs. f. rom Phil. XXXVII, 243—6.

Ferienkurse im Auslande: In *Berlin* (Böttinger-Studienhaus) vom 19. Mai bis 14. Juni (9. Kursus) und vom 7. Juli bis 2. Aug. (10. Kursus). Nähere Auskunft beim Bureau des Böttinger-Studienhauses, Universitätstr. 8, Berlin NW 7. — In *Boulogne-sur-Mer*, veranstaltet von der Universität Lille, vom 15. Juli bis 30. Aug. Nähere Auskunft bei M. Léon Mis, directeur des cours de vacances, 145, Boul. Victor-Hugo, Lille, France. — In *Freiburg i. B.* vom 4. Aug. bis 13. Sept. Nähere Auskunft bei der Geschäftsstelle: Rotteckstrasse 9,

Freiburg i. B. — In *Genève* vom 16. Juli bis 28. Aug. — In *Kaiserslautern* vom 15. Juli bis 2. Aug. (Vorbereitungskursus), vom 4. bis 30. Aug. (Hauptkursus) und vom 1. bis 13. Sept. (Ergänzungskursus). Nähere Auskunft beim Sekretariat: Hackstrasse 22, Kaiserslautern, Rheinpfalz. — Iu *Neuchâtel* (Schweiz) vom 14. Juli bis 9. Aug. (1. Kursus) und vom 11. Aug. bis 6. Sept. (2 Kursus). — In *Paris* (Institut français pour Étrangers) vom 1. Juli bis 1. Okt. Nähere Auskunft beim Direktor Ch. Schweitzer, École des Hautes Études sociales, 16, rue de la Sorbonne, Paris. — In *Trouville-Deauville* (Alliance française) in den Monaten Juni—Sept. — In *Versailles* vom 28. Juli bis 25. Aug. Nähere Auskunft bei Mlle Clément, Professeur au Lycée de Versailles, 9bis, rue du Sud, Versailles, France. — Bei der Redaktion dieses Blattes sind eine Anzahl Programme der obenerwähnten Ferienkurse zugänglich

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5/6

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1913

Etymologisches aus dem Catalanischen.

Das vorzügliche catalanisch-deutsche Wörterbuch von E. Vogel ermöglicht uns, einige Hinzufügungen zu Meyer-Lübke's Rom. Etym. Wb. zu bringen, besonders sind die bei Vogel mit einen Sternchen versehenen, d. h. zuerst von ihm gebuchten Wörter interessant. Ich habe zu dieser sehr einfachen und eigentlich höchst mechanischen Aufgabe einiges Wenige beigesteuert und bitte diese geringfügigen Notizen nur als anspruchslose Beiträge, als »Glanures» zu den von Tallgren in dieser Zeitschrift veröffentlichten »Glanures catalanes et hispano-romanes» [1]) zu fassen. Wo keine Nummern bei den

[1]) Zu diesen hübschen Bemerkungen möchte ich nur Folgendes hinzufügen: I No. 22: *abolorio*, ‚descendencia de abuelos' mit *-orio*, nicht *-uero*, muss von Formen wie *requisitorio, repertorio* ausgehen: ‚Liste von Ahnen' wird die urspr. Bdtg. sein. Über ptg. Neubildungen auf *-orio* spricht Moreira, Est. da lingua port. II S. 161, zu dessen Beispielen noch ptg. *relatorio* 'Referat', sp. *requilorio* ‚Umschweife', *vejestorio* ‚alter Plunder', cat. *rebombori* ‚Auflauf', *casori* ‚Hochzeit' hinzuzufügen wäre: Span. *vejestorio* ‚alter Krüppel' ebenso wie die von Moraes erwähnten ptg. Adjektiva *finorio* etc. lehnen sich wohl an das adjektivische *-orio* in ptg. *satisfatorio* u. dgl. an. — 32: *jera* ‚Joch Landes' in Estremadura ist *diaria* (Rom. Et. Wb. 2625). — 38: *la son* auch neuprov.; wohl nach *fames* 〉 *la fam* ‚Hunger'. — II 52: *llambregar*, ‚begucken, blicken',

lat. Grundwörtern beigefügt sind, fehlt das betreffende Etymon bei Meyer-Lübke. Ich habe gelegentlich auch Lesefrüchte aus der katalanischen Belletristik verwertet.

16 abc: ich erlaube mir die Bemerkung, dass ebensowohl Baist's Hypothese von zauberisch-mystischer Verwendung des Alphabets als seine frühere Hypothese *apex* zu aspan. *auze* ‚Geschick', aportg. *aveziboo* ‚glücklich', *avezimao* ‚unglücklich' führen kann: allerdings darf man *apex* nicht in der Bdtg. ‚summum bonorum' nehmen, wie Baist Zeitschr. f. rom. Phil. VI, 167 wollte, sondern *apices* in der Bedeutung ‚Schriftzüge, Brief, Schreiben', die Rönsch Semasiologische Beiträge I 7 und Itala und Vulg. 328 bezeugt: auch hier müsste von der »zauberisch-mystischen» Bedeutung der Schrift ausgegangen werden. — Es sei noch erwähnt, dass im Catal. das Alphabet auch *be-a-ba* heisst, eine Bezeichnung, die ich auch im Ptg. belegen kann (Queiroz, O crime do padre Amaro S. 674) *um gaiato de seis annos que não sabe ainda o«b-á-bá»*) und auch ins Südital. gedrungen ist: Capuana, Paese delle zágare S. 20 sagt *il bi-a-ba (ai tempi di padre Paolo* [ein Mann der älteren Generation] *il sillabario si chiamava così).* Ebenso führt v. Neumann-Spallart (Beih. 11 z. Zeitschr. f. rom. Phil. S. 70) aus den Marken einen Vers an: *Santa Croce* [= sillabario] *bè 'a bà, Lu maïstre me vo' menà.*

adhuc: cat. *aduch* (auch *adhuc* geschrieben) ‚ausserdem', ‚noch': Bertrana, Prudenci S. 54 *son* [Gottes] *esguard seguidor acusava an en Josafat d'haver fet entrar allí les moces. Adhuc les cordes de les campanes li retreien coses esborronadores*, S. 55 *les mustigades belleses de la meretriu s'endevinaven, reposant en la cotilla fluixa y eleganta, la vorada de la qual adhuc se transparentava,* S. 67 *es vestía de negre, embolicantse els bandós luxuriosos amb una mantellina, y adhuc, si tenia per de ser espiada, agenollantse en les grades d'alguna capella.*

= *flammulicare* wird durch Vogel's *llambrec* ‚schwacher Schein, Schimmer', ferner durch die Romania 1913 S. 466 erwähnten *ezlambrek* etc. ‚Blitz' = *flammula* bestätigt. — 57 *pahir, pahidor* kann nicht *patire* sein (Rom. Et. Wb. 6151).

In Pin y Soler's Jaume hat *aduch* die Bdtg. ‚auch (wenn)': S. 164 *dihentse si aduch enamorat de Guadalupe tindria la forsa de carácter suficient pera dominar sa passió,* S. 269 *observantli qu'aduch tenint exit l'òpera (y'n duptava) era perdre temps comprometres a cantar per mestre desconegut,* S. 283 *Aduch terminant prompte lo necessari pera representar l'òpera, li quedava poch temps,* S. 299 *'s proposava . . . enfonsar los balcons, aduch lo matessen d'una fusillada.*

276 ager: von der Bedeutung des prov. *agre* ‚Nest, Familie, Herkunft' aus versteht man cat. *agre.* Gewohnheit, Brauch, Liebhaberei'. Catalá schreibt einmal in Solitut: *perder el agre de la casa,* wo Vogel *agre* mit ‚Zutraulichkeit' übersetzt: also ‚Familie' > ‚Familienzugehörigkeit' > ‚gewohnter Verkehr' > ‚Gewohnheit'. Ebenso heisst es bei Casellas, Sots feréstechs, S. 292 *feya tant temps que no posavan els peus a la parroquia, qu'havian perdut l'agre de baixarhi.*

291: zu cat. *angunia* ‚Angst' wäre noch die von *angor* unbeeinflusste Form **agunia* zu fügen, wie sie in *malagonyat, malaguanyat* (von Verstorbenen) ‚beweint, selig' vorliegt. Oder zu *guanyar* ‚gewinnen' entsprechend span. *malogrado* ‚unglücklich'.

563 aptare: dazu cat. *deixatar* = * *de-ex-aptare.*

672 arredare: zu germ. *reþs* gehört cat. (*tocar la*) *reva* ‚Reihe', das Vogel zum erstenmal bucht. Zur Bdtg. vgl. das Meyer-Lübke, Einf.[1] S. 46 erwähnte aprov. *arré* ‚der Reihe nach'.

708 [1]): Vogel bucht ein *aspra* ‚Baumpfahl, Rebpfahl'. In Solitut S. 289 steht nun ein *aspre* (mit -*e*), das in der

---

[1]) Durch das aus *exasperare* zu erklärende gasc. *šaspre* (vgl Schuchardt, Bask. u. Rom. S. 43) lässt sich kat. *xardor* ‚Glut', *xardorós* ‚glühend' begreifen: *ex-* wird auch bei Nominen siegend. Vgl. das Verhältnis von *xopar* ‚benützen', (das zu Meyer-Lübke's No. 3077 **ex-sūpare* hinzuzufügen ist) zu *xop* ‚nass' oder von *xollar* ‚das Haar kahl scheren' (wohl von *olla* ‚Topf' > ‚*Schädel') zu *xoll* ‚kahl' (*no tenir xolla* ‚Keine Grütze im Kopf haben', *xoll* ‚Kopf' scheint diese Deutung zu stützen), ferner *xafogor* ‚Schwüle', *xafogós* ‚schwül' zu *suffocare* (Vogel, Neucat. Stud. 53 Anm.)

Übersetzung mit ‚Hof' wiedergegeben wird. Der Kontext *anava a passar de llarch per la passera, quan sentí que de l'aspre la cridaven dues vegades per son nom* lässt nicht erkennen, ob nicht eher ‚Gitter (Zaun, Umfriedigung)' zu übersetzen wäre. Vgl. das südostfranz. *sego* ‚Hecke, Dornbusch', das W. Kaufmann, die gallorom. Bezeichn. f. d. Begriff ‚Wald' S. 24 nicht mit **seca* ‚Säge' zusammenstellen wagt: der vermittelnde Begriff ist wohl ‚gezackt' > ‚rauh' (vgl. cat. *aspre*) > ‚Dornbusch' > ‚Hecke, Umfriedigung'.

788 **aura**: mit prov. *aurán* (so zu lesen statt M-L's *aurón*) ‚verrückt' vgl. cat. *aurat* ‚verrückt', auch *herbei aurat* (wie fz. *herbes folles*).

880 **baga**: dazu cat. *baga*, *vaga* ‚Schlinge, Ring, Riegelhaken, Weblitze, Helf' (Vogel).

944 **barba**: erwähnt sei *per barba* ‚per Mann', das nun auch dort gebraucht wird, wo von Frauen die Rede ist, so Solitut S. 126: *ccbrarien dos ralets por barba.*

974 **bāsire**: dazu cat. *basarda* ‚Angst', das sich als volkstümliches Wort neben *por* stellt. Immerhin scheint sich die Nuance zwischen beiden Wörtern zu verwischen, wenn man daraus schliessen darf, dass Ruyra in der *la Basarda* betitelten Novelle der Sammlung *Marines y boscatjes* sagt: *may com aquella nit havia conegut la* **basarda**, *aqueixa por de lo infinit, de lo ignorat, aqueix sufriment intens . . .*

1026 **bellua**: dazu cat. *baluerna* ‚Ungetüm', in Suffix und *-l-* statt *-ll-* die Nicht-Bodenständigkeit verratend.

1050 **Berrovier**: dazu cat. *barroher*, ‚roh, obenhin gearbeitet, plump'.

1316 **brittus**: dazu cat. *brétol* ‚Lümmel, Bengel, Schuft', *bretollada* ‚Lumpenbande'.

1318 ***brivos**: dazu vielleicht das von Vogel zuerst verzeichnete *apriarse* ‚sich bessern' (**adbrivare*, *db* > *bb* > *p*): die urspr. Bedeutung war wohl ‚sich anstrengen'. Das nicht reflexive Verb finde ich in der Bedtg. ‚herrichten' bei Pin y Soler, Jaume S. 209 *Ves qui no li feya avisar que vosté arribava! Hauriam apriat una cama. — Que no hi ha d'apriats?*

dormirà a dalt, S. 377 *apriantse 'ls cabells.* Ein *despriar* findet sich S. 298 *fulls despriats de llibres preferits*, ein Subst. *pria* wohl = ‚Verbindung': S. 223 *un artista y 'l senyor Salvat may faràn pria,* die allerdings die Ableitung zweifelhaft machen. Eine Form mit *-v-* lebt in *briva* ‚Bummelleben', *brivall* ‚Schlingel, Bursche', *brivalla* ‚Gesellschaft von Taugenichtsen, Kinderschar', *brivada* ‚Stoss, Schlag', wenn es nicht zu ital. *briga* ‚Streit' (Rom. Et. Wb. s. v. *brikan*) gehört.

1357 bŭcca: zu erwähnen wäre hier die cat. Wendung *de bocaterrosa*, auch *de boca-terrosa* geschrieben, ‚mit dem Gesicht auf der Erde', die offenbar mit neupr. *de mourre-bourdoun* (derselben Bedeutung) gleichgeartet und zu den Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II 640 erwähnten auf der iberischen Halbinsel seltenen Adverbialbildungen auf- *one* zu stellen ist: interessant ist nur bei der cat. Wendung, dass die ursprüngliche *Adverbial*endung *-ós* (= *one* + adverbialem *-s* wie in prov. *a genolhós, a tomballos*) für eine *Adjektiv*endung gehalten und nun eine flexivische Übereinstimmung mit *boca* hergestellt wurde, ähnlich wie etwa in fz. *de guerre lasse* statt *de guerre las* und ptg. *a olhos vistos* statt *a olhos visto*, über das Moreira, Estudos da lingua port. II 72 berichtet. Ähnlich verhält sich wohl Ruyra, Marines y boscatjes S. 243 *una au enorme que, ferida y ventre-aterrada, se defensa dels llebrers; ventre-aterrada* ist wohl Umbildung eines *ventre a terra* [1]).

1368 bŭcina: dazu cat. *botzinar* ‚trompeten, schelten murren'.

1465 caelestis: dazu [cat. *celistia*] ‚Sternenglanz'. Derartige zu Femininen gewordene gelehrte Neutra Plur. finden sich noch öfters, so *la córpora* bei Bertrana, Prudenci S. 29 *per tota sa córpora corregué un frisament ardorós*, S. 44 *la córpora sinistra del campaner*, S. 49 *botons de foc cremant-li la corpora,* vgl. vulgärspan. *la sécula.*

---

[1]) Man könnte übrigens *ventre-aterrada* ebenso wie die im Catal. zahlreichen Bildungen des im Catal. so produktiven Typus *capficat* erklären (vgl. Rom. Gramm. II § 556): ich füge hier nur an: *boca-ample*, *bocabadat*, *bocafluix*, *bocamoll*, *bocanegre*, *de bocadents* (mit *de boca terros(a)* gleichbedeu-

1488 calathus: zu fz. *calais* ‚Gemüsekorb' kommt cat. *calaix* ‚Schublade', *calaixera* ‚Kommode', auch ‚Aussteuer' (so Solitut S. 302 *la promesa de l'hereu ja s'havia »comprat la calaixera»*, *«una calaixera que valia una dobla de quatre rodona»*). Wenn dagegen dieselbe Schriftstellerin *dos escalaixos dentats* für ‚zwei gezackte Grate' schreibt, so steht *escalaixos* für eine Ableitung von *escaixalar* von *capsa*. Niepage RDR I 355 hat hieher schon mallorc. *calax* gestellt. Aus dem Catal. stammt wohl span. *calaje*.

1552 cammīnus: im Catal. ist *camí* (ebenso wie *cap*) auf dem Weg zur Präposition zu werden: Solitut S. 250 *la Mila aturà 'l tall camí de la boca* wird von Vogel übersetzt: ‚M. führte den Bissen, den sie ergriffen hatte, nicht *zum* Munde'. Ebenso S. 156 *el sol, en tant, sospès en les blavors esblaymades del cel y camí ja de ponent, endaurava l'aplech*, wo *camí* wie dtsch. ‚unterwegs' attributivisch gebraucht ist. Vgl. im Spanischen Blasco Ibañez, La Barraca S. 82 *marchaban por todas las sendas . . . camino de la ciudad* (man beachte die Zusammenstellung von *senda* und *camino*), S. 184 *que no se llevara sobre sus lomos al pobre chiquitín camino del cielo.*

1592 canis: zu tess. *kanaya* ‚Kinder', valanz. *kanayun* ‚Knabe' vgl. cat. *canalla* ‚Pack, Kinder', in letzterer Bedeutung

---

tend, vielleicht kontaminiert aus diesem und einem afz. *adenz* entsprechenden Wort); *carabrú, carafaixat, carafresc, caragirat, carallarc; morre-fès; peu-terrós, -a*, ‚ländlicher Taglöhner, verächtl. Bauer' (wohl auch urspr. * *anar a peu-terrós* ‚mit dem Fuss auf der Erde gehen'); *sangglassat; corcaygut, corferit, corgelat, corglassat, corprés* (danach die Verba *corbategar, corlligar*); *esquenadret; anca-botarut; berbablanc, barbamec, barbafresc, barbagris, barbanegre, barba-punyent, barbaroig, barbarós; cohacurt, cohallarc; ullpres* (davon *ullprenre* Rom. gramm. II § 594, vgl. *colltorser* von *coll-tort); cella-junt;* aus der Literatur notierte ich mir noch *cella-ros, cap-jup, morro-aterrat* (mit *-o-* Bindevokal!), *barba gros, ayre-ferit, boca-fort, carafi, capbatut*, also lauter Bahuvrihi; Vergleiche liegen vor in *penya-segat* ‚steil' (Vogel), (bei Ruyra S. 314 *s'enfilava als penya sega's* substantivisch gebraucht, dagegen adjectivisch *veta-segat* Per la vida S. 104 *un pla d'oliveres . . . veta-ségat d'una banda pel riu*), *llampferit* ‚wie vom Blitz getroffen', *palplantat* ‚wie angewurzelt' (letztere zwei von Vogel nicht erwähnt). Daneben findet sich natürlich der Typus mit Bindevokal *capiculat*, in der Literatur unsinniger Weise auch *cap-y-culat* geschrieben.

z. B. Catalá, Cayres vius S. 79. Gleichbedeutend ist cat. *quitxalla*. *Canalla* mit constructio ad sensum finde ich Pons Pagés, Per la vida S. 33 *un d'oquests ninots que fan la canalla amb un troç de carbaço.*

1668 caput: zu ital. *capriccio*, perug. *capuriccio* 'Laune' füge man cat. *caboria* 'Kopfzerbrechen, Sorgen', *caboriejar* 'grübeln' (also *-or-* nach *pector-*, das ja in *espitregar* 'die Brust abschneiden' lebt). Zur *-uceus*-Ableitung kommt *escapsar* 'die Karten abheben, köpfen, beschneiden', *escapsinarse* 'sich die Haare raufen', *escopsar* 'auffangen,' *copsar* 'bei seite legen, aufbewahren'.

1670 cara: mit galiz. *cara* 'bis', eigentlich *car'a* 'im Antlitz von' (vgl. span. *hacia* = *facie ad*) lässt sich cat. *car* in *al car de* 'in der Richtung auf' (Seemannssprache), das Vogel unter *car* 'lieb' anführt, zusammenstellen: da cat. *cap á* in derselben Bedeutung 'auf . . . zu' neben *cap* steht (ebenso *com a* neben *com* [1]), so konnte zu *car'á* auch ein *car* treten. Vgl. noch Ruyra, Marines y boscatjes S. 217: *tan aviat tenim vent de 's car de terra, com de 's car de fora.*

1678 carcannum: dazu cat. *carcanada* 'Vogelskelett ohne Beine u. Flügel', *encarcarat* 'steif, starr'.

centuria: das cat. *centuria* bedeutet ausser 'Zenturie' auch 'Jahrhundert' und scheint in dieser Bedeutung volkstümlich zu sein: Solitut S. 329 heisst es: *tot lo de centuries arrera vivia, segons ses rondalles* 'was je in vergangenen Jahrhunderten gewesen, lebte noch nach seinen Märchen'. Wir haben hierin eine Parallele zu engl. *century* 'Jahrhundert'.

1826 cerebellum: mit frz. *écervelé* im Sinn von 'Tollkopf' lässt sich zusammenstellen cat. *escar(a)bitllat* 'geweckt, munter, klug', *escarabitllarse* 'sich sputen', die Vogel zum erstenmal bucht: das *-ar-* statt *-er-* kann von den von Tallgren Neuphil. Mitt. 1911, S. 170 erwähnten gleichbedeutenden *esparpellat* und *esparvillat* stammen.

---

[1]) Vgl. Ruyra S. 217: *ben conegut era com* **a** *bon cantayre . . . y com* **el** *deixeble més aventatjat.*

Neben cat. *esparvillat* besteht übrigens ein span. *despavilado* (zur Bdtg. vgl. ptg. *esp.vitado* ‚deutlich, ‚klar' zu *espivitar* ‚das Licht putzen') genau entsprechendes cat. *espavilat. Esparvillat* kann auch von *esparver* ‚Sperber' [1]) beeinflusst sein, vgl. cat. *moixet* ‚Turmfalk', *moixó* ‚Vögelchen, Schlaukopf', die zu Rom. Et. Wb. 5769 *muscio* (prov. *mois* ‚verschlagen, klug' — prov. *moiseta,* cat. *moixeta* ‚Sperber') hinzuzufügen sind.

1841 certus: von der lat. Wendung *certiorem facere aliquem alicuius rei* geht aus cat. span. *cerciorarse* ‚sich vergewissern' (vgl. den Typus *se meliorare*).

chimaera hat im Catal. die Bedeutung ‚Groll, Streit, Zank' (Vogel), ebenso *enquimerada* ‚Verdruss, Ärger', vgl. folgende Stellen aus Solitut S. 213 *quan ha vist* (sc. *'l Mal Esperit*) *que l'anima de la mongeta se'n anavi de dret al cel*, *ha tingut tan bella quimera que tota la montanya se'n es entrada a trons*, *llampets y pudor de sofre*, 268: *rumiava fets*, *dites*, *quimeres, sobressalts*, *confusions de son home*, 277: *de l'Arnau no se'n admirava del tot: ab rahó o sense devia durli quimera.*

1961 clamare: cat. *xamar* ‚schwatzen, plauschen' (Vogel) wird ebenso wie fz. *chamade* aus dem Port. entlehnt sein (vgl. fz. *hâbleur,* span. *parlar*, deutsch *povidalen* in deteriorativer Bdtg).

2048 colligere: aus span. *encoger* stammt cat. *encong r* ‚einziehen (Glieder des Körpers)', *encongit* ‚verlegen, betreten, verzagt'. Das *-n-* wie in *enjegar etjegar* (sp. *echar*), *encis* = sp. *hechizo* (Vogel, Neucat. Stud. 79).

commentari: [cat. *comentar* ‚kommentieren'] + Präfixwechsel: cat. *esmentar* ‚erwähnen', *esment* ‚Erwähnung, Beachtung', *parar esment á* im Sinn des span. *parar mientes.* Auch ein von Vogel nicht verzeichnetes *mentar* kommt vor (= fz. *mentionner*): Solitut 302: *Enrahonant*, *enrahonant la Marieta havia mentat al pastor* ‚über dem Plaudern hatte Marieta auch

[1]) Direkte Ableitung von *esparver* ist *esparverarse* ‚erschrecken', vgl. in derselben Bedeutung *astorarse* von *astor* (Vogel, Neucat. Stud. 53). Ein Verb *esparvillar* wohl in der Bedeutung ‚anstrengen' finde ich Casellas, Sots feréstechs S. 100: *Entre ell y els jayos s'havian tingut d'esparvillar pera ajudar a la tasca a ne' ls fadrins.*

von dem Hirten gesprochen', S. 308 *encara no havia sentit mentar a la Marieta, la Mila s'havia quedat erta.* Man könnte die Wörter auch von *mens* ableiten, das aber selbst im Catal. nicht erhalten ist. Vgl. zu *commentari* + *ex-* cat. *esmaginar* ‚ersinnen', *esmaginarse* ‚sich den Kopf zerbrechen' aus *imaginare* + *ex-* (von letzterem abgeleitet ist das volkstümliche *magí* ‚Verstand, Schädel') sowie span. *pergeñar* ‚geschickt verbreiten, ausführen' = * *ingeniare* + *per-*.

* **conjugminare**: auf eine solche Grundform weist cat. *conjuminar* ‚verbinden, verknüpfen, ersinnen' (Vogel), vgl. Ruyra l. c. 246: *un recort mal çonjominat y confós.* Oder zu *geminare*?

conspirare: dazu cat. *guspira* ‚Funke', *guspir(ej)ar* ‚Funken sprühen', vgl. *espirar* ‚atmen' — *espirejar* ‚Funken sprühen' und deutsch ‚feuer-speiender Berg' (vgl. noch Vulg., Prov. 20, 27: *lucerna* dei *spiraculum* hominis).

2212 coquere: zu grand'comb. *kö* ‚faul (vom Holz)' passt cat. *cuyt* nicht nur ‚gar', sondern auch ‚welk', z. B. Solitut 280: *les cols de l'hort, totes cuytes de les gebrades.* Zu log. *kottu* ‚reif' gehört auch *cochet* = 3 sing. ‚matura' bei Deledda, Dopo il divorzio (spielt in der Gegend von Noto). — In dieselbe Begriffssphäre passt cat. *florirse* ‚schimmelig werden', das zu M.-L.'s *florire* hinzugefügt werden mag.

2316 crepitare: dazu cat. *esquerdar* ‚abspleissen, sprengen, spalten', *esquerdall* ‚Splitter, Scherbe', *esquerdís* ‚Spalte, Riss' (vgl. schon Vogel, Neucat. Stud. 54).

2325 * crinicula: wohl entlehnt ist cat. *clenxa* ‚Scheitel', *clenxador* ‚Haarnadel' (von Tallgren Neuphil. Mitt. 1912, 170, 215 angeführt). Letzteres weist auf ein Verb * *clenxar* und vielleicht ist von diesem überhaupt bei der Erklärung des span. ptg. *crencha* ‚Scheitelhaar' auszugehen: da *crinicula* nur ‚Härchen', nicht aber ‚Scheitel' bedeuten kann, so würde ich eher von einem * *(dis)criminiculare* (vgl. *discrimen* Rom. Et. Wb. 2661) oder noch besser von einem * *(dis)cerniculare* 'scheiteln' ausgehen: * *(des)cernchar* > *(des)crenchar.* Das Verb ist tatsächlich zu belegen bei Ruyra, Marines y boscatjes S. 216 *clenxinantse ab les mans els cabells del clatell.*

2354 cubitus: [1]) von der auch prov. bekannten Ableitung *acotarse* ‚sich neigen, bücken' (die gegenüber cat. *colze* ‚Ellbogen' lautgesetzlich ist) ist rückgebildet cat. *capcot* ‚gesenkten Kopfes', vgl. *xop* zu *xopar*, *prem* ‚prall' zu *premer.*

2478 * darnos ‚verwirrt': dazu cat. *esdarnegar* ‚sich placken, schuften', *esdarnegat* ‚verarbeitet, ausgemergelt', mit anderem Stammauslaut und anderer semantischer Entwicklung *dardar* ‚bummeln', *dardayre* ‚Bummler', *dardanari* ‚Aufkäufer', *dardera* ‚Krankenpflegerin' (‚die von Haus zu Haus bummelt'?). Span. *darnagaça* ‚Elster' stellt sich zu prov. *darnagas, tarnagas* ‚Würger' und gehört wohl zu unserem * *darnos.*

2536 delicare: ich glaube nicht, dass Tallgren, Neuphil. Mitt. 1912, S. 19 f., recht hat, cat. *endogar* ‚richten, einrenken, zurichten, einen Fluss eindämmen' zu *delicare* ‚erläutern' (woraus astur. *endilgar,* galiz. *indilgar* ‚wahrnehmen', ferner das von Espinosa RLR I 277 auf *indagare* zurückgeführte mexik. *indalgar*) zu stellen: in der Bedtg. ‚eindämmen' ist zweifellos von niederl. *dijk* ‚Deich' (N:o 2642) auszugehen, wie das von Vogel zum erstenmal gebuchte *endagament* ‚Eindämmung, künstliches Flussbett' zeigt: man beachte, dass in *endagar una corona*, *els fanals*, *la barca* immer noch maritime Ausdrücke vorliegen (vgl. unser ‚auf den Damm bringen'), von wo aus ein Fall wie *endagar* ‚faire la toilette' und *endagarsho* ‚sich etw. zurechtlegen, sehen, wie man fertig wird' (Vogel) übertragen sein mag. Ohnehin kann Tallgren für den Wandel *-lg-* 〉 *-g-* keine Parallele bringen, man könnte höchstens an *cop*, *pam* erinnern. — Einen ähnlichen niederländ. Seemannsausdruck im Catal. siehe s. v. *loeken.* Auf eine starke Beeinflussung des Catal. durch die Seemannssprache scheinen

[1]) span. ptg. *escodar* ‚Stein behauen' möchte ich nicht nach Diez zu *cubitus* stellen, da die ptg. Form dann entlehnt sein müsste (ptg. *côvado* ‚Ellbogen'!), sondern zu *cos* (N:o 2275), wo log. *akkodare* ‚glätten, polieren', sublac. *akkotá* ‚schleifen' angeführt sind: fürs Catal. führt Vogel *escodayre* ‚Steinhauer', *escóda* ‚Zahnhammer' an, vgl. noch cat. *códol* = *cotulus.*

ja *aixecar* ‚heben' = * *exsiccare* und *assolir* ‚erreichen' = **ad-sol-ire* (Vogel, Neucat. St. S. 187) zu weisen.

2670 * **disjejunare**: interessant die Bedeutung ‚Reisig' des cat. *dinada*, also offenbar ‚Reisig, das für das Feuer gesammelt wird, mit dem das Essen gekocht wird'. Von ‚Reisig' zu ‚erica arborea' (Vogel) ist nicht weit. *clau dinal* ‚ein dicker Nagel', *dinal* ‚hauptsächlich' (Vogel) wohl zu *dignus*.

2810 **dux**: mit afz. *doiz*, prov. *adotz*, piem. *ados* ‚Wassersprudel, Quelle' etc. vgl. cat. *dèu* ‚Quelle': lt *dux*: cat. *dèu* = lt.*vox*: cat. *vèu*.

2919 **et**: aus dem Kanzleilatein muss stammen *ab tots els ets y uts* ‚bis zum Tüpfelchen auf dem i'.

2950 * **excandēre**: formell mit prov. *escandir* ‚wärmen', der Bdtg. nach mit wall. *šãdi̯i* ‚Schweiss', ‚Anstrengung' vergleicht sich cat. *decandir* ‚schwach werden'.

3011 **exhalare**: zu den von Tallgren Neuphil. Mitt. 1912, S. 170 angeführten cat. *xalar-se,* ‚sich gütlich tun' vgl. das neap. *scialare* ‚esser felice, fortunato, opulento', wozu D'Ambra noch hinzusetzt: ‚in tutti i sentimenti di q. v. prevale il senso delle gozzoviglie ed il largo spendere, per agiata, allegra e spensierata vita'.

3013 **a. exhumorare**: Tallgren Neuphil. Mitt. 1911, S. 168 hat Unrecht, ptg. *enxambrar* ‚halb trocknen' und val. *aixamorar* ‚trocknen' mit cat. *amarar* ‚eintauchen' zusammen zu *mare* zu stellen. *amarar* allein gehört zu *mare*. Auch Vogel's Etymologie (Neucat. Stud. 79) = * *exambaurare* wird nur der daselbst angegebenen Bedeutung ‚lüften, erfrischen' gerecht, befriedigt aber auch nicht wegen der doppelten Präposition. Wenn die Wörterbücher für *aixamorar* bald ‚wiederbefeuchten', bald ‚entfeuchten' = ‚trocknen' angeben, so liegt dies am doppeldeutigen Charakter des *ex-*.

3019 * **exkrumare**: zur Doppelheit afz. *esgrumer—esgruner* fügt sich neben cat. *esgrumar* (dazu *gromoll* ‚Krume, Klumpen', *gromollarse* ‚gerinnen', (oder zu *grūmus*), cat. *engrunar* (*desgrunar*) ‚verkleinen, zerkrümeln', *engruna* ‚Krume'.

3087 extera: span. *los enseres* ‚Güter, Werkzeuge, Geräte, Habseligkeiten, Sachen' ist wohl aus fz. *les êtres* (mit Nasalepenthese und Angleichung an den fz. *être* entsprechenden span. Infinitiv *ser* ‚sein'?) entlehnt.

3100 extravagare: [cat. *estrogancia*] ist aus *estravagansa* + *arrogansa* kontaminiert.

3188 farand man: soll man zu lyon. *faramă* ‚Strolch' cat. *faramalla* ‚Pack, Pöbel', *faramalla* ‚Ränke, Kabale' stellen? Oder besser zu *pharus?*

3199 farfar: dazu cat. *farfollar* ‚stämmeln', *farfollós* ‚mummend', *farfollar* ‚stopfen'; *enfarfegar* ‚überladen, vollstopfen', *enfarfec* ‚Knäuel, Wulst' gehört wohl eher zu *faluppa* (oder zu *furfur*? vgl. *farfotalla* ‚Hefe d. Volks'), *forfoll(ej)ar* ‚untersuchen' dagegen zu * *furicare* (Rom. Et. Wb. 3597), das in cat. *furgar* lebt und in *forfollar* eine an log. *forroyare* erinnernde Bildung (ob wirklich Kontamination mit *fornicare* ‚ehebrechen'??) zeigt. Eine an prov. *bürgá* (= *furicare* + * *burdicare*) erinnernde Form ist cat. *burxar* (= *furicare* + *burdiare*? oder einfach = *burdiare*) ‚stochern, schüren, hetzen' *burxa* ‚Stocheisen, Schürhaken, Ladestock'. Zu *faluppa* gehört wohl *falornia*, belegt Solitut S. 292 *(no han pas sigut falornies, aquesta vegada)*, wo Vogel ‚Flausen' übersetzt; *bilorda*, von Vogel zum erstenmal verzeichnet: ‚Reisig, aufgewirbeltes Laub', gehört zu fz. *falourde* ‚Bund Knüppelholz', über das Schuchardt Zs. f. rom. Phil. 28, 145 und Bask. u. Rom. S. 50 handelt.

3281 ficus: ein ital. *la mano* entsprechendes cat. *la figo* finde ich mehrmals bei Casellas, Sots feréstechs, im Munde eines Alten (stets kursiv gedruckt, also wohl dialektisch), so S. 18 *la figo vos fats a tuts.*

3405 fōdr: cat. *folrar* ‚füttern', wohl aus *fourrer* entlehnt: *u* = *l* wie in *malalt*, *colze.*

3622 futuere: ich habe Wörter u. Sachen 1913 einige Entstellungen und Bedeutungsverzweigungen des cat. *fotre* erwähnt: hier sei noch die *-sc-* Entstellung *foscara!* als Fluch, ferner Pous y Pagés, Per la vida S. 26 *pero no sen foscará*

de m !, S. 45 *les foscudes barjaules* (Vogel bringt nur *foscat*), S. 20 *Sí que t' han ben refoscut,* und die *-tx-* Entstellung Casellas, Sots feréstechs S. 126 *'l fotxut del rector*, S. 165 *ella 's posava la má a la boca y vinga fótxersen*, sowie *enfutismarse* neben *enfurismarse* ‚wütend werden' angefügt.

3721 gemellus: dazu die von Vogel zuerst gebuchten *agemolirse, ajomollirse* ‚sich ducken' (vgl. *dobrarse* ‚sich beugen').

3732 generatio: dazu [cat. *gernació* ‚Volkshaufe'], vgl. z. B. Ruyra l. c. 262 *una gernació immensa omplia la platja.*

3781 glattire: dazu cat. *glatir* ‚schmachten, sich sehnen', *glatit del cor* ‚Klopfen des Herzens', also mit einer Bedeutungsentwicklung, die an jene von germ. *brammon* ‚brüllen' 〉 ital. *bramare* ‚begehren' (Rom. Et. Wb. 1270) erinnert.

3831 gradus: als Parallele zu * *de-gradus* kann cat. *esglahó* ‚Stufe, Tritt' (von *esglahonar* ‚abstufen') dienen.

3842 grandis: dazu Ableit. cat. *granat* ‚angesehen, vornehm', wohl mit sekundärer Einsetzung von *grandis* in das Wort *magnatus.*

Gregorius: auf den Gregorianischen Kirchengesang scheint mir cat. *gori gori* zu weisen, das ich aus Blasco Ibañez, Cuentos valencianos S. 68 kenne: *Gori, gori, gori! — aullaba la multitud, parodiando el canto de los entierros.* Vgl. ital. *ghirigoro* ‚Schnörkel' (wohl urspr. musikalischer Natur).

3879 grōm: dazu cat. *grumeig* ‚Fischköder', *grumejar* ‚Lockspeise ins Wasser werfen'.

4052 harmskara: dazu cat. *aliscara* ‚Barfusslaufen' (Strafe für ein Vergehen an einem Ritter).

4056 * harpare: neben cat. *arpa* ‚Kralle', *arpar* ‚raffen', *arpell* ‚Schaufel, Rechen, Harke' etc. stellt sich *urpa* ‚Kralle', *urpejar* ‚zerkratzen' mit *u-* von *ungla.*

4104 hemicrania scheint im Cat. zur Bdtg. ‚Misstimmung' überzugehen, so heisst es in Solitut einmal: *la Mila s desemmigranyà tot desseguida*, ein andermal *la dona havia pres un posat de celles tot migranyos.*

4112 herda: zu afz. *hardelle* ‚Schar' kommt cat. *ardat*

'Unmenge, Masse' (oder = *hereditatem*? vgl. log. *reze* ‚Gerücht', carapid. *arrezia* ‚Gewürm' Rom. Et. Wb. 4115).

4115 hēres: cat. *hereu, hereva* ist auch die Anrede für den ältesten Sohn oder die älteste Tochter. Es beginnt jedoch allmählich schon ‚Bauernsohn, Bauerntochter' zu bedeuten, vgl. Solitut S. 107: *una altra colla d'hereuets vanitosos*. Ebenso entwickelt sich *pubilla*: ‚Mündel' > ‚Erbin', vgl. Guimerá, La filla del mar 48: *si'm ven may mes enrahonar ab tu ja, no'm farà pubilla* (der reiche Onkel). Solitut 44: *una pubilla casadora* ‚ein heiratsfähiges Mädel', S. 201 *la pubilla del castell.* Vgl. sard. *pubillu* ‚Herr', worüber Salvioni, Note di lingua sarda III—V S. 845 und zuletzt Guarnerio in RIL 1913 S. 268.

4188 horridus: dazu *anar en orri* (bei Ruyra S. 253 steht *en orris*) ‚verwahrlost sein, drunter und drüber gehen', das von *orri* ‚Käsebrett' (von *horreum*) wohl zu trennen ist. Von *en orri* abgeleitet ist *anorre(s)ar* ‚vernichten'. Gleichbedeutend mit *(anar) en orri* ist *endoyna* ‚drunter und drüber' (Etymon?) und *anar en renou* (Vogel s. v. *renou* ‚Schuss, Schössling'), von welch letzterem ein Subst. *enrenou* ‚Verwirrung' ausgegangen ist, das ich z. B. Casellas, Sots feréstechs S. 53 *van deixar l'enrenou,* S. 97 *quín enrenou* finde und das mit den Substantiven *d:matí, encontorn* zu vergleichen ist.

4314 impōnere: zu ptg. *emposta* ‚Gegenstand, der zwischen zwei anderen liegt (Berg, Wald)' kommt cat. *aumosta, ambosta* ‚soviel die hohlen Hände fassen können'.

4372 index ‚Anzeiger': dazu cat. *enze, enza* ‚Lockvogel, Gimpel'?

4574 * jangulare: dazu das von Vogel zuerst gebuchte *xangla* ‚Hallo, Spass'. Hieher wohl auch span. *jangada*, dummer Einfall, toller Streich'.

4580 jehan: zu it. *aggecchirsi* ‚sich demütigen' füge man auch die veraltete Bedeutung ‚demütigen' des cat. Wortes, ferner aber die Bedeutung ‚weiden', die Solitut S. 213 zu belegen ist *(un atre pastor que havia gequit mes avay):* von ‚lassen' zu ‚weiden lassen' ist wohl nicht allzu weit.

4684a katogeion: aus dem Ital. ist wohl entlehnt cat.

catau ‚geheimes Merkmal, Versteck, Schlupfwinkel, Unterschlupf' (Vogel).

4806/7 labes, labina: cat. *allau* ‚Lawine' zeigt selbständige Entwicklung des lt. *labes* von ‚Erdsturz' 〉 ‚Schneelawine', so dass wenigstens vom semantischen Standpunkt aus keine Notwendigkeit vorliegt, das Einwirken eines vorromanischen * *labenca* ‚Lawine' auf fz. *avalanche* anzunehmen — es wäre denn, dass man Rückbildung von *allau* aus einem * *labenca* annehmen wollte, das aber im Catal. m. W. nicht vorkommt. *allau* zeigt, dass die *a-* Prothese später ist als die Entwicklung von lat. *l-* im Anlaut 〉 cat. *ll-*. Hieher auch cat. *esllavissar-se* ‚abrutschen, zusammenbrechen'.

4975 * lemurius: dazu ptg. *lamuria*, ‚Klagelied des blinden Bettlers'.

5008 lex: bemerkenswert, dass cat. *lley* im negativen Satz (wie prov. *ges de*) zur Bdtg. ‚kein' kommt: Cayres vius S. 146 *no'm tens lley de estimació*, 148 *no me tenieg lley de voluntat.*

5014 libertare: ein *libertus* ‚frei' scheint sich in cat. *llibert* gehalten zu haben: Pous y Pagés, Revolta S. 157 *aquella intensa joia de sentirse llibert.*

5017 licēre: zu den von Tallgren, Neuphil. Mitteil. 1912 S. 23 f. erwähnten cat. Wörtern füge man noch das von Vogel zuerst gebuchte *enllehirse* ‚sich langweilen', z. B. Ruyra S. 237 *no t'hi enllehirás gayre;* in der Bedeutung ‚schwach werden' wohl S. 242: *la Santa Rita, pujant, baixant, reblinconant, perdia ses forses, s'enllehia al espectorarse.*

5024 ligare: dazu wohl cat. *llegany* ‚am Berge hangende Wolke, Wolkenstreif', *lleganya* ‚Augenbutter', *lleganyós* ‚triefäugig'.

5102 loeken: dazu cat. *llucar* ‚lugen, spähen, sehen, blicken', *llucat* ‚mit Sprossen (= ‚Augen') besetzt', *lluc* ‚Spross, Schössling, sicherer Blick, Schlauheit', *(a)lluquet* ‚Schwefelholz' (Solitut S. 213 in der Bedeutung ‚Kohlstrunk', S. 77 in der Bdtg. ‚Tölpel', vgl. *badar los ulls* ‚die Augen aufsperren' —

badoc, *badaluc* ‚Tölpel', deren letztes auf *lluch* eingewirkt haben kann), *rellucar* ‚auslugen nach etw.', *entrellucar* (*el misteri*, Solitut S. 303). Vgl. Neuphil. Mitt. 1912 S. 217 Nr 5102.

5126 lorīca: cat. *deslloriga dor* ‚Gelenk, Kniff', *desllorigar* ‚verrenken', Ruyra, l. c. s. 248 *quin deslloriga ment de totes les coses.* Ob [ ]?

5132 lūbricare: rum. *lunecà* ‚gleiten' wird wohl sein unregelmässiges *n* von *lenis* > rum. *lin* haben: darauf weist cat. *allenegar* ‚gleiten, rutschen', das direkt = * *lenicare* ist.

5162 luminare: neben volkstüml. cat. *llumener(a)* ‚Armleuchter' kann man das aus gelehrtem *luminaria* entstellte *alimaria* ‚Feuer mit Rauch, Beleuchtung, Illumination, Feuerzeichen' stellen.

5163 luna: zu lyon. *benalünó* und den von Kluge s. v. *Laune* angeführten romanischen Wörtern passt cat. *lluna* ‚Laune' bei Vilanova, Quadros populars S. 35 *Vági al diastre vosté y ella; de bona lluna 'm troba per escoltar ximpleses*, ferner das von Vogel erwähnte *tallat de bona (mala) lluna* ‚von Holz, das sich gut od. schlecht hält (auch fig.)'.

5187 lutria ‚Fischotter': dazu wohl cat. *llodrigó* ‚Kaninchen', *llodriguera* ‚Kaninchenbau'.

5203 macerare: cat. *maurar* ‚kneten, s. Tallgren Neuphil. Mitt. 1911 S. 160 s. v. *amicitas*.

5212 macula: dazu cat. *maula* f. ‚Betrug, Kniff, Schwindel', m. ‚Schwindler, Bauernfänger', *mauler* ‚Trödler, Schwindler', *mauleria* ‚Trödelkram, Schwindelei', *mauló* ‚Duckmäuser'.

5271 maltha: vielleicht gehört dazu cat. *maldrigar* ‚zerknittern, knutschen, quetschen'; die Nebenform *paltrigar* ‚zertreten, zerkrumen' mag von *palpar*, *palpotejar* etc. stammen. Ob *mahó* ‚Doppelziegel' nicht von * makionare = cat. * *mahonar* zurückgebildet ist, also zu 5208 gehört, während cat. *massonar*, *massó* ‚Freimaurer(!)' die gelehrte Entsprechung wäre?

5273 malus: wie span. *humilde* von *humildad* ist *maldament* ‚vergebens', *maldar* ‚zanken, streiten, sich plagen' gebildet. Zu *malus* noch *malesa* ‚Dickicht, Gestrüpp'.

maniacus: dazu cat. *manyac* ‚zahm, sanft, schmeichlerisch' (vgl. lat. *mansuetus*), auch als Substantiv. Solitut 125: *positures equivoques*, *manyages traydorotes*, *esllanguiments fingits*.

5362 maritimus: dazu cat. *marmanyer*, *-a* ‚Kleinkrämer, Grünhökerin' (*sm* > *im*); vgl. fz. *maraîcher* von *mariscus* (Rom. Et. Wb. 5360).

5441 mauwe: wie verhält sich cat. *meuca* ‚Möwe', 'Dirne' zu fz. *mouette*?

5458 medicina: cat. *metzina* bedeutet ‚Gift', *metzinós* ‚giftig' (Solitut S. 231: *aserenat d'idees metzinoses*): vgl. fz. *poison* ‚Gift'. Der *metziner* ist ein ‚Giftmischer, Hexenmeister'. — Auf die Tätigkeit solcher Hexenmeister scheint auch cat. *appellar* ‚(Wunden) heilen' (<»besprechen») hinzuweisen, das ich Casellas, Sots feréstechs S. 279 finde: *els ogravis y las befas . . . en comptes d'apellarli las feridas vellas, encara las hi enverinavan més*, bei Vogel finde ich nur *apellarse* ‚verheilen'.

5534 merula: dazu cat. *mirlat* ‚aufgeblasen, eingebildet', *mirlarse* ‚sich aufspielen'.

5565 migrare: cat. *migrarse* heisst ‚verkümmern, sich unbehaglich fühlen', *migrat de cor* ‚engherzig', *migrament* ‚Kummer'; vielleicht hat *migranya* ‚Misstimmung' eingewirkt, vielleicht haben wir bloss an die Auffassung der Wanderung als «Elend» zu denken.

5594 minus: ein Gegenstück zu avicent., apad. *almasco* mit *a* von *manco* ‚weniger' bietet cat. *almencos* ‚wenigstens' = *al menos* + *manc* ‚weniger' (letzteres bei Vogel), das ich bei Ruyra, l. c. S. 242, 282, 285 finde, bemerkenswerterweise immer in direkter Rede, während sonst der Autor *menys* gebraucht. *Al mancos* finde ich bei Lluis Via, Fent camí S. 20, aber wieder nur in direkter Rede.

5649 mollis: cat. *moll* heisst, obwohl Vogel dies nicht verzeichnet, auch ‚feucht' (vgl. *lentus* ‚biegsam' > span. *liento*, log. *lentu* ‚feucht'): Solitut S. 290: *tot moll y ple de fanch*, S. 291 *les lloses eren molles.* Mit fz. *molaine*

'Königskerze, Wollkraut' ist cat. *blenera* 'dass.' zusammenzustellen. Da letzteres Wort auch 'Dille einer Lampe' bedeutet und Rolland, Flore pop. VIII 150 über Verwendung der Verbascus-Arten als Docht spricht, so wird nun auch cat. *blè* 'Docht' klar. Vom dicken Wollfilz, der Blätter und Stengel der Königskerze bedeckt, aus verstehen wir cat. *esblenar* 'zerzausen, verwirren' sowie span. *melena* 'Haarschopf, Mähne'.

5750 mundwald: dazu cat. *gomboldar* 'behüten' (vgl. Ruyra, l. c. S. 276 *vaja, té, ja estás gomboldada*).

5877 neglectus: dazu cat. *neguit* 'Unbehagen, Ungeduld, Unruhe, ungeduldiges Verlangen' (letztere Bedeutungsentwicklung erinnert etwas an *ignorare* > cat. *anyorar* 'begehren', das den Satz *ignoti nulla cupido* wenigstens sprachlich Lügen straft), *neguitejarse* 'sich vor Ungeduld verzehren, sich härmen', *neguitós* 'voller Unbehagen'.

6069 opācus: cat. *ubaga* 'Dickicht' ist ein von Vogel unerwähntes Substantiv, das ich aus Casellas l. c. S. 48 *davant per davant se li alçavan las foscas ubagas,* S. 51 *enfonzantse a las ubagas de cân Prat, per entre las tenebros del Bosch Negre,* Bertrana l. c. S. 109 *el païs assoleiat, de fresques ubagues y prats hermosos* kenne.

oremus: Vogel bucht nicht die Wendung *perder l'oremus* 'den Verstand, die Orientierung verlieren' (so Ruyra S. 258) ebensowenig *en un sentiamen* 'in einem Nu'.

6112 * osmāre: zu aspan. *osmar*, ptg. *usmar* kommt cat. *ensumar* (Cayres vius S. 149) 'beriechen, beschnuppern, wittern, (auf)schnupfen'.

6136 pacificare: zu span. *apaciguar* kommt cat. *apaybagar* (*-i-* statt *-u-* aus *-c-* wie in *espay* = *spatium*). Gleichbedeutendes *apaysanar* stammt von *pays* = *pagensis*.

6238 * pariare: von béarn. *pairas* 'sich enthalten' aus versteht man cat. *payrarse* 'sich drücken' (Vogel).

parturire: cat. *parterir* 'vor Not vergehen.' Solitut S. 240 *fan parterir les pobres bestis de fam o d'enfits*, wo Vogel 'zu früh gebären' wohl unrichtig übersetzt.

Die folgenden Wörter seien, da die entsprechenden Lieferungen des Rom. Et. Wb. mir noch nicht vorliegen, einfach alphabetisch angeführt:

periculum: cat. *perillar* hat die Bedeutung von fz. *risquer* ‚fast . . . etwas tun', z. B. Solitut S. 219: *de la creu estant, perilla descobrirse mitj realme* ‚kann man das halbe Land überblicken' (Vogel), *perilla* also = ‚kann man fast', S. 333 *en Mat as jugava y no hi havia perill de que pujés* ‚es war nicht zu erwarten' (Vogel), wo wir deutsch auch sagen ‚es war keine Gefahr, dass', ohne dass von einer Gefahr wirklich die Rede ist,: S. 231 *vay perillar de perdre la serva*[1]) S. 251 *tornarem amunt si vos plau, si no perillaria que ns hi vinguessin a cercar* enthalten noch etwas mehr vom Gedanken der Gefahr.

pomum: man beachte die Bdtg. ‚Blumenstrauss, Zweig mit Früchten, Dolde, Büschel' des cat. *pom*, die sich zu der von ‚Baum' (rum. *pom*) stellt. *Com un pom d'or* ‚blitzsauber' heisst urspr. wie ein ‚Knauf von Gold', gleichbedeutendes *com vn pom de flors* urspr. ‚wie ein Strauss'.

pondus: dazu cat. *á pons* ‚beschwerlich', *póndol* ‚Last, Beschwerde' (Vogel).

postis: cat. *post* bedeutet auch ‚Kasten', vgl. engl. *board* ‚Brett' > ‚Kasten' (bes. *cupboard*). *La post del pit* finde ich bei Catalá, Cayres vius 168 für ‚Brustkasten'.

pugnare: zu dem bei Körting nicht verzeichneten prov. *ponhar* ‚tâcher, s'efforcer' gehört cat. *ponya* ‚Pflicht', das Vogel zum erstenmale bucht. In materieller Bdtg. *repunyar* ‚sich balgen', *repunya* ‚Balgerei' (Vogel).

quadrum: dazu wohl cat. *desgayre* ‚Schlampigkeit', *de gayrell* ‚schief', *de gayró* ‚dass.' (Casellas l. c. S. 257). Das gleichbedeutende *à l'esgayada* gehört wohl zu *gaya* ‚Hemdzwickel', *gayar* ‚bunt streifen'.

---

[1]) Dieses auch S. 151, 231 (in diesem Fall *perdre la serva* ‚Schwindel bekommen') von Vogel nicht verzeichnete Wert bedeutet etwas wie ‚Haltung, Ruhe'.

radentem oder **haerentem**: die von Tallgren, Neuphil. Mitt. 1912, S. 30 angeführten Wörter sind jedesfalls von Einfluss auf das Suffix von *á les palpentes* ‚im Dunkeln tappend', *vistent* ‚sichtbar', *esquitllent* ‚glitscherig' (*d'esquitllentes* Cayres vius S. 170), *de rellisquentas* (Casellas, Sots feréstechs S. 161) gewesen.

raditare mag in cat. *rautar* ‚schaben' (Vogel) vorliegen, in Solitut S. 319 übersetzt Vogel *rautar com una bestiola* ‚grunzen', also vielleicht Ableitung von * *ragire* (afz. *raire*, rum. *ragí*), wenn nicht übertragen von *rautar* ‚schaben'.

ramus hat wie im Altprov. (vgl. Stroński, Ausg. von Elias de Barjols, S. 105) auch im Catal. die Bedeutung ‚Stand, Art', (sonst *bras* ‚Stand'): Cayres vius S. 68 *fa pel ram meu. Un ram de bojeria* ‚ein Anflug von Narrheit', vgl. deutsch *er hat einen Span.*

renegare: cat. *renec* ‚Fluch' ist einheimisch. *xarnec* ‚Mischling von Catalane und Franzose' (Vogel) ist selber ein Bastardwort: fz. *jarnmidieu* + cat. *renec*. Das Verbum *xarnegar* in der Bdtg. ‚fluchen' findet sich Ruyra l. c. S. 229 *si 'l sentissiu com* ***xarnega*** *pe's fogons! Maleheix de cel y terra.* — Von *remalehir* fluchen stammt offenbar *reira* (auch *re-ira*, *rehira* geschrieben), das häufige *vatúa*, *batúa* von *batre*: beide nebeneinander Ruyra l. c. S. 228: *vatúa 's vell reconsumit, mal cranch se 'l menju reira.* In Solitut S. 241 *rebte com una rehira* ‚verflucht jähe' (Vogel).

* **rotulitare**: darauf (oder auf * *revolvitare* mit hiatustilgendem *d*?) scheint zurückzugehen ein cat. *redoltar* ‚umgeben', das ich bei Pin y Soler, Jaume finde: S. 81 *la jovenella que 'l redoltava*, S. 179 *la sombra dels esfullats arbres que 'ls redoltavan*, S. 332 *la gran artista vivint redoltada d'aduladors*, S. 390 *queixantse de quants la redoltavan*.

siccus: cat. *en sec* heisst ‚sofort', was von *pagar en sec* ‚bar, in klingender [trocken aufschlagender] Münze (vgl. afz. *payer sec*) ausgehen wird (daneben sagt man *pagar bitllo-bitllo*, so Solitut S. 306, wo Vogel übersetzt ‚blank auf den Tisch zahlen', vgl. neuprov. *pagá tintin*). Da *pagar en sec* zugleich

ein Begleichen dessen, was man schuldig ist, bedeutet, so gelangt *sec* zur Bdtg. ‚gebührend': Cayres vius S. 36 *li* [den Toten] *farém honres seques,* S. 281 *els herauts fan saber que 'l molt alt y poderós Virrey d'aquelles terres ha fet justicia seca en nom del rey*, Pous Pagés, Revolta S. 102 *un bon rei que sapiga fer justicia seca, que dongui a cadascú lo que 's mereixi,* S. 101 *La llei sempre es la llei, per dolenta que sigui. Y an el que gosa piular, garrotada seca.* Man kann auch von ‚trocken' (z. B. Brot, ohne irgend etwas dazu, in Deutschland liest man oft »Preis des trockenen Couverts»; ebenso span.: De Pereda, Tipos trashumantes S. 88 [ich soll Fisch essen] *En seco? — De ningun modo. Entónces, clarete*) 〉 ‚*nur* das Notwendige, Gebührende' 〉 ‚das Gebührende' ausgehen. So kommen wir zu ital. *balenare a secco* ‚Wetterleuchten' (= Blitz ohne Donner), zu span. *á secas* ‚ohne weiteres': De Pereda S. 9 *ni siquiera tiene un título nobiliario . . . llamándose á secas el señor de Cascajares.* Deutsch ‚trocken' könnten wir anwenden in einem Fall wie Jaume 28 *quan li parlava sempre responia »sí senyor», may »sí» tot sech.* Im Spanischen (Blasco Ibañez, La Barraca S. 136) *y aqui paró en seco* ‚unverhofft' ‚ohne Veranlassung' (Tollhausen) scheint vom Auflaufen der Schiffe ‚auf dem Trockenen' hergenommen zu sein, im Catal. kann man von ‚unverhofft' ‚plötzlich' auch zu ‚sofort' kommen.

skafjan: mit prov. *escafit* vergleicht sich das von Vogel zuerst gebuchte cat. *esquifit* ‚winzig, kärglich'.

solus: bemerkenswert das Adverb *solsament* (Catalá, Cayres vius S. 170, Lluís Via, l. c. S. 132 etc.) = *sols* + *solament.*

suber: davon cat. *surar*, *anar a l'ensurada*, ‚schwimmen, nicht untergehen, schweben, Oberwasser behalten, oben bleiben, Glück haben, gedeihen', eine frappante Parallele zu ital. *galleggiare, stare a galla come il sughero,* das Schuchardt, Zeitschr. f. rom. Phil. 29, 329 erwähnt.

supinus: der Latinismus *supí* hat die Bedeutung ‚krass'

(Vogel):, Ruyra l. c. S. 269 *una indiferencia supina* zeigt den Übergang: ‚rückgelehnt' > ‚ungeniert sich zeigend' > ‚krass'.

supplex: *ex-supplicare* gibt cat. *aixoplugar*, *aixaplegar* ‚Schutz gewähren'.

terraetuber: cat. *drópoles* ‚Trüffel', aber *tófona* ‚Trüffel', *trumfe* ‚Kartoffel'. Dass die Darstellung eines menschlichen Gesichts durch die Kartoffel auch in Catalonien bekannt ist, zeigt die folgende Stelle aus Per la vida S. 38 *un d'aquests ninots que fan la canalla amb un troç de carbaço, quatre carmuces y per testa una trumfa* (sic!). Ist cat. *drope, dropo* ‚Lümmel, Lump' = deutsch *Tropf*?

tignum: dazu das von Vogel zuerst erwähnte *teny* ‚Zweig'.

germ. titta: cat. *dida* ‚Amme' sowie sard. *dida* könnte man an ein spätlat., griech. τίτθη wiedergebendes *dida*, das Löfstedt, Spätlat. Studien S. 74 Anm. belegt, anknüpfen, wenn nicht Urschöpfung wahrscheinlicher wäre.

tondere: dieses Verb erscheint mit germ. *skeran* contaminiert in cat. *tosquirar* (dies auch ptg., vgl. die abweichende Deutung von ptg. *trosquiar* in Gonçalvez Viana's Apostilas), *toriscar* und *tonrar* ‚scheren': das einfache *skeran* liegt vor in span. cat. *esquilar* ‚scheren', wie Körting, allerdings nur unter anderem, vermutet. Cat. *esquerrar* ‚verstümmeln, irren' gehört zu prov. *esguirar* ‚déchirer' (ein prov. *esquerar* leugnet Levy). Von *tos* ‚Schädel' aus geht *tossut* ‚starrsinnig' (vgl. it. *cocciuto* ‚starrsinnig' zu *coccio* ‚Scherbe (> * Kopf)'.

germ. tumb: zu den von Thomas, Rom. 1913, S. 396 erwähnten *eintemoni* (Val d'Illiez), *étèmoêni* (Vionnaz) möchte ich gesellen cat. *entemenir* ‚einschüchtern', das ich Jaume S. 178 finde: *Què havia de parlar! aquella mirada del Jaume . . . l'havia entemonit.* Dissimilation *o-o* > *e-o* wie in *enterbolir*.

tumba: dem griech. τύμβη in jüngerer Zeit entlehnt ist wohl cat. *timba* ‚Abgrund, Abhang', *estimbar* ‚abstürzen', *estimball* ‚Abhang, Absturz, Flucht'; *tombar* hat im Cat. allein die Bedeutung von span. *volver,* ital. *tornar* ‚wenden', nicht die von ‚fallen', daher *tom* ‚Drehung, Änderung, Miene, Mal' (vgl.

it. *volta*), das nicht zu *tomar* ‚nehmen' gehört (afz. *tombèr* entspricht cat. *tombarellejar* ‚einen Purzelbaum schlagen').

tunica: dazu wohl span. *tonga* ‚Überzug, Überwurf, Hülle, Schicht, Lage (von Fässern auf dem Schiff)' *tongada* ‚Lage, Schicht', cat. *tongada* ‚Reihe'.

vacivus: dazu *bassiva* ‚räudiges Schaf'. Vgl. béarn. *bassibes* ‚ein- bis zweijährige Lämmer' (Schuchardt, Bask. u. Rom. S. 52).

deutsch Wamme: zu den von Thomas, Rom. XXIV, 121 hiezu gestellten prov. Wörtern (zu denen ein aprov. *gamat* 'mit Faülnis behaftet' bei Levy kommt) gesellt sich nun auch ein von Vogel zuerst gebuchtes cat. *gam* ‚Seuche', *gamarse* krank werden'.

viaticum: wie in anderen romanischen Sprachen findet sich auch cat. *viatje* in der Bdtg. ‚Mal': Jaume S. 226 *l'altre viatje ja li havia respost molt clar que may seria sa muller.*

volvere: dazu wohl von Vogel nicht gebuchtes cat. *volva* ‚Gestalt' (Solitut S. 189, Cayres vius S. 42), *volveta* id. (Ruyra l. c. 237). Dazu wohl auch *vol* ‚Umfang' (Solitut S. 87), *revol* ‚Umgebung' (ebda S. 85), die von gleichbedeutendem *volt* (= * *voltum*) wohl zu unterscheiden sind. [1]

Leo Spitzer.

Miszellen.

I.

Zu Guilhem de Cabestanh's Gedicht *Anc mais n'om fo semblan.*

(Neuphilologische Mitteilungen 1913 S. 73 ff.)

Ich erlaube mir einige Bemerkungen zu Långfors' Lesung und Interpretation hinzuzufügen.

V. 30—33: *Mas vist ai c'ab joy gran / Trop ris non an sabor / E mans sospirs que fan / Defeiner gran parvensa.* Långfors bemerkt dazu: »*defeiner* ne se trouve pas dans les

---

[1] [Les notes étymologiques qui précèdent donnent lieu à quelques observations, qui seront incorporées dans la série IVe de mes *Glanures.*

Oiva Joh. Tallgren.]

dictionnaires et est inintelligible». Ich glaube, man hat *de feiner* abzuteilen und nach *ai vist* eine asymmetrische Konstruktion anzunehmen: einerseits ‚ich habe gesehen, dass allzu viel Lachen nicht zu grosser Freude passt', anderseits ‚ich habe manche Seufzer gesehen, die gar sehr den Eindruck des Lügens (Heuchelns) machen.'

V. 38 und 39: warum *a·l*, während 22 *del* geschrieben wird?

Weniger kategorisch möchte ich folgende Korrekturmöglichkeiten äussern:

V. 23—24: *Amics qe si camjan E va sa captenensa.* Långfors übersetzt ‚un amoureux qui change ainsi sa conduite'. Dabei ist mir aber unklar, wie das *e* gefasst ist: wenn es = *inde* sein soll, wird nicht recht deutlich, worauf es sich bezieht: ich denke, das Ursprüngliche war: *amics qe va camjan E va sa captenensa*, wobei *e va* = *in vanum* war: ‚[nicht darf über Liebe sprechen] ein Liebender, der sein Benehmen um nichts und wieder nichts (‚ohne Grund' vgl. ‚pour rien' Levy) ändert, [viele sprechen von der Liebe, ohne von ihr etwas zu verstehen]', es würde also ein ‚falscher Liebender' mit dem Relativsatz bezeichnet. Die beiden *va* nacheinander (das erste = *vadit*, das zweite = *vanum*) störten die späteren Copisten, sodass H und V ein *si* vor *camjan* einführten, das wohl einen Bezug auf das widerspruchsvolle Benehmen des Dichters, wie es in der vorhergehenden Strophe geschildert ist, herstellte, D *qe va camjan* **Soven** *sa captenensa,* V *Amics que si camjan Ne vai sa captenensa* liest.

V. 44—45: *Sens o que no m'en te Nuilla res mas temenza.* Långfors bemerkt: »Que signifie *Sens o que*? Faudrait il corriger *Ben so que (so = sai)?*» Da eine derartige Verbalform wohl unwahrscheinlich ist, so sei die Lesung *Sen so que no m'en te* vorgeschlagen: ‚ich fühle das, dass nichts mich davon zurückhält (sc. es zu verlangen?) als die Furcht'.

Als Parallele zu dem *leis*, das Långfors mit Recht auf *Amors* u n d die Dame bezieht, kann man das Lied I des Uc de St. Circ (Ausgabe Jeanroy-Salverda de Grave) anführen,

in dem wiederholt *Amors* oder die Dame als Subjekt des Satzes gedacht werden kann (vgl. meine Besprechung dieser Ausgabe in Ztschr. f. fz. Spr. 1913, Heft 2/4 S. 11).

Leo Spitzer.

II.

A propos d'une poésie anc. prov. rééditée par M. Långfors,

dans le numéro précédent de cette revue. [1]

Avec les seules pages de M. Långfors sous les yeux je me demande aujourd'hui si l'interprétation acceptée par mon ami sera la seule possible pour les passages difficiles que la poésie nous offre; et, si je donne la publicité à une série d'idées peu approfondies et différant des explications de l'éditeur, c'est pour lui offrir, faute de mieux, une petite preuve de l'intérêt que son travail provençal m'inspire.

M. Långfors trouve (note à I 3) qu'étant donné le mauvais état du texte, on ne voit pas bien comment les différentes parties de la chanson se lient entre elles. Je voudrais y lire la série d'idées que voici: Couplet I: 'Auparavant, je m'amusais, je chantais; aujourd'hui, je suis amoureux'. Coupl. II: 'Mon état actuel est plein de contradictions; mais c'est la volonté d'Amour qui s'accomplit'. Coupl. III: 'Il y a des soi-disant amoureux, des galants peu constants; eux ne doivent pas plaindre leur peine, eux ne savent pas ce que c'est que d'être amoureux'. Coupl. IV: 'Un certain degré de crainte,

---

[1] [Je publie ici telles quelles deux ou trois notes qui, prises sur le texte de M. Långfors le jour même de la distribution du numéro en question, avaient été rédigées peu de temps après On peut voir que les observations de M. Spitzer (voir plus haut) coïncident en plus d'un point avec les miennes, ce qui semble prêter à ces points communs un certain degré de solidité. C'est après avoir lu le manuscrit de M. Spitzer que j'ai ajouté quelques notes additionnelles entre crochets, au bas des pages].

il est vrai que l'Amour l'inspire à tout le monde. C'est la gaîté grande, ce sont les soupirs qu'il ne faut pas toujours prendre pour un indice du vrai amour. Moi, Amour me garde de l'hypocrisie'. Coupl. V: 'Dame, vous avez le meilleur des amants. Par votre grande courtoisie, mandez-moi donc ce qui vous plaira; sans quoi il n'y a que la crainte qui puisse me retenir'. — Le coupl. VI n'offre aucune difficulté.

A part le commencement de IV (vers 28, 29), qui est décidément un peu compliqué comme contexte, la chanson me paraît ainsi avoir une certaine idée fondamentale bien développée.

Pour le passage III 23, M. Långfors accepte telle quelle la leçon de *HW*, pour III 24, celle de *H*, obtenant ainsi les deux vers

Amics qe si camjan
E va sa captenensa.

Il traduit ce texte: 'Un amoureux qui change ainsi sa conduite'. Ce «ainsi» me paraît peu clair ou plutôt incompréhensible au point de vue du contexte; et, ce qui est plus décisif, la traduction ne tient pas compte du mot *e*. Avec les réserves nécessaires, je voudrais proposer de lire d'après *D*: *Amics qe ua camjan Soven sa captenensa*, 'un amoureux qui change souvent sa conduite'. *Ua camjan* à côté de *soven* ne constitue peut-être pas une tautologie. La leçon *D* admise ici est-elle la seule possible, la plus vraisemblable? Je ne vois du moins pas la nécessité de la rejeter en faveur des autres leçons données. On peut songer à *s e s captenensa*, qui paraît paléographiquement admissible et qui pourrait avoir été dit pour 'sans contenance', ce qui permettrait de laisser intacts les mots *e va* préférés par l'éditeur. Mais cette conjecture en entraînerait d'autres: on aboutirait, par ex., à quelque chose comme *Amics q'e s si camjan E va s e s captenensa* — texte qui présupposerait l'existence d'un *camjar* neutre, que le *Petit dictionnaire* de Levy ne connaît pas; du reste, on serait toujours en présence d'un *si*. J'aimerais mieux lire, en fin de compte, *Amics qe·s va camjan E va* [ou, pour *e va,*

plutôt *soven*] *ses captenensa.*[1] — IV 33, M. Långfors se demande ce que c'est que le mot ms. *defeiner*, qu'il s'abstient d'interpréter dans sa traduction. Je voudrais lire *de feinen* ou bien, tout bonnement, *de feiner*. Je m'explique peut-être si je dis que la traduction exacte de IV 32, 33 pourrait être celle ci: 'et que maints soupirs font voir clairement [font v. cl.: *fan gran parvenza de*] l'affectation [*feiner*]', 'et que maints soupirs ne se ressentent que trop de l'affectation'. Je traduis là, comme on le voit, conformément au ms.: *de feiner*. Je ne sais pas s'il y aura quelqu'un qui préfère lire *de feinen* et traduire 'd'un hypocrite'. — V 39: Ne vaut-il pas mieux *Et a aicel que m. b.*? — Certes, V 44 est embarrassant. Il n'est peut être pas permis d'admettre que le ms. unique reflète, sous la leçon *Sens o que no m'en te Nuilla res*, un vers facile à lire comme contexte, mais paléographiquement discutable comme celui-ci: *Senes o no m'en te N. r.*, 'sans cela rien ne m'en retient [excepté la crainte]'? *Senes o* peut, je pense, avoir eu la forme *Senes oc*; or, un *-c*, copié à la dictée, aurait bien été capable de donner naissance à un *que* adventice.[2]

Oiva Joh. Tallgren.

[1] [L'ingénieuse leçon admise par M. Spitzer: *amics qe va camjan E va sa captenensa* est, certes, également facile au point de vue paléographique. S'il y a quelque chose à y objecter, c'est que, si je ne me trompe, ce *e va* IN VANUM fait des difficultés au point de vue du sens. M. Spitzer interprète: «'[nicht darf über Liebe sprechen] ein Liebender, der sein Benehmen um nichts und wieder nichts (ohne Grund, vgl. 'pour rien' Levy) ändert, [viele sprechen von der Liebe, ohne von ihr etwas zu verstehen]'; es würde also ein 'falscher Liebender' mit dem Relativsatz bezeichnet». Des deux exemples de *en va(n)* que l'on trouve chez Rainouard, l'un signifie 'en vain' = 'inutilement'. Rencontré dans l'Abr. de l'A. et du N. Testam., l'autre exemple, que voici, offre un peu plus d'analogie avec la conjecture: *non penras lo nom de Dieu en van.* Encore y a-t il une certaine différence parfaitement sensible entre ce «en vain» du style biblique et l'*en va* nettement causal que nous aurions dans *va camjan en va sa captenensa.* Etant donné toutefois le 'pour rien' de Levy, il est impossible de rien dire de sûr. — Ma conjecture *qe's va* serait destinée à tenir compte, dans une certaine mesure, de la paléographie des deux variantes *qe va* et *qe si*].

[2] [L'explication de M. Spitzer serait peut-être également plausible].

III.

Zu Guilhem de Cabestanh, 213,2, und Ozil de Cadars, 314,1.[1]

In 213,2 möchte ich vorschlagen, das Semikolon statt v. 13 hinter *engan* v. 14 zu setzen: «Indem ich oft mich beklage . . ., begehe ich keinen Trug». — Z. 24 ist *E* wol Druckfehler.[2] — 25 *dese* auch hier: «sogleich (ohne abzuwarten was später kommt)». — 33 Weshalb nicht: . . . *vist ai* . . . *mans sospirs que fan De feinher gran parvenza* = *fan parvenza de feinher*? — 44-5 kann ich mit dem Vorhergehenden in keiner Weise vereinigen. Ob nicht etwa das Ende der 5. und der Anfang einer 6. Strophe weggefallen sind?

314,1 — V. 4. Gehört *per figura* vielleicht zu *digua*? *Vos amador que amatz* ist dann freilich nicht ohne Bedenken, aber doch wol möglich als «Ihr Liebhaber, die Ihr wirklich liebt.» — V. 28 würde ich Komma hinter *aujatz* setzen: «Nun höret, Ihr Fröhlichen.» — V. 38 *torn cominals* «er werde allgemein, d. h. er trenne sich doch von der Einzelnen, und *dompney per tot.*» Und diesen Gedanken spricht doch wohl auch V. 53 aus: *Mais te valgron totas.* Der Dichter nimmt es im ganzen Gedicht mit der Liebe nicht ernst. Da er bei seiner einen Geliebten kein Glück hat, wird er jetzt sich an andere oder an die Damen insgesammt halten.

C. Appel.

[[1] L'éminent provençaliste de Breslau, M. C. Appel, a bien voulu m'autoriser à imprimer ici quelques précieuses remarques qu'il m'avait communiquées par lettre. La première partie de ces remarques se rapporte à la chanson de Guilhem de Cabestanh, publiée ci-dessus, p. 73, la seconde à l'unique chanson du troubadour Ozil de Cadars, publiée dans les *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, ser. B, tom. VII, n⁰ 5. — *A. Långfors.*]

[[2] C'est bien la leçon du ms. *H*, que j'ai eu tort d'adopter.]

Besprechungen.

Kr. Sanfeld Jensen, Sprogvidenskaben. En kortfatted Fremstilling af dens Metoder og Resultater. Kjobenhavn & Kristiania, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag, 1913. 271 p. in-8°.

Cet ouvrage est destiné à servir d'introduction aux études de linguistique générale, ainsi qu'à fournir au grand public intéressé un moyen commode de s'initier aux résultats actuels de la linguistique. L'auteur a pleinement réussi dans son double dessein: son livre contient tout ce qu'il y a d'essentiel à savoir pour les linguistes débutants, et, comme il est écrit dans un style clair et précis, je suppose que le public lettré danois(-norvégien) le lira avec plaisir et — profit. Il est seulement regrettable que le fait que l'auteur donne constamment des «exemples» danois, même dialectaux, soit de nature à rebuter des lecteurs étrangers qui comprennent le danois, mais qui ne sauraient s'intéresser à cette langue en tant que domaine linguistique. Une traduction en une des grandes langues européennes, adaptée aux besoins du public international, reste donc un *desideratum* vivement senti.

Voici la composition de l'ouvrage: après une *Introduction* de quelques pages (chap. I), l'auteur nous donne un long aperçu (chap. II) sur *la vie et l'évolution du langage,* avec les subdivisions: A. Changements dans des mots isolés (1. Formations analogiques. — 2. Changements phonétiques. — 3. Changements sémantiques); B. Changements dans le lexique; C. Changements dans le groupement des mots; D. Influence d'autres langues; E. Les changements du langage en général. Le chap. III est consacré aux *dialectes.* Dans le chap. IV il s'agit de *la parenté des langues* et de *leur classement.* Enfin, le chap. V traite des *rapports de la linguistique avec les autres sciences* (son importance pour l'histoire de la civilisation en général). Dans un *Appendice* l'auteur donne le commencement de la parabole de l'*Enfant prodigue* en 34 langues européennes (mortes et vivantes).

M. Sandfeld Jensen n'a voulu donner qu'un résumé des résultats acquis par la linguistique jusqu'à nos jours; mais il l'a fait d'une façon si personnelle et avec tant de jugement dans l'exposition des faits que son ouvrage a une réelle valeur en soi. Pour la commodité des lecteurs on aurait souhaité, à la fin du volume, une table détaillée des matières et un index des mots traités.

En fait d'erreurs, je n'ai, pour ma part, que des vétilles à signaler. P. 24, l. 23: lisez *parol* au lieu de *parole.* — P. 32, l. 1—2: Dans *jadis, tandis* je préfère voir des pluriels de *di* «jour». — P. 49, l. 10—14: En suédois, l'*r* a normalement disparu dans *bort* etc. après avoir changé la dentale suivante en supradentale; cf. Lyttkens-Wulff, *Metodiska ljudövningar,* 2[e] éd. (1912), § 48, 3), p. 46. J'ajoute que, dans le suédois finlandais, où l'*r* se prononce toujours, la dentale qui suit n'a pas été modifiée. — P. 52, l. 6: Les formes normales de f l e b i l e m étaient en a. fr. *fleible, floible.* — P. 152, l. 4: L'adj. *mjuka* n'est qu'une abréviation de *ödmjuka,* due à la prononciation négligée des formules de salutation. — P. 269: Fautes d'impression dans le texte finnois: *jokoi,* lire *jakoi*; *koikki,* lire *kaikki*; diviser *nuo-rempi.* [1])

A. Wallensköld.

E. N. Setälä, Bibliographisches verzeichnis der in der literatur behandelten älteren germanischen bestandteile in den ostseefinnischen sprachen. Finnisch-Ugrische Forschungen XIII, 345—475 (auch als Separatabdruck), Helsingfors 1913.

Die Berührungen zwischen den Germanen und den Finnen haben beinahe 2000 Jahre hindurch gedauert; wahrscheinlich jedoch nicht ununterbrochen. Es giebt in den ostseefinnischen Sprachen einige tausend Wörter, die entweder rein germanischen Ursprungs oder durch die Germanen den Finnen übermittelt sind. Die Mehrzahl dieser Wörter ist teils schwedischer, teils (im Estnischen) nieder- und neuhochdeutscher Herkunft, entlehnt während der letzten tausend Jahre.

Dieser jüngeren Schicht der Entlehnungen haben die Forscher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In der nächsten Zukunft werden wir jedoch die Freude haben den ersten bemerkenswerten Versuch auf diesem Gebiete zu begrüssen: Magister Harry Streng gedenkt eine akademische Abhandlung über die schwedischen Lehnwörter in der älteren finnischen Schriftsprache herauszugeben. Hoffentlich wird er oder ein anderer baldigst auch die sehr zahlreichen schwedischen Wörter der

[1]) [Fautes d'impression dans le texte ancien grec: *hyius,* lire *hyiūs*; *usias,* lire *ūsiās*; *u pollas hēmeras,* lire *ū pollās hēmerās*; *chōran makran,* lire *chōrān makrān*; *usian autu,* lire *ūsiān autū*

Oiva Joh. Tallgren].

finnischen Dialekte zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung machen.

Aber auch die urfinnischen Lehnwörter germanischen Ursprungs sind ziemlich zahlreich. Sie sind von Vilh. Thomsen in seinem epochemachenden Werke «Den gotiske Sprogklasses indflydelse på den finske» behandelt worden. Da nun auch später hie und da und von mehreren Forschern sehr viele Zusammenstellungen gemacht worden sind, war es schon ein dringendes Bedürfnis, ein neues Register über diese Wörter abzufassen. Professor E. N. Setälä, der eminente finnisch-ugrische Forscher, der auch viel Wertvolles auf dem Gebiete der finnisch germanischen Berührungen geleistet hat, hat diese Lücke in der Fachliteratur auszufüllen versucht.

Ich möchte im Folgenden einige Erwägungen über sein obenerwähntes Werk äussern.

Der Titel des Werkes entspricht meines Erachtens nicht ganz genau dem Inhalt. Ein beträchtlicher Prozentsatz von den besprochenen Wörtern ist derart, dass man sie nicht zu den «älteren Entlehnungen» zählen kann. Sehr viele dem späteren Mittelalter angehörige Wörter sind mitberücksichtigt. Und ist dies der Fall, so entsteht die Frage, warum z B. *kuori*, *kyttä*, *muori*, *nuotti*, *pakari*, *ruori* (*ruoli*), *ruuti*, *tusina*, *vaari* weggeblieben sind. Diese und einige andere dazu hätten aufgezählt werden können, obgleich die Quellen nicht über alle eine eingehende Darstellung bieten. (Renvall hat die betreffenden Wörter allerdings in seinem Wörterbuch als Entlehnungen angegeben.) — Ich gebe aber gern zu, dass diese Art Unebenheit nicht zu vermeiden war, besonders da der Plan des Verzeichnisses während der Arbeit verändert wurde.

Im Verzeichnis sind über 1100 Wörter besprochen worden, von denen etwa 450 (einiges über 40 %) schon bei Thomsen vorkommen.

Ungefähr 100 Zusammenstellungen hat der Verfasser mit † (= nicht stichhaltig) versehen. Von ihnen findet man bei Thomsen 19 (einen beträchtlichen Teil davon hat er selber verbessert), bei Karsten 18, bei Saxén 13, bei Qvigstad 11, bei Ahlqvist 9 u. s w. Von den mit † versehenen Zusammenstellungen rühren ziemlich gleich viele von finnischen Forschern her wie von Ausländern.

Die Anzahl der vom Verfasser mit doppeltem Fragezeichen versehenen Zusammenstellungen beträgt 25. Ich für meinen Teil wäre geneigt, auch die meisten von diesen in die Kategorie der »begrabenen» einzureihen.

Am meisten dürften die Ansichten auseinandergehen über die zahlreichen Fälle (etwa 250), in denen der Verfasser den Zusammenstellungen *ein* Fragezeichen vorgesetzt hat. Von diesen Zusammenstellungen sind sicher sehr viele gutzuheissen. Die Mehrzahl mag in einer oder der anderen Beziehung fraglich sein, einzelne dagegen sind bestimmt zu verwerfen. Eine Beurteilung dieses Abschnittes kann jedoch nicht in Frage kommen, da sich der Verfasser in sehr vielen Fällen damit begnügt hat, seinen eigenen Standpunkt nur durch ein Fragezeichen zum Ausdruck zu bringen, ohne dass der Leser immer erraten kann, worauf sich das Zeichen gründet.

Viel Rauch, wenig Feuer! möchte man ausrufen, wenn man das Verzeichnis durchblättert. Von mehr als 1100 Zusammenstellungen sind beinahe 400 falsch oder unsicher, sodass nur etwas über 700 als stichhaltig betrachtet werden können. Von vornherein kann man nämlich annehmen, dass nur wenige von den Zusammenstellungen, die ein so vorsichtiger und kritischer Forscher wie Setälä gutgeheissen hat, sich später als unrichtig herausstellen werden.

In einigen Punkten möchte ich die Ansicht des Verfassers nicht teilen.

Eine nachweislich falsche Zusammenstellung ist gutgeheissen worden. Das ist das von Saxén herrührende *kurttu* 'Knülle, Falte, Runzel', *kurtun*, Inf. *kurttua* 'gerunzelt werden', *kurttaan*, Inf. *kurtata* 'zuschnüren, falten, runzeln' . . . ~ nschw. *skrutta, skrotta.* Das finnische Wort hat im Estnischen ein genaues Gegenstück in dem Worte *kurts*, Gen. *kurtsu* (auch *korts, körts, kirts*) 'Falte, Runzel', *kortsuma* 'schrumpfen, verschrumpfen, runzelig werden, die Glätte verlieren'. Über die Beziehung *tt* (*t*) ~ *ts* vgl. z. B. finn. *kinttu* = estn. *kints*, finn. *taltuttaa* = estn. *taltsutama* u. a.

Die Feststellung des Alters der Lehnwörter gestaltet sich oft sehr schwierig und ich glaube daher, dass Prof. Setälä der Erforschung der finnisch-germanischen Berührungen einen guten Dienst geleistet hat, indem er auch in diesem Punkte zur Sicherheit zu gelangen versuchte. Selbstverständlich kann man über Einzelheiten verschiedener Meinung sein. In diesem Zusammenhang möchte ich nur auf folgende Wörter aufmerksam machen: *huopaan,* Inf. *huovata, huovin,* Inf. *huopia* 'rudern, indem man die Ruder vor sich hinschiebt' ~ nschw. dial. *hopa*, *håpa*, nnorw. *hopa.* Setälä hat der Zusammenstellung ×|? vorgesetzt und also eine spätere Entlehnung für möglich gehalten. Der jüngeren Schicht der Entlehnungen kann das Wort nicht ange-

hören, da es auch im Estn. als *hoobama* (*hoovama*), *hoovimu*, *hoopima*) 'hebeln, wippen, mit Hebebäumen heben oder bewegen', *alust hoobama* 'ein Boot wenden durch entgegengesetztes Rudern' vorkommt. Das Wort ist ohne Zweifel urfinnisch. — Der Verfasser hat, allerdings mit Fragezeichen, angenommen, dass *hauli* ~ aschw. *haghl* zu den jüngsten Entlehnungen zu rechnen sei. Das ist aber nicht möglich, da dieses Wort die Lautveränderung *γl* 〉 *ul* (vergl. *kaula* 〈 **kaγla*) aufweist, die schon wenigstens um 1300 stattgefunden hat.

Die bei Karsten vorkommende Zusammenstellung *lymy* 'Versteck', zum germ. Stamm *lum*, z. B. im Awn. *lymsker* 'hinterlistig', hat Prof. Setälä, meines Erachtens mit gutem Recht, mit einem Fragezeichen versehen, aber auch den späteren Entlehnungen eingefügt. Der letztgenannten Annahme widerspricht die Verbreitung des Wortes; vgl estn. *lümama* 'liegen, niederliegen, in geduckter Stellung sein, sich neigen, fallen', *lümerdama, lümitama* 'sich bücken, sich ducken, sinken', *lümakil* 'niedergeduckt, in geduckter Stellung, geneigt, zum Fallen geneigt'. In der ersten Silbe des Wortes scheint früher *i* gestanden zu haben, welches unter dem Einfluss des folgenden labialen *m* zu *ü* geworden ist; vgl. estn. *limakil* 'gebückt, in gebeugter 'Stellung', *limerdama* 'sich ducken, sich verstecken', im Bjerno-Dialekt des Finnischen *limmu* = *lymy, lymmy*. Die Zusammenstellung Karstens ist also nicht stichhaltig.

kaali, keppi, liista, paasto, piitta, poukku, pusa, Ruotsi u. a. könnten alle auf Grund ihrer Verbreitung eher zu den älteren als zu den jüngeren Entlehnungen gehören (beim Verfasser ╳).

tuhla 'Kartoffel' ⁓ ndän , nhd. *kartoffel*, dem der Verfasser ╳ vorgesetzt hat, gehört ohne Zweifel zu den jüngsten Lehnwörtern (also ╳). Ins Finnische ist das Wort aus dem Estnischen gekommen, ins Estnische aus dem Deutschen. Das Wort hätte übrigens wegbleiben können.

Hätte nicht bei der Altersbestimmung ein Zeichen genügt, um die nachweislich oder wahrscheinlich älteren Entlehnungen zu bezeichnen, indem etwa die Zeit um das Jahr 700 als Grenze angenommen worden wäre? Es macht den Eindruck, als ob die Freude an der genauen Bestimmung nicht immer der vielen Bemühungen wert wäre. Ich glaube, der Verfasser hat bisweilen mit Wagner im Faust seufzen müssen: »Mir wird bei meinem kritischen Bestreben Doch oft um Kopf und Busen bang.»

Alle Anerkennung verdienen die Erklärungen und Beiträge des Verfassers zu verschiedenen Zusammenstellungen. Dies sind

teils Verbesserungen, teils Ergänzungen. Ich führe hier ein paar ähnliche Beiträge an, die mir beim Durchblättern des Werkes eingefallen sind.

Bei dem von Mikkola erwähnten Wort *katvi* (gen. *katven*) hätte auf die in den westfinnischen Mundarten allgemeine Form *kalve* (< **kaδveh*), woher das Verb *kalvehtia*, aufmerksam gemacht werden können, zumal sie mit der von Mikkola angenommenen frühurgerm. Form **skađwez* gut übereinstimmt.

Neben *rima* 'grosse Sprosse, Latte' bei Saxén könnte das gleichbedeutende *ripa* (Lönnrot *Ripa* IV) angeführt werden. *p* ist hier auf analogischem Wege an die Stelle des *v* geraten. *rima* ~ *riva* erklärt sich aus dem Wechsel *m* ~ *v*. (Vergl. jedoch auch schw. *ribba*.)

tonttu 'Hausstelle' ~ nschw. *tomt*. Gewöhnlich ist daneben *tontti*, das in der Schriftsprache vorkommt.

Neben das von Sirelius angegebene *vasa* hätte estn. *vaas*, Gen. *vaasa* 'Regal, Wandbrett' gestellt werden können.

Sowohl die Germanisten als die Finnougristen sind Herrn Prof. Setälä vielen Dank schuldig nicht nur für das Verzeichnis an sich, sondern auch für die hervorragende Art und Weise, in der es ausgeführt ist.

Nicht nur den lieben Gott, sondern auch die armen Menschen muntert es zeitweise auf, das zu betrachten, was erreicht worden ist, sei es nun durch eigene oder durch anderer Arbeit. In diesem Einzelfall werden wir von zahlreichen, auch schlimmen Irrtümern, die die Forscher begangen haben, unterrichtet, aber ebenso oft können wir uns über eine gelungene Arbeit freuen. Wer hätte doch ohne das vorliegende Verzeichnis geglaubt, dass um 50 % von den nach Thomsen gemachten Zusammenstellungen unsicher sind! Und welch schönes Denkmal für die Arbeit Thomsens ist gerade in dem Verzeichnis von Setälä geliefert!

Hoffentlich bringen die folgenden Jahrzehnte weniger Unreifes auf dem Gebiete der finnisch-germanischen Berührungen als die zuletzt vergangenen.

Heikki Ojansuu.

Schwan-Behrens, Grammaire de l'ancien français. Traduction française par *Oscar Bloch.* Première et deuxième parties: Phonétique et Morphologie. Deuxième édition, d'après la neuvième édition allemande. VIII + 308 p. in-8⁰. — Troisième partie: Matériaux pour servir d'introduction à l'étude

des dialectes de l'ancien français, publiés par *Dietrich Behrens* (avec carte). VI + 119 p. in-8⁰. Leipzig, O. R. Reisland, 1913. Prix: Rmk. 8: —.

La huitième édition allemande (c'est la dernière dont j'ai parlé ici, année 1910, pp. 15—20) compte en tout 348 pages. En comparant avec elle l'édition présente, on constate que la grammaire proprement dite s'est accrue de 17 pages (la *Bibliographie* et l'*Index des mots* inclus), et que le nombre des chartes a augmenté de 43 à 80. En outre, M. Behrens, au lieu des notes adjointes aux chartes, nous donne, dans un petit glossaire à part, l'explication des mots difficiles. Enfin, une bonne carte de la France du Nord termine l'ouvrage. On voit donc que l'excellente *Grammaire* de Schwan-Behrens, grâce au zèle infatigable du savant professeur de l'Université de Giessen, tend à se développer et à se perfectionner de plus en plus.

Comme une modeste contribution à la prochaine édition je présenterai ci-dessous quelques remarques que m'a suggérées la lecture de l'édition de 1913, en évitant, autant que possible, de répéter celles de mes observations de 1910 dont M. Behrens n'a pas tenu compte.

§ 69, Rem. (cf. § 404, 3 [pas 4]). Il me semble plus naturel d'admettre pour *movui la voyelle tonique du radical du présent (un *o* ouvert); j'explique de même *plüt* et *estüt*. Pour *conüi* on peut hésiter, puisque cognosco a *ō*. — § 72, Rem. Lat. *augurium* avait un *u* tonique bref. La forme du lat. vulg. *aguriu* (avec u fermé) reste donc inexpliquée. — § 93, l. 2. Au lieu de *comperer* il faudrait donner la forme recomposée *comparer*; *comperer*, qui se rencontre aussi, est une formation analogique d'après *compere*, etc. — § 95, Rem., l. 9—10. Pour moi, l'étymologie de *pucelle* est évidente: *puellicella. Il y a eu contraction dans le français prélittéraire de *ŭe* en *ū* (*ü*) (cf. fŭĕrunt 〉 *furent*). Et je voudrais étendre ce développement même aux cas où il y a eu en latin *ŭĭ*: fuit 〉 *fut*, fuisset 〉 *fust*, *habuisset* 〉 *oüst*, etc., tandis que *ŭī* final a donné *ui* (*üi*): fui 〉 *fui*, *dui 〉 *dui*. — § 106, 2, a (p. 80). Les exemples sont en contradiction avec ce qui est dit au § 26, 1 (notamment concernant ovum). — § 111, Rem., l. 2. L'abréviation LD («labiale + dentale») peut donner lieu à des méprises («*l* + *d*»). — § 129, 2. Devant la spirante sourde *f*, l'*s* n'a jamais pu devenir sonore. — § 186, Rem., l. 7. *Pleindre* est un mauvais exemple, puisque la forme normale est *plaindre*. — § 266, Rem. La voyelle de la syllabe initiale de

**meribilia* était un *e* ouvert; v. *Neuph. Mitt.* 1910, p. 17. — § 300, p. 171, l. 3 d'en bas. La forme *eschac* est en contradiction avec *eschiec* (§ 5, p. 6, l. 18), qui doit être considéré comme le représentant normal du v. fr. (germ s k ā k). — § 337, 2, a, l. 3 d'en bas. Je préfère, sans hésitation, *auret* à *avret*. — § 341, Rem. M. Behrens aurait pu faire observer que, dans les dialectes du Nord et de l'Est, les désinences *-iiens*, *-iiez* sont devenues monosyllabiques plus tôt qu'en francien (v. Suchier, *Auc. et Nic.* 7, p. 80, n⁰ 4). — § 342, Rem. Cf. ce qui a été dit ci dessus à propos du § 95. Qu'il ne soit pas possible d'attribuer l'*ü* du parfait de *estre* à la survivance de l'*ū* primitif du radical *fū-*, attesté pour le latin archaïque (v. Lindsay-Nohl, *Die lat. Laut- und Formenlehre*, p. 584 s.), c'est ce qui ressort des formes correspondantes du provençal. — § 348, 2, a, l. 6 et 7 (p. 221). *Viegne* et *tiegne*, à côté de *ving*, *ting*, demandent une explication; v. *Neuph. Mitt.* 1910, p. 19. — § 352. L'*-e* analogique se rencontre, dans la langue littéraire, dès la fin du XIIe siècle; v. mon édition de Conon de Béthune, p. 157. — § 404. Pourquoi, dans le paradigme, admettre les formes *oüs*, *noüs*, etc., et plus bas, sous les verbes spéciaux, les formes postérieures *eüs* (§ 406), *coneüs* (§ 409), *meüs* (§ 421), *neüs* (§ 422), *seüs* (§ 428), etc.? — § 408, l. 3. L'orthographe *chie* est singulière; il faudrait *chiet* (avec *t* caduc). — § 415, l. 2 et 3. J'écrirais *estés*, *esté* pour indiquer la place de l'accent tonique.

Pour ce qui concerne les chartes, il y a des contradictions graphiques qui pourraient être évitées; ainsi dans l'emploi de l'accent dans des mots comme *après* et *emprès*, qui sont écrits tantôt sans accent, tantôt avec l'accent aigu, et même avec l'accent grave (p. ex. charte III, l. 4). Je préférerais aussi, pour la commodité du lecteur, l'emploi de l'accent aigu dans des mots monosyllabiques comme *lé* (l a t u m), *lés* (l a t u s), *pié* (p e d e m), *piés* (p e d e s), *Dé* (d e u m), etc.

Fautes d'impression ou d'inadvertance à corriger: P. 7, l 3: lire «vfr. *guarir*». — P. 39, l. 6 d'en bas: lire *angostia* avec un *o* fermé. — § 50, l. 5: lire *sis*. — P. 54, l. 2: lire *ui*. — § 87, Rem., l. 14: lire *garofulu*. — § 89, l. 2: ajouter *chançon* à la fin de la ligne. — P. 74, l. 6 d'en bas: lire *ya* (au lieu de *yo*). — P. 75, l. 15: lire «fr. *gencive*». — P. 83, l. 2 d'en bas: lire *pulpiet* (avec *t* caduc). — P. 86, l. 14: lire *bief* (sans tréma). — § 117, a, l. 4: lire *gotta* (avec deux *t*). — § 118, l, 10 (cf. aussi § 346, l. 17; 386, 4, l. 8): lire *ocidre* (avec un *c*; ainsi au § 396). — § 121, Rem., l. 3: lire: *assalire*

(vfr. *assalir*). — § 122, 1, l. 5: lire *monder*. — P. 89, l. 12 d'en bas: lire *male abitu*. — P. 89, l. 7 d'en bas: lire «contrefinale» au lieu de «de la pénultième». — § 131, Rem., l. 2: lire «reçu» au lieu de «conservé». — § 142, 1, l. 4: lire *marchiet* (avec *t* caduc). — § 153, 1, l. 6: lire *sparyit, teryit* au lieu de *sparyet, teryet* (cf. même * *beivit* p. 83, l. 7). — § 159, 2, l. 3: lire *genulz* (sans crochet au-dessous de l'*u*; cf., quelques lignes plus haut, *peduil* et *veruil*. — § 160, Rem., l. 5: lire *cicinum*. — § 162, l. 2: lire *rys* (au lieu de *ryl*). — 192, 1, l. 3: lire *satše*. — § 193, l. 1: lire *dz′*. — § 194, l. 1: lire *s′* (au lieu de *s*). — § 195, l. 7: lire *essalcier, essaucier*. — 196, l. 2: lire *z′* au lieu de *ž*. — § 200, 1, l. 7: lire *bataille*. — § 223, Rem., l. 3: lire *e* (au lieu de *a*). — § 224, 2: lire *teit* (au lieu de *leit*). — § 243. Il manque un exemple pour la réduction de *ié* en *e* après un *n′*. — § 256, 2, l. 2: lire *chastaigne*. — § 268, l. 8: lire *hardi|ement*. — § 274, l. 1. Le terme «intervocalique» est impropre lorsqu'il s'agit d'une voyelle finale; il faut «non-appuyée». — § 279, 1, d: lire *l′* (au lieu de *l*). — § 281, 7, l. 1: lire *mout* (au lieu de *moult*). — § 293, l. 3 d'en bas: lire *prefatio*. — § 297, l. 11: lire *jurs*. — § 299, l. 4: lire *omo* (au lieu de *ome*). — § 303, b, l. 10: lire *sabius* (au lieu de *sapius*; cf. § 192, Rem.). — P. 179, l. 6: Il manque le trait d'union devant *ente*. — P. 222, l. 4: *saya* est à rayer. — P. 225, l. 8: lire *pud-óns, pud-éz* (au lieu de *pod-óns, pod-éz*). — P. 226, l. 1 et 2: Les mots *doinse* et *doing* ont été intervertis. — § 393, l. 13: lire *farat*. — P. 250, l. 2: lire *ataindre*. — § 402, l. 5: lire *solsis* (au lieu de *solsist*). — § 418, l. 7: lire *gis-*. — § 426, l. 4: lire *pudüsse, pudüt* (au lieu de *podüsse, podüt*). — § 429, l. 1 et 2: lire *valdrai, valdreie*. — Dans la troisième partie: P. 3, l. 6 d'en bas: lire *p uaient*; p. 14, l. 14 et 3 d'en bas: lire *avra*; p. 24, l. 1: lire *ou par amiable*; p. 35, ch. XXX, 1, 6: lire *assavoir*; p. 74, l. 14: lire *avra*; p. 86, l. 13: lire *hers les dites*; p, 87, l. 17: lire *en dit*.

A. Wallensköld.

G. B. Grassi Privitera e *A. De Santis, Lu libru de lu Dialogu de Sanctu Gregoriu,* lu quali si è traslatatu da gramatica in vulgari per Frati Johanni Campulu de Missina, de li Frati Minuri (1337—1343) (Cod. V. E. della nazionale di Roma n. XX). Introduzione, prospetto grammaticale e glossario. [I]. [Documenti per servire alla storia di Sicilia, pubbl. a cura

della Società Siciliana per la storia patria. Quarta serie, vol. XI]. Palermo, Scuola tip. »Boccone del Povero», 1913. Pagine LXXI + 174, 8^0 grande.

Edizione di un testo finora inedito, dialettale, letterario, forse il più antico che ci sia stato conservato in siciliano, compiuto in uno dei primi decennî del Trecento (fra 1302 e 1322 all' incirca).

Contiene il presente volume una Introduzione firmata dal Grassi, due descrizioni del Codice e, diplomaticamente trascritto dal De Santis, la prima metà del testo, quale ce l'offre l'unico manoscritto, supplite le lacune coi brani corrispondenti di un testo latino. Qualche nota critica e qualche riscontro col latino accompagnano il testo a piè di pagina.

I riscontri col latino potrebbero anco esser più numerosi, onde facilitare lo studio dei passi corrotti, v. g., di quello della pag. 49 (nota 8), dove l'editore a ragione di dire: »qui evidentemente il menante non lesse bene, perchè il periodo è imbrogliato abbastanza e non dà senso.» Ci si domanda, dunque: quale è il senso del passo latino corrispondente?

Potesse l'edizione venir corredata di qualche facsimile! — Non avendo io a tiro i *Facsimili di antichi manoscritti, per uso delle Scuole di filologia neolatina,* del Monaci, dove esistono riproduzioni di alcune carte del ms., non ho modo di formarmi un giudizio personale dell'opera del trascrittore. Per quel che si può vedere, essa è stata ispirata dei principî di fedeltà scrupolosa, per una parte del lavoro. Infatti, come ce lo dice l'autore dell'Introduzione (pp. VI, XLVI seg.), il De Santis, senza cambiare in niente, non che la punteggiatura e l'uso delle maiuscole o degli accenti, ma nemmeno la distribuzione delle parole nelle varie righe, ha copiato e stampato il testo pagina per pagina, rigo per rigo, onde far corrispondere, v. g., il rigo 10 della carta 80 dell'edizione al rigo 10 della carta 40, verso, del manoscritto. Data la differente lunghezza di molte righe e pagine manoscritte, il letto di Procuste della pagina tipografica ha cagionato così, necessariamente, non poca perdita di spazio. Ché se in questo punto particolare riesce finanche eccessiva la solerzia degli editori, non si può dire altrettanto in lode del loro metodo di rappresentare i nessi e le abbreviazioni, i quali (eccetto un segno speciale ammesso per la congiunzione *et* o *e*, abbreviata) vanno tutti sciolti, senza che il lettore si sappia quali e dove li offra il manoscritto. Il segno »ꝑ» è stato interpretato, nelle differenti parti del ms., ora *per*

ora *pir*, sulla base di una statistica dei casi di *per* o *pir* trascritti per intero; la quale, se non vien pubblicata nell'Introduzione, speriamo vedrà la luce nel Prospetto grammaticale, al pari di tutte le altre statistiche siffatte. — Per risolver diplomaticamente la questione delle abbreviazioni, avrebbe giovato forse prendere per modello taluni degli numerosi espedienti, non tutti difficili dal punto di vista tipografico, che sono stati usati in altre edizioni recenti, quali quella del Canzoniere Vaticano (*Il Libro de varie romanze volgare*, Soc. filologica romana, 1902—09), quella del *Libro de buen amor* (ed. del Ducamin, Toulouse 1901), o quella del Poema di *Mio Cid* (ed. del Menéndez Pidal, tomo III, Madrid 1911).

Ecco additerò un paio di casi particolari che mi hanno dato nell'occhio nelle note:

Pag. 140, l. 5—7: *lu corpu de lu episcopu trovaru soldu e friscu comu killu iornu avissi statu mortu.* Nota: »*soldu*, forse per *saldu*». Posso far osservare che anche nella lingua poetica, che vogliamo creder meridionale e siciliana in sostanza, del dugentista Giacomo da Lentino, occorre un »*salda*« rimante con »*Isalda*», parole che vorranno esser lette *solda*, *Isolda*; credo di aver dimostrato ciò nei *Mém. de ta Société Néo-phil. de Helsingfors*, V (1910), p. 288 e nota 2, dove rimando al cod. antico siciliano di Cruyllis-Spatafora e ad un sonetto di Filippo da Messina. Non c'è da cambiare, dunque, il *soldu* del *Dialogu*; anzi, lo riterrei un cimelio. — Pag. 54, l. 23: *ka quantu lu omu e distructu per continua sollicitudinj.* Nota a piè di pagina: »*quantu,* errato per *quandu*, e *distructu*, per *distractu*». Credo che dopo quella congiunzione *e*, ci vorrebbe almeno un »forse» ovvero un »(?)». *Distractu* darebbe, bensì, un senso eccellente, per il modo di pensar moderno, soprattutto visto il contesto intero; ma, se non mi sbaglio, *distructu* potrebbe mantenersi, con ugual diritto press' a poco che oggi si dice: »si (di)strugge di desiderio» ecc. *Distructu*, cioè, se non fa figura, stilisticamente, quanto un *distractu*, sarà forse, me lo dico alla fin fine, la parola voluta dal Campulu. —

Possa venir pubblicato presto anche il rimanente dell'opera! Nel darne a luce, un giorno, una edizione completa, minuziosamente fedele e corredata degli opportuni spogli e registri, i due autori, così come la »Società Siciliana per la Storia Patria», avranno diritto alla gratitudine degli studiosi della paleontologia linguistica siciliana. Segnatamente, avranno reso un ottimo servizio a colui che, un giorno, s'accingerà alla gran revisione, ormai necessaria, di un gran problema:

quello della forma originaria delle antiche poesie auliche del Mezzogiorno.

Questione tormentatissima; alla quale si riferisce pure l'autore dell' Introduzione, toccandola ripetute volte e non senza appassionamento. Una volta dimostrato [1] che i Codici e le rime dei dugentisti meridionali, ancorachè raffazzonati, offrono, all'attento esame dei critici, particolarità fonetiche e morfologiche che non si ritrovano presso i non meridionali, o che soltanto vi si ritrovano a titolo di tradizionalismi, par doveroso ammettere che la pronunzia poetica degli uni differisse sensibilmente da quella degli altri. Queste particolarità fonetiche si potranno forse rintracciare un giorno, meglio di quel che è stato fatto finora. Vorrei credere possibile cioè lo stabilire, non il testo originale, non l'originalità ortografica

---

[1] Dico: una volta dimostrato. Per me, le prove ci sono (e forse ne potrebbe aumentarsi il numero). Qualcosetta spero di aver additato anch'io, in uno studio, purtroppo precoce e pessimamente eseguito, su la *Rime italienne et les Siciliens du XIIIe siècle* (Mémoires de la Soc. néo-philologique de Helsingfors, V, 1910). Il quale mi valse un rendiconto critico, severo (e giusto in parte) ma ben poco particolareggiato, pubblicato nel *Giornale Storico* (LV, 1910, 419—21). A parte una serie di cose che non ci possono interessare qui, credo che, malgrado il silenzio del mio critico, stanno messi in saldo oramai i punti segnenti: 1) Ammettendo ben 11 volte il participio *miso*, in rima, i meridionali ne escludono la forma *messo*, ch'è invece frequente nei componimenti toscani (dai quali, s'intende, il tradizionale *miso* non sparisce subito); v. il mio libro, pp. 278—280.—2) Meridionali: *la belleze*; non meridionali: *le belleze* o *la belleza*; p. 284, n. 6.—3) Meridionali: mancanza totale (?) di rime ĕ ‖ i, ŏ ‖ u, che sono invece frequenti altrove; p. 304.

Né posso credere, per altro, che sia grande il valore di certi argomenti interrogativi formolati dal recensitore in mezzo alla pag. 420. Ché se la «lirica culta . . . della Toscana e dell'Italia tutta, pur ammettendo la rima di vocale larga con vocale stretta (*è*: *é*; *ò*: *ó*), rifugge invece dalla rima di *é* con *i* e di *ó* con *u*», e se le rime di questa ultima classe sono state «sempre considerate *ex-lege* e usate di rado, sino ad essersi del tutto perdute oggidì»; tutto ciò si spiega facilmente con una sola parola: basti ricordare la gran figura che hanno fatta in tutte le arti poetiche les *rimes pour l'œil*.

Appena scritta la minuta delle presenti pagine, ebbi l'onore e la grandissima gioia di ricevere dal prof E. G. Parodi, un discorso suo recente, *L'eredità romana e l'alba della nostra poesia* (Atti d. Accad. d. Crusca), Firenze 1913. Gioia, poiché l'illustre autore si dichiara persuaso della sicilianità originaria dei componimenti meridionali.

Naturalmente, le voci di »sicilianità», »toscaneggiamento» ecc, vogliono esser usate in un senso non troppo sistematico, in conformità con le luminose pagine del D'Ovidio, *Versificazione italiana e arte poetica meridionale*, Milano 1910, 523 n., 738 segg.

di un Giacomo da Lentino rimatore, bensì una trascrizione fonetica che riproduca (all'ingrosso) un certo modo di pronunzia, un certo modo di recita, che può essere stato il suo. Questo, per me, sarebbe il punto essenziale. E le edizioni critiche dell'avvenire? quale aspetto presenteranno? Certo, non potranno non offrire il testo tradizionale, quello cioè dei Canzonieri (lo daranno criticamente corredato dal punto di vista del senso, delle varianti); ma, di fronte a questo testo, che non potrà soddisfare e non farà mai giustizia neanche alla rima, ci sarà un rinnovamento, ci sarà, mi dico, il testo fonetico; il quale costituirà un tentativo, dovuto certo da ogni editore coscienzioso, di metter d'accordo le esigenze della rima, del metro e degli altri criterî coi dati della forma grafica tradizionale.

Pronunzia, dunque, anziché grafia originaria.

Or bene: data la povertà della rima dei lirici in questione, il presente testo del *Dialogu de Sanctu Gregoriu*, che è, insomma, poco posteriore ad essi e par ricco per quanto al lessico, sarà destinato forse a fornirci, sotto questo riguardo, dei sussidî non trascurabili. Per ricostruire, nei suoi tratti distintivi, la pronunzia del siciliano rimato del primo secolo, bisognerà proprio conoscer bene, benissimo, in tutte le sue incertezze, in ogni sua capricciosità, la grafia, la lingua scritta dei vecchi testi prosastici, ma siciliani, che sono del secolo susseguente.

Ed ecco oserò avanzare, ben modesto, un suggerimento che potrebbe forse tornar utile al lavoro dei signori Grassi e De Santis. Sarebbe troppo, cioè, il domandare che i benemeriti editori, nello spogliare il loro testo, per comporne il promesso *Glossario*, raccogliessero, non già le sole rarità lessicologiche, ma pure gli esempî, tutti, di certe parole rimicamente interessanti? Ecco un elenco di siffatti vocaboli, che qui trascrivo in latino, per i quali mi permetto di rimandare alle rispettive pagine della citata pubblicazione su la *Rime italienne et les Siciliens du XIIIe siècle*: mercedem, accedit (265, 339), frenum (269 III; 271; 334, nota 1 [1]), serenum, minus (271), ceram

[1] Nel citato lavoro mio, p. 334, nota 1, passo al quale mi riferisco ancora nel Registro, sotto il lemma *Amor che lungiamente m'ai menato*, mi struggo inutilmente d'una inquietudine che è ben facile di dissipare Parlando dei latinismi della rima, vengo a menzionare un congiuntivo *rimfreni* o *refrene*, che in una poesia siciliana (di Guido delle Colonne) s'incontra rimante con *vene* (vĕnit), *bene* (bĕne); e chiamo »un peu embarrassante» quella rima di *refrene* con *-ene*, al posto della quale era da aspettarsi, dato l'ē larga di frenum, una rima *-ine*. E

(278), quietum (280), *iectare: *gettare* (281), mittere (281), exceptum: »*scietto*» (283), spongiam (286), sumus (289), plenum (328). Quale è poi la forma antica corrispondente al sicil. mod. *arruciari* (299)?

Oiva Giov. Tallgren.

Fritz Krüger, Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. S. A. aus »Revue de dialectologie romane» III—V. Hamburg, Sekretariat der »Société internationale de dialectologie romane», 1913. — 195 pp. in-8⁰, avec deux cartes.

La limite linguistique séparant le domaine languedocien du domaine catalan attire depuis quelque temps l'attention des dialectologues (§ 1; cf. Verbesserungen u. Nachträge). Cette limite, qui, bien loin au N. de la frontière d'Espagne, va de la région de l'Hospitalet à l'Etang de Leucate ou de Salses, n'est naturellement pas également nette en tous les points de son parcours. M. Krüger en étudie ici la moitié Ouest; en vue de cette étude, il a parcouru en 1910 toutes les localités, au nombre d'une centaine, de la Cerdagne française, du Conflent, du Capcir, ainsi que des montagnes environnantes. Comme on en a pu déjà avoir une idée par la carte de M. Schädel, *Revue de dialectol. rom.* I (1909), c'est surtout en Capcir que les isophones, isomorphes etc. divergent. En étudiant les parlers des dix localités situées précisément en Capcir, M. Krüger a fait une constatation qui est aussi surprenante qu'elle paraît être importante pour la dialectologie en général. C'est qu'étant donné la position Ouest-Est de la zone mélangée, on s'attendrait à voir prédominer vers le bord S. de cette zone, les traits caractéristiques du catalan et à rencontrer vers le N. un nombre croissant des traits distinctifs du languedocien; or,

---

sèguito chiedendo: se è, poi, un latinismo quel *refrène* rimante con *vene bene*, »comment se figurera-t-on la prononciation de la posttonique?» »refrenet»? no, giacché c'è quel *bene*; »refrene»? no, se gli è vero che la forma latina terminerebbe in -et. Oggi, in vista di un passo di Dante, credo di poter togliermi da quell'impiccio. Dante, *Parad.* XII 12, rima un *iube* (iŭbet) con *tube* (tŭbae), *nube* (nūbem). Egli, dunque, in quel latinismo ch'è *iube*, intese pronunziare la postonica all'italiana e non alla latina. Altrettanto avrà voluto Guido delle Colonne col suo *refrene* o *refreni*, che è, per me, latino nella sua radice e volgare nella finale.

à en croire M. Krüger (§ 6), il n'en est rien: »oft finden wir im Gegenteil gerade im Süden eine langued. Form, während der Norden eine katal. zeigt». M. Krüger se borne à constater ce fait et à faire allusion (p. 31, n.; § 295, fin) à une étude qu'il s'est proposé d'entreprendre sous peu pour montrer que l'état de choses en question doit être expliqué par les facteurs économiques, anciens et modernes, qui ont déterminé les rapports entre le nord et le sud. D'autres observations intéressantes concernant le Capcir se trouvent sous la rubrique »*u* du lat. vulg.» (§ 38, p. 36). Le dernier chapitre est intitulé *Aus der Wortlehre*, les deux autres traitant de la phonologie et dela morphologie. — En général, ce travail tout »moderne» donne une bonne idée de la méthode admise et de la rigueur de son application.

Voici quelques remarques suggérées par une lecture rapide d'une partie de la *Wortlehre*. — § 306, s. v. »Frz. *dénicher*», M. Krüger verrait dans *blegar* le décomposé d'un hypothétique * *reblegar* = *replegar*. Mais les cas comme *rebutjar* repudiare, *rebre rezebre* recipere, avec sonorisation d'une sourde initiale devenue intervocalique après *re-*, sont plutôt rares (cf. cast. *recebir*, *recibir*, avec *c* sourd dans l'orthographe ancienne; port. *receber*), comme on peut le voir en parcourant, p. ex., les mots en *re-* d'un dictionnaire catalan. Je préfère m'expliquer le *b* de *blegar* par une contamination de *plegar* avec son synonyme *doblegar* et, peut-être, antant que le sens local pourrait le permettre, même avec *bregar*; cf. mes *Glanures catal.* (II) n:o 59. — Les mots langued. et catal. (tels qu'ils sont transcrits ici pour le Roussillon), l'auteur aime beaucoup à les rapprocher du castillan, ce dont il faut le louer. Mais pourquoi omettre la catalan littéraire, le catalan des dictionnaires ordinaires? Après avoir mentionné [əskumbrə] etc. (§ 299, s. v. *le balai*), à quoi bon mentionner cast. *escoba* et omettre catal. *escombra*? De même (§ 306, s. v. *déjeuner*), j'aurais mentionné catal. *esmorzar*. (§ 308) *gos* ou *goç*, (§ 314, s. v. *se couvrir*) *amagar*, etc. Parfois, au contraire, c'est le catal. et non le cast. qui est cité. Le valenc. connaissant parfaitement le mot *alsina*, pourquoi appeler (§ 309, s. v. *le chêne*) »nordkatalonisch» la forme catal. répondant à un rouss. [au̯zine̥]? Comme étymon de *alsina*, cast. *encina*, je préfèrerais *ēlicīna (v. Meyer-Lübke, *REW*, s. v. īlex; *Einführung*[2] § 106; Ernout, *Les éléments dialectaux du vocabulaire latin*); tout au moins, admettre un astérisque devant »īlĭcīnu». M. Krüger ne cite jamais, d'ailleurs, le *REW*; s'il l'avait eu sous la main, il

n'eût point écrit (§ 309, s. v. *la laitue*) qu'il y a »lautlich wie begrifflich ein gar zu weiter Weg» de catal. *enciam* à i n c ī s u. En réalité, *i n c i s a m e n 〉 *enciam* est tout ce qu'il y a de plus normal, même comme sens. — (§ 299, s. v. *le panier*:) Pourquoi écrire: »c i s t a (kastil. *cesto*, ital. *cesta*, *cesto*)»? Est-ce que le mot *cesta* ne serait pas du bon castillan? — En parlant du catal. [nɛn], on pourrait mentionner, non seulement cast. *niño* (§ 298, s. v. *les garçons*), mais aussi cast. *nene*, forme très usitée même à Madrid, importée probablement par les niñeras venant de l'Est. — Je ne comprends pas l'explication que M. Krüger donne de *balançar* (§ 306, s. v. *bercer*), le sens n'empêchant point d'y voir un simple dérivé de b a l a n c i a. —

La transcription ne fait pas voir comment le peuple accentue (§ 2) les noms de lieux *Espira*, *Vinça*, *Fuilla*, *Matemale*, *Rouze*; cf. *Corneilla*, *Taurinya* et d'autres noms en -ī n i ā n u m, *Montalba*, *Rigarda*, *Odeillo*, *Porte* etc., qui sont des oxytons, en regard de *Clára*, *Sánsa* etc.; cf. aussi les deux prononciations en usage pour le nom *Capcir*: [kadzí] et [kátsi̯].

Le nom de cette région dialectale intéressante qu'est *Capcir* (abrév.: »*Ca*») est bien difficile à trouver sur la carte.

O. J. Tallgren.

Paul Passy, Les Sons du Français, leur formation — leur combinaison — leur représentation. Septième édition, revue et corrigée. Paris, H. Didier, 1913. 164 p. in-12.

Cet ouvrage est, comme le dit l'auteur dans l'Avant-propos de la troisième édition (1892), «un travail de vulgarisation, fait d'après une méthode scientifique». Comme tel, il a dû rendre de très grands services à tous ceux qui ont désiré, sans trop de peine, se procurer une connaissance exacte de la phonétique du français moderne. M. Paul Passy s'exprime dans un style sobre et clair, évitant de parti pris des explications trop compliquées. Aussi les sept éditions des *Sons du Français* témoignent-elles assez de la popularité du petit livre.

Dans la classification générale des voyelles et des consonnes (§§ 24, 26, 35, etc.) il y a quelque chose qui me choque au point de vue pédagogique. Puisqu'il y a des consonnes «voisées», il ne faudrait pas dire, même provisoirement, que ce qui distingue les voyelles des consonnes, c'est que celles-là sont des modifications de la *voix*, produite par les vibrations

des cordes vocales, tandis que celles-ci sont des *bruits*, produits dans la bouche. Il vaudrait mieux partir du *bruit* comme trait caractéristique et dire que tout phonème énoncé, dans la prononciation normale, sans *bruit* apperceptible est une voyelle. S'il y a *bruit*, on a affaire à une consonne. La *voix* devient ainsi du premier abord un facteur d'importance secondaire.

La façon catégorique dont M. Passy explique le rythme du vers français (§ 101) m'a toujours surpris, vu que sa théorie n'est pas acceptée par tous les Français. Pour l'alexandrin ordinaire, M. Passy admet quatre temps, indiqués par quatre accents, dont deux mobiles. Mais d'autres Français, entre autres mon collègue et ami M. Jean Poirot, dont la compétence phonétique est notoire, reconnaissent dans l'alexandrin un mouvement nettement ïambique (six temps), produit par certaines variations de l'accent musical. N'ayant pas le français pour langue maternelle, je n'ose rien affirmer; mais je suis, tout de même, très porté à croire que la théorie syllabique, que rejette M Passy, est la bonne, et que les Français *lisent* leurs alexandrins de différentes manières, tantôt en les divisant en quatre groupes de force à peu près égaux, tantôt en faisant ressortir les six syllabes paires par une intonation spéciale.

Dans l'Appendice (D), M. Passy donne des reconstructions fort intéressantes de la prononciation française des temps passés. En ce qui concerne le *Fragment de la Chanson de Roland* (p. 152), je ne puis approuver que M. Passy ait conservé la voyelle nasale ɛ̃ assonant avec *ã*. A une époque où l'on ne confondait jamais l'*e* fermé et l'*e* ouvert, une assonance entre *vɛ̃nt* et *grãnts* me paraît tout à fait improbable. Pour moi, ɛ̃ était déjà, dans la seconde moitié du XI[e] siècle, passé à *ã*. Au vers 3 je mettrais un ɛ dans la transcription de l'antépénultième du mot *desmesuredement*.

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll der Sitzung des Neuphilologischen Vereins am 23. April 1913. Anwesend: der Vize-Präsident und 17 Mitglieder. Anstatt des verhinderten Schriftführers wurde das Protokoll von Dr. J. Poirot geführt.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Schmidt* hielt einen Vortrag zur Lehre von den Partikeln im Deutschen. Nachdem er auf die Schwierigkeit hingewiesen hatte, eine strenge Scheidung zwischen Adverbien und Partikeln im Allgemeinen durchzuführen, erörterte Dr. S. an der Hand einiger ausgewählten Partikeln teils adjektivischen, teils nicht adjektivischen Ursprungs die Rolle zweier Faktoren, einerseits der Betonung, andrerseits der Stellung im Satze, für den oft durchgreifenden Bedeutungsunterschied dieser Wörter.

§ 3.

Dr. *Laurila* besprach die Schwierigkeiten, die die Erlernung der deutschen Aussprache den finnischen Schülern bietet. Eine genuine Aussprache ist natürlich auf der Schule nicht zu erzielen; abgesehen von der beschränkten verfügbaren Zeit, würde der Zeitaufwand in keinem Verhältnis zum Resultat stehen. Man kann den Schülern nur das Wichtigste beizubringen suchen. Dr. L. machte auf folgende Punkte aufmerksam:

1:o die Betonung ist die Hauptschwierigkeit. Bei der grossen Ähnlichkeit der Betonung in beiden Sprachen bestehen doch wichtige Verschiedenheiten: besonders ist die gleichmässige Betonung des Finnischen, wo alle Silben zur Geltung kommen, dem Deutschen fremd.

2:o im Vokalismus ist der allgemeinste Fehler die zu offene Aussprache, besonders der langen Vokale, z. B. *o* und *e*, ebenso die Aussprache des auslautenden *e*.

3:o im Konsonantismus giebt die Aussprache der Doppelkonsonanten der deutschen Schriftsprache zu ständigen Fehlern Anlass. Ebenso bietet die Aspiration der Tenues Schwierigkeiten. Die Aussprache der *ich*- und *ach*-Laute ist auch fehlerhaft, insofern der Schüler gewöhnlich nur einen *h*-Laut zu Stande bringt. Nachlässigkeiten wie die Aussprache von *endlich* mit weichem Dental, von *ungehorsam* mit Velarnasal usw. kommen häufig vor.

Dr. *Schmidt* wies noch auf das Fehlen des festen Einsatzes hin, und Prof. *Suolahti* auf das häufige Vorkommen der falschen Betonung *dérselbe.* Über die Art und Weise, den Schülern eine leidlich korrekte Aussprache der Doppelkonso-

nanten beizubringen, entspann sich eine kleine Diskussion, an welcher Prof. *Suolahti*, Dr. *Schmidt*, Dr. *Poirot* und der Vortragende teilnahmen.

In fidem:
J. Poirot.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins den 27. September 1913. Anwesend: der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vize-Präsident Prof. Suolahti, 20 Mitglieder des Vereins und als Gast Prof. J. J. Mikkola. Das Protokoll wurde von Dr. Poirot geführt.

§ 1.

Der Vize-Präsident eröffnet die Sitzung und begrüsst die anwesenden Mitglieder. Er erinnert daran, dass der Verein seinen für das ganze Lesejahr beurlaubten bisherigen Präsidenten, Prof. Wallensköld, schwer vermissen wird; er hofft jedoch, dass das kommende Jahr für das Leben des Vereins ebenso günstig verlaufen wird, wie die vorigen.

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Als neues Mitglied wurde vorgeschlagen und gewählt Frl. *Tyyne Hildén.*

§ 4.

Bei den Wahlen des Vorstandes wurden als Präsident Prof. *H. Suolahti*, als Vize-Präsident Prof. *U. Lindelöf* und als Sekretär Dr. *I. Hortling* für das akademische Jahr 1913—1914 gewählt. Als Revisoren wurden Mag. *U. Cronvall* und Stud. *G. E. Svibergson* gewählt.

§ 5.

Prof. *Mikkola* hielt einen Vortrag über die Herkunft der Rumänen. Die alte, schon von den meisten Forschern verlassene Theorie sieht die Rumänen als Nachkommen der unter Trajanus in

Dacien angesiedelten Römer an. Die kurze Dauer der römischen Herrschaft, der Umstand, dass 100 Jahre nach der Räumung Daciens keine Römer mehr dort waren, und die gemeinsamen phonetischen Eigentümlichkeiten zwischen dem Rumänischen und dem Ostbulgarischen sind aber schwerwiegende Einwände. — In den 70:er Jahren stellte Rösler in seinen «Rumänischen Studien» eine neue Theorie auf, die von Miklosich, Jireček und Densusianu weitergeführt wurde. Die Heimat wäre entweder in Illyrien, Epirus und Serbien, oder in Serbien, dem Banat und dem südlichen Siebenbürgen, oder im westlichen Teil der Balkanhalbinsel zu suchen.

Prof. Mikkola geht von der Tatsache aus, dass das Rumänische nur mit dem ostbulgarischen o-Dialekt gemeinsame Züge aufweist. Die Verbreitungszone dieses Dialektes, zwischen der Donau, dem Schwarzen Meer, dem Balkan (Hämus) und westlich bis Nikopolis wäre nach ihm die Heimat der Rumänen.

1:o Das Zeugnis der Historiker und der Inschriften zeigt, dass die griechisch lateinische Sprachgrenze im 3.—5. Jh. n. Chr. über Alessio—Prizren geht; Serbien ist damals lateinisch. Nördlich vom Hämus dringt ein Keil griechischen Sprachgebietes bis Nikopolis vor und scheidet ein östliches lateinisches Gebiet, das bis südlich vom Hämus reicht, vom westlichen Gebiet ab. Es ist dies gerade das jetzige Gebiet des ostbulgarischen o-Dialektes. Eine lateinische Bevölkerung ist aus strategischen Gründen dorthin verlegt worden.

2:o Im westlichen lateinischen Balkangebiet (Illyrien, Dalmatien) war lateinisches langes ū über ǖ in ī übergegangen, ebenso langes ō über ū in ī. Lateinische Lehnwörter bei den Slaven spiegeln noch diesen Zustand wieder, z. B. lat. *jejunium*, kroat. *žežin*, lat. *Rōma*, kirchenslav. *Rimъ*. Dieser Übergang hat sich bekanntlich auch im Griechischen und im Albanischen vollzogen, z. B. *mūs* «Maus», alb. *mī*. — Im Rumänischen sind dagegen ū und ō als solche erhalten Ebenso ist lat. *ce, ci* im westlichen lateinischen Balkangebiet als *'ke, ki* erhalten, während das Rumänische *če, či* hat. Das Rumänische muss daher einen lateinischen Dialekt fortsetzen, der von dem Westbalkanischen abgetrennt war.

3:o Der Zug der als Wlachen bezeichneten Rumänen nördlich von der Donau lässt sich mit Hilfe der byzantinischen, altrussischen, altarmenischen, altungarischen und teilweise nordischen Quellen verfolgen Die Übersiedelung rumänischer Stämme nach Macedonien erfolgte wahrscheinlich während des zweiten bulgarischen Reiches, die Umsiedelung nach Istrien

ist wohl noch späteren Datums. Der in der Heimat gebliebene Teil des rumänischen Volkes wurde nur langsam von den Bulgaren absorbiert.

Im Namen des Vereins dankt der Präsident Prof. Mikkola für den interessanten Vortrag.

§ 6.

Prof. *Suolahti* teilte seine Erfahrungen über die deutsche und französische Prüfung beim Studentenexamen mit.

Die vielerörterte Frage, ob die Kontrolle der Schulprüfung der Universität oder den Schulbehörden anzuvertrauen sei, ist von sekundärer Bedeutung. Die Erfahrung zeigt aber, dass eine Kontrolle nötig ist; den Lehrern darf nicht das letzte Wort gelassen werden, schon deshalb, weil es Lehrer giebt, die die Kenntnisse ihrer Schüler nicht beurteilen können. Ausser der Ungleichheit in der Beurteilung der Leistungen von Schule zu Schule bestehen Ungleichheiten in der Vorbereitung der Schüler.

1:o in vielen Schulen legt man auf die Analyse des Satzes, die doch die beste Kontrolle für die Reife des Schülers bietet, nicht genug Gewicht.

2:o der Wortvorrat ist nicht immer genügend. Es müssten die allergewöhnlichsten Wörter, Konjunktionen, Adverbien usw. dem Abiturienten unbedingt bekannt sein und ihm also eingelernt werden.

3:o die Lehrpläne sind auch z. T. an den erteilten Prolongationen Schuld. Die in den staatlichen Schulen überhaupt schon geringen Stundenzahlen für das Französische bezw. Englische werden in gewissen privaten Schulen noch weiter reduziert. Das ist ein Missverhältnis, dessen Hebung an den betreffenden Schuldirektionen liegt.

Prof. *Söderhjelm* bespricht zuerst die erwähnten Mängel der Satzanalyse. Solange die Frage nach dem sprachlichen Grundunterricht nicht geregelt ist, wird eine Schwierigkeit für den neusprachlichen Unterricht bestehen. Andrerseits dürfte eine zweckmässige Einrichtung der Studien an der Universität dabei helfen. Die Universität hat den Studenten in dieser Hinsicht vielleicht nicht die richtige Anleitung geboten, besonders da die Erfahrung zeigt, dass der Unterricht der Lektoren von den Studenten nicht genügend verwertet wird. Vielleicht wäre es am Platz, dass die ordentlichen Vertreter der betreffenden Fächer moderne Texte allseitig, auch textanalytisch, be-

handelten, damit die Aufmerksamkeit der künftigen Lehrer auf diesen Punkt gelenkt wird.

Betreffend die Lehrpläne darf man nicht nur an die Schuldirektion appellieren. Es herrscht in der Tat eine zu grosse Freiheit. Wenn die Prüfungskommission aber bemerkt, dass die Schüler wegen ungenügender Stundenzahl durchfallen, muss sie das Recht haben, irgendwie einzugreifen, bezw. eine Anmerkung zu erteilen.

Prof. *Lindelöf* erinnert an einen speziellen Fall und weist im Zusammenhang damit auf die Rechte der Kommission hin Die ohnehin starke Belastung der Sprachstunden macht allerdings Schwierigkeiten; immerhin sind Kurse unter insgesammt 10 Wochenstunden bedenklich, solche von 6 Stunden, wie sie vorgekommen sind, absolut unmöglich gutzuheissen.

Was die Satzanalyse betrifft, ist es auch schwierig diese Seite des Unterrichtes befriedigend zu gestalten. Da die Übersetzungen aber einmal da sind, so muss man zusehen, dass sie nicht aufs Geratewohl getrieben werden, und dass ein Minimum an Präzision dabei gefordert wird.

Dr. *Uschakoff* ist der Ansicht, dass die Frage nach der Stundenzahl eine Sache der obersten Schulbehörde ist; vielleicht haben Abweichungen von den festgestellten Lehrplänen ohne Kenntnis der Behörde stattgefunden.

Der Wunsch Prof. Söderhjelms hinsichtlich des neuphilologischen Unterrichtes an der Universität ist sehr beachtenswert, da die Auskultationsproben zeigen, dass die Satzanalyse die schwächste Seite in der Vorbereitung des künftigen Lehrers ist. — Für den Schulunterricht wäre zwischen Satzanalyse und Formanalyse zu unterscheiden. Die Satzanalyse ist wissenschaftlich in manchem Punkte noch umstritten; eine Anzahl gröberer Fälle müssen aber beachtet werden. Die Formanalyse ist dagegen unbedingt notwendig, da die Präzision der Auffassung und der Übersetzung darauf beruht. Vielleicht hat man diese Seite vernachlässigt, weil die praktische Erlernung ziemlich viel Zeit beansprucht.

Die beanstandeten Mängel des Wortvorrates können teils am Lehrer, teils an dem beim Unterricht verfolgten Zweck liegen. Es ist berechtigt, dass die Universität auf die Fertigkeit im Textlesen Gewicht legt, und es ist zu hoffen, dass die geäusserten Bemerkungen kräftig wirken werden. Im Auslande hat man es mit Kursen in lexikalischer Fertigkeit versucht; trotz der praktischen Schwierigkeiten wäre vielleicht daran zu

denken. Die Elementarlesebücher müssten so eingerichtet werden, dass alle geläufigen Wörter darin reichlich vorkommen.

. Prof. *Söderhjelm* weist darauf hin, dass dies für das Französische schwer zu realisieren wäre, sowohl wegen der geringen Stundenzahl wie wegen der mit den Verfassern ziemlich stark variierenden Wortauswahl. Er vermutet ausserdem, dass manchmal heimlich zu viel französische Grammatik getrieben und der Wortvorrat darüber versäumt wird.

Mag. *Wasenius* sieht in der geringen Stundenzahl die Ursache der schlechten Resultate für das Französische, trotz intensiver Lehrtätigkeit. Zwölf Wochenstunden sind an und für sich zu wenig. Übrigens entsprechen die Resultate in Deutschland, nach seiner eignen Erfahrung, trotz der grossen Stundenzahl nicht ganz den Erwartungen.

Immerhin hat man die gewöhnlichen Wörter, besonders solche, die, wie Konjunktionen, Adverbien usw., wegen des abstrakten Inhaltes für den Schüler schwer zu behalten sind, nicht genug betont. — Die Mängel der Satzanalyse beruhen auch wohl z. T. auf der in den höchsten Klassen jetzt angewendeten Methode, wonach man bei der Behandlung des Textes sich darauf beschränkt, zuzusehen, dass er von den Schülern verstanden worden ist.

Prof. *Suolahti* will von der Satzanalyse nur die groben Züge dargestellt wissen, aber doch so, dass der Schüler mit seinem Texte fertig werden kann. Hinsichtlich des Wortvorrates sollten die Lehrer die gewöhnlichen Wörter überall, wo sie vorkommen, schärfer betonen.

Was die Resultate des Unterrichtes im Französischen betrifft, so sind sie nicht überall schlecht. Die Schüler einiger Schulen zeigen sogar gute Kenntnisse. Deshalb kann man verlangen, dass an anderen Schulen mit derselben Stundenzahl besseres geleistet wird, als oft geschieht.

In fidem:

J. Poirot.

Eingesandte Litteratur.

Bibliographisches verzeichnis der in der älteren literatur behandelten älteren germanischen bestandteile in den ostseefinnischen sprachen. Unter mitwirkung von fachgenossen und schülern herausgegeben von *E. N. Setälä.* Sonderabdruck aus den »Finnisch-Ugrischen Forschungen» XIII, Festgabe für Vilh. Thomsen, 2. teil. Helsingfors. 133 S.

Les classiques français du moyen age publiés sous la direction de Mario Roques: Les chansons de Guillaume IX duc d'Aquitaine (1071—1127), éditées par *Alfred Jeanroy.* Paris, H. Champion. 1913. XIX + 45 p.

Collection Teubner, publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr, L. Petry, n:o 9: *J. Denis,* Alfred de Vigny. IV + 138 p., cart. M. 1: —, rel. M. 1: 25. Notes: 88 p., cart. M. 0: 60. — N:o 10: *G. Hardy,* La revolution française I. V + 96 p. Notes 66 p. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1913.

Maurice Grammont, Le vers français, ses moyens d'expression, son harmonie. Deuxième édition refondue et augmentée (= Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris — 5) Paris, H. Champion 1913. 510 p.

A. Jeanroy, Carducci et la Renaissance italienne (= Annales de la Faculté des Lettres de Bordeaux et des Universités du Midi. Quatrième série. XXXIVe année: Bulletin italien, tome XII, N^0^ 4 octobre décembre 1912). 27 p.

Hilding Kjellman, La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonelle en français des origines au XVe siècle. Thèse pour le doctorat. Upsal 1913. 338 p.

Alfred Korlén, Tysk Språklära för de allmänna läroverken och flickskolorna. P. A. Nordstedt Söner, Stockholm 1913. VII + 238 S. Preis: Kronen 2: 75 geb.

Fritz Krüger, Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. S. A. aus Revue de dialectologie romane III—V. Hamburg, Sekretariat der »Société internationale de dialectologie romane.» 1913. 195 S., mit zwei Karten.

Namn och bygd. Tidskrift för nordisk ortnamnsforskning, utgiven av *Anders Grape, Oskar Lundberg, Jöran Sahlgren.* Årgång 1. 1913. Häfte 1. A.-B. Akademiska Bokhandeln, Uppsala, i distribution.

Emil Olson, Studier över pronomenet d e n i nysvenskan (= Lunds universitets årsskrift. N. F. Afd. 1. Bd. 9. Nr 3). Lund, C. W. K. Gleerup. VIII + 118 S. Preis 2 Kronen.

Albert Schinz, Les accents dans l'écriture française. Étude critique de leurs diverses fonctions dans le passé et dans le présent. Paris, H. Champion 1912. 81 p.

Hermann Steinberger, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Hirlanda von Bretagne sowie zu den ihr am nächsten verwandten Sagen. Diss. München 1913. 69 S.

A. Chr. Thorn, Sartre — Tailleur. Étude de lexicologie et de géographie linguistique. Avec deux cartes linguistiques (= Lunds universitets årsskrift. N. F. Afd. 1. Bd. 9. Nr 2). Lund, C. W. K. Gleerup. 71 S. Preis 2 Kronen.

E. Walberg, Trascrizione fonetica di tre testi altoengadini con commento (= Lunds universitets årsskrift. N. F. Afd. 1. Bd. 9. Nr 1). Lund, C. W. K. Gleerup. 31 S. Preis 1 Krone.

Zeitschrift für Positivistische Philosophie, herausgegeben von M. H. Baege. 1. Band. 2. Heft. Berlin, Arthur Tetzlaff.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix. Tome V (1911), n:os 1—4.

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome V, n:os 3—4 (Juillet-Décembre 1911).

Bibliographia Phonetica 1913 (VIII. Jahrg.), Nr 3, *Annotationes Phoneticae* 1913 (VII. Jahrg.), Nr. 3.

Bibliothèque Méridionale, 1re série, tome XV: Poésies de Uc de Saint-Circ, publiées avec une introduction, une traduction et des notes par A. Jeanroy et J.-J. Salverda de Grave. Toulouse, Éd. Privat, 1913. XL + 225 p. in-8⁰.

Bulletin de dialectologie romane, tome V, n⁰ 1—2 (janvier — juin 1913): O. J. Tallgren, Un desideratum: L'Atlas historique roman; Comptes-rendus; etc.

Finnisch-Ugrische Forschungen. Bd. XIII. Festgabe für Vilh. Thomsen. Zweiter Teil.

The Journal of English and Germanic Philology, Vol. XII, No 2 (April 1913): Bayard Quincy Morgan, Some Women in Parzival; C. M. Lotspeich, Celts and Teutons; J. T. Haussmann, Die deutsche Kritik über Novalis von 1850—1900; H. Z. Kip, M. H. G. Michel as a Strengthening Modifier; R. W. Pettengil, Zu den Rätseln im Apollonius des Heinrich von Neustadt; Fr. Klaeber, Notes on Old English Poems; A. H. Upham, English Femmes Savantes at the end of the Seventeenth

Century; Edgar F. Shannon, Chaucer's Use of the Octosyllabic Verse; P. S. Barto, The German Venusberg; Reviews and Notes.

Les Langues Modernes, Onzième année, n⁰ 5 (mai 1913): A. Duraffour, La langue complémentaire; G. Varenne, Le thème latin ou l'à peu près; G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; etc. — N⁰ 6 (juin 1913): A. Graindemil, On demande des lycées modernes; M. Kuhn, L'Assemblée générale de la «Modern Language Association»; G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; Livres et revues; etc. — N⁰ 7 (juillet 1913): H. Laudenbach, L'éducation de l'oreille; G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; H. Collet, Notes espagnoles; Livres et revues; etc. — N⁰ 8 (août-septembre 1913): G. Lefèvre, Utilitarisme et culture générale; F. Lannes, Le premier Congrès Russe de langues modernes; L. Vignolles et Ch. Veillet-Lavallée, L'Assemblée générale de Lille; Livres et revues; etc. — N⁰ 9 (octobre 1913): F. Feignoux, Déposition de l'Association des professeurs de langues vivantes devant la Commission parlementaire; A. Gricourt, Les épreuves de langues vivantes aux baccalauréats B et D; G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; M. Mignon, Notes italiennes; Livres et revues; etc.

Mnemosyne, nova series, vol. XLI (1913), partes III—IV.

Modern Language Notes, Vol. XXVIII, No. 5 (May 1913): Charlotte J. Cipriani, A Note on the Accentuation of Some French Names of Germanic Origin; Fr. W. Kracher, Die Mitleidstheorie in Lessings Dramen und ihr Wert für die Gegenwart; J. E. Wells, Some New Facts Concerning Fielding's »Tumble Down Dick» and »Pasquin»; Ch. W. Cobb, A Scientific Basis for Metrics; W. W. Florer, Note on Gustav Frenssen; B. I. Gilman, On a Disputed Terzetto in the »Paradiso»; H. M. Belden, Onela the Scylfing and Ali the Bold; Reviews; Correspondence; Brief Mention. — No. 6 (June 1913): Albert Morey Sturtevant, Altnordisch *Tryggr*; C. E. Andrews, The Authorship of *The Late Lancashire Witches*; Walther Fischer, Honoré d'Urfé's *Sireine* and the *Diana* of Montemayor; Charles Harris, Max Halbe; Rudolf Tombo Jr., Notes on Hauptmann's *Atlantis*; Reviews; etc.

Moderna Språk, VII. Jahrg., Nr 6 (Juni 1913): Carl O. Koch, Skrivningarna i de moderna språken; Gustaf Lindborg, Studentskrivningarna i de moderna språken; Emil Låftman, Ett förslag; G. A. Bergström, Det skall vara allvar med studentexamen; Herman Söderbergh, Replik; Birger Palm, Weg-

fall der Präposition im Englischen; C. S. Fearenside, Further Remarks on the English Realskolestil V. T. 1913; Theodor Hjelmqvist, Två rättelser till Calwagens och Melins edition av Freytags Die Journalisten; Fragor öch svar; H. Sgh., Till frågan om franskans ställning; Litteratur; usw. — Nr 7 (September 1913): Ernst A. Kock Språkhistorisk sanning; Ernst A. Kock, Substantivböjningen i de tyska skolgrammatikerna; Herman Söderbergh: Randanmärkningar till franska skoltexter I; Ivar Belanner, Bestämda artikelns bruk vid namn på gator o. d. i engelskan; C. S. Fearenside, Empire Readers and Others; Litteratur; usw.

Museum, 20ste Jaarg. No. 9—12 (Juni—Sept. 1913). — 21ste Jaarg., N⁰ 1 (Oct. 1913).

Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana, anno XXI, num. 5—8 (Maggio – Agosto 1913).

Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XXVIII, N:o 2 (June 1913): L. A. Paton, Notes on Manuscripts of the Prophécies de Merlin; A. Fortier, Casimir Delavigne Intime; G. O. Curme, Development of the Progressive Form in Germanic; J. P. Wickersham Crawford, The Visión Delectable of Alfonso de la Torre and Maimonides's Guide of the Perplexed; A. J. Tieje, A Peculiar Phase of the Theory of Realism in Pre-Richardsonian Fiction. A. Schintz, Histoire de l'Impression et de la Publication du Discours sur l'Inégalité, de J-J. Rousseau; C. R. Baskervill, The early fame of the Shepheards Calender. — No. 3 (Sept. 1913): J. H. Hanford, The mediæval Debate between Wine and Water; Christabel F. Fiske, Animals in Early English Ecclesiastical Literature, 650—1500; W. A. Stowell, Personal Relationships in Medieval France; R. K. Root, Publication before Printing; E. Bernbaum, Mrs. Behn's Biography a Fiction; E. F. Langley, The extant Repertory of the early Sicilian Poets.

Studi di Filologia Moderna, anno VI, fasc. 1—2 (Gennaio-Giugno 1913): L. E. Marshall, Greek Myths in Modern English Poetry. Orpheus and Eurydice. II.; Vincenzo de Angelis, Per la fortuna del Teatro di Racine in Italia; Comunicazioni; Notizie letterarie; Cronaca.

Unterricht und Sprechmaschine, 5. Jahrg. Nr 3—4 (Juni—Aug. 1913).

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, Deux témoignages inédits sur le costume des élégants au XIVe siècle; *W. Söderhjelm*, Le manuscrit des nouvelles de Francesco Maria Molza; *A. Wallensköld*, Le sort de la voyelle protonique non initiale latine en roumain, — alle drei Aufsätze in Mélanges offerts à M. Emile Picot, membre de l'Institut, par ses amis et ses élèves, Paris 1913, 2 Bde (der Aufsatz von Långfors I, 159—166, Söderhjelm I, 167—176, Wallensköld I, 238—255). — *A. Långfors*, Bespr. von Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. CXXII—CXXVII (1909—1911), in Romania XLII, 295—301; von Hj. Crohns, Den trolösa hustrun i två medeltida sagosamlingar (Helsingfors 1912), in Romania XLII, 317; von H. Andresen, Aus einem afrz. Tractat über das Schachspiel (Halle 1913), in Romania XLII, 473; und von Fritz Hummel, Zu Sprache und verstechnik des Sone de Nausay (Berlin 1912), in Romania XLII, 476—7. — *W. O. Streng*, Bespr. von W. v. Wartburg, Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen, in der Deutschen Litteraturzeitung 1913, Nr 36, Sp. 2275—2280. — *O. J. Tallgren*, Un desideratum: L'Atlas historique roman, im Bulletin de dialectologie romane, tome V (1913), fasc. 1—2, pp. 1—20.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *U. Lindelöf*, Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache, bespr. von *Eilert Ekwall* in Engl. Studien Bd. 46, S. 271 f., von *Wilhelm Horn* in Anglia Beiblatt Bd. 24, S. 195 f., von *A. M.* in Modern Language Review Bd. 8, S. 422, von *Bastide* in Revue Critique 1913 S. 445, von *Jantzen* in Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterricht XII, 2. — *A. Hilka* et *W. Söderhjelm*, Petri Alfonsi Disciplina clericalis, von *J. Acher*, in Revue des langues romanes t. LVI 2—3 (1913). — *Neuphilologische Mitteilungen*, Jahrg. 1911 und 1912, von *Lucien Foulet* in Romania XLII, 301—3. — *O. J. Tallgren*, Glanures Catalanes I—III (in den Neuphil. Mitteilungen 1911 und 1912), [von *Antoni M. Alcover*] in Bolletí del Diccionari de Llengua Catalana t. VII (1913), Nr 10, 299—302.

Der hervorragende französische Sprachpädagog Professor *E. Simonnot*, der im letzten Herbst auf Wunsch des Neuphilologischen Vereins in einigen hiesigen Schulen deutsche Musterlektionen gab, hat in der in Paris erscheinenden Zeitschrift »Revue Pédagogique» (April 1913) S. 365—73 einen »Impressions de Finlande» betitelten sehr wohlwollenden Artikel veröffentlicht.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 7/8	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1913

Reminiscences of Matthew Arnold in the Prose-Writings of Oscar Wilde.

In "The Critic as Artist," Wilde alludes to Matthew Arnold as "one whose gracious memory we all revere, and the music of whose pipe once lured Proserpina from her Sicilian fields, and made those white feet stir, and not in vain, the Cumnor cowslips." This daintily-worded eulogy is more than an elegant obituary compliment in praise of a distinguished fellow-craftsman, more than a mere formal recognition of the merits of one literary man by another. It implies, or might be taken to imply, an acknowledgment of the conscious debt of gratitude that he owed to one whose influence, of such paramount importance to the intellectual development of his country, had meant so much for his own development also, both as an aesthetic critic and as a writer of prose. In fact, out of the number of writers to whom, in either of these capacities, he was particularly indebted, Matthew Arnold may certainly claim one of the foremost places. I am even aware that among certain of his friends who were in the habit of discussing his works with him, the opinion is prevalent that there is more of Arnold in him than of anyone else, more even than of Pater and Ruskin, both as regards style, and

phraseology, and thought. I will not deny that this may be so; though, speaking for myself, I should think that, as far as his general attitude, his faculty of seeing things in their beautiful and seizing aspects, is concerned, not to mention other and more special points, his relationship to Pater is more striking still,—and this, by the way, seems to me to be the view taken by Wilde himself, judging by various statements made in his works. There can be little doubt that to Wilde, Pater's personality was decidedly the more interesting of the two, and that Pater's writings appeared to him in the light of unapproachable models of consummate outward form and high intellectual aim, exercising upon him, as he himself acknowledged, a curious fascination from which he was, perhaps, never quite able to free himself. How far his aesthetic creed, his methods of aesthetic criticism, were based upon the teaching of Pater, the initiated will know. His general standpoint may be defined as that of an aesthetic individualist. Well, if individualist he was by temperament and turn of mind, his aestheticism, so far as worked out to a theory on system, derived in a great measure from the hedonistic art-philosophy of Pater, as embodied, chiefly, in his essays on the Renaissance.[1]

What, then, were the ties of spiritual sympathy or kinship that united Wilde to Arnold? In what sense, to what extent, may he be said to be indebted to Arnold? We may gather, from the passage quoted at starting, from its terms of eloquent praise, its tone of a genuine and sincere liking, what was his attitude towards one side, at least, of the man's work. For the *poet* Arnold, indeed, Wilde always,—at least until after his imprisonment,—entertained a great admiration, although in his own poetry I do not think there are

---

[1] For particulars I refer to my "Notes on the Literary Relationship between Walter Pater and Oscar Wilde," published in the *Neuphilologische Mitteilungen*, Helsingfors, 1912.

as many echoes of Arnold as of some other poets,[1]--the masters he himself followed most closely belonged to quite a different world, and his own poetical manner never had much of Arnold in it. "*Thyrsis,*" he says somewhere, will never be fargotten, it has "that note of distinction that is so rare in these days of violence, exaggeration and rhetoric." And in *De Profundis* he speaks of the "clear note of lyrical beauty" in Arnold's song. But it wäs not by the sweet or austere beauty of his verse that Arnold appealed most strongly to him, it was not through his achievements in poetry that Arnold came to exert such a profound influence on his intellectual development. It was in his capacity of a gallant and untiring combatant of British Philistinism; it was as an upholder, against narrow-minded insularity and national prejudice, of the notion of "a free play of the mind upon all subjects" as a pleasure in itself, and for its own sake; it was, finally, as a refined artist in prose and delightful essay-writer. Arnold, emphatically a "soldier of light," just as Wilde was one, in "truth and the highest culture" would hail the one means of deliverance from silly middle-class respectability with its "incomparable self-satisfaction," from "the vulgarity of the

[1] The following are obvious parallels:—"God knows it, I am with you." (Arnold, "To a Republican Friend, 1848.")—". . These Christs that die upon the barricades, God knows it I am with them, in some things." Wilde, "Sonnet to Liberty.") "Seeing this Vale, this Earth, whereon we dream . ." (Arnold, Second Sonnet "To a Republican Friend.")—" . . Seeing this little isle on which we stand . ." (Wilde, "To Milton.") ". . and all the marvel of the golden skies." (Arnold, "Thyrsis.")—". . and all the glory of the stars." (Wilde, "At Verona."). It might be noted by the way that that wonderful passage in *De Profundis*,—"When one has weighed the sun in the balance, and measured the steps of the moon, and mapped out the seven heavens star by star, there still remains oneself," was clearly inspired by this stanza in Arnold's "Empedocles on Etna,"—

> Look, the world tempts our eye,
> And we would know it all!
> We map the starry sky,
> We mine this earthen ball,
> We measure the sea-tides, we number the sea-sands.

Philistines and brutality of the Populace" alike. Arnold, too, had realized, and, indeed, had spent the better half of a lifetime in trying to make others realize, that there is such a thing as a sphere of the pure and unimpassioned mind, with laws and issues of its own, and with which the demands and aspirations of the practical life have nothing whatsoever to do. One continuous inciting and educating of the public mind towards a higher clearness, culture, dignity, and self-consciousness,—an attempt, then, at a "resurrection of the general Socratic attitude," (as somebody has put it), that is what Arnold's criticism essentially amounts to; and it was precisely in its character of a *general* criticism, a "criticism of life," that it came to have an influence on Wilde, not so much through its bearings upon the various provinces of human activity to which it was actually applied. The difference, in this respect, between the two men is striking and characteristic. Wilde's point of view was that of the artist, the individualist *à outrance*, was never anything but that, could not be anything but that.[1] Arnold's, that of a man who, besides pursuing the scheme of a refined and noble self-culture he has worked out for himself, takes an interest in the affairs of his fellow-creatures at large, a man of intense humanitarian and social preoccupa-

[1] A good deal of fuss has been made about Wilde's so-called "socialism," as revealed, supposedly, in *The Soul of Man*. How "amongst the very poorest and most forlorn, and most desperate of the helots of Europe, the Jews of Russia and Poland, Oscar Wilde, known to them only as the author of this essay," has come to be "regarded in the light of a prophet, a benefactor, a saint" (R. H. Sherard), I must say I have always failed to understand. Whatever one may be pleased to read out of, or into, *The Soul of Man*, this work should certainly not be taken advantage of for any kind of Socialist propaganda. An intermediate and passing stage between the old economic system that is believed to be breaking up now, and a fancied Individualism of the far future, Socialism meant that much to Wilde, and no more. Art, and the absolute leisure and freedom of artistic personalities to devote themselves to the creation and enjoyment of beautiful things, without which they cannot survive, that was the one thing he ever really cared about; and it was only as a means of attaining to such a state of things that Socialism had any meaning or interest at all for him.

tions, a moralist, a "lover of man's perfection," a patriot even. Wilde's chief work in criticism was a work of aesthetic criticism. The critical activity of Arnold, resting, to quote his own words, on "an uncommonly large view of human perfection," and on a much wider range of practical experience, embraced such numerous and varied fields as politics, social economy, education, theology, and literature, and in each of these was, more or less, that of a professional man.

Even in that special field of aesthetic criticism where it is most natural to compare them and to seek for resemblances and contacts, these latter, I think, minute and abundant though they are, are less conspicuous, both as regards significance and number, than the many points on which they so radically differ. For if, as has been well said, Arnold's criticism is "eminently the antithesis of impressionist criticism," and, practically, consists in the application, as "a test and measure of quality and worth," of "certain definite *ideas*, held with elastic firmness but not developed into any set of procrustean principles,"[1] exactly the reverse might be said with equal truth about Wilde, whose criticism was as clearly and unmistakeably of an "impressionist" turn as Arnold's was not,[2] and who recognized no such arbitrary canons, imposed beforehand, as a measure of the excellence of a work of art, but held rather, with Wainewright, the subject of one of his best essays, that "no work of art can be tried otherwise than by laws deduced from itself." "A disinterested endeavour to learn and propagate the best that is known and thought in the world,"—there is Arnold's definition of criticism. According to Wilde, aesthetic criticism was not only not a mere handmaiden of the arts,—a vehicle for the promotion and knowledge

[1] W. C. Brownell, *Victorian Prose Masters*, Lo. 1902, p. 161.

[2] If we were to look about for any foreign parallels, the impressionist and "dilettantish" criticism of Lemaître or of An. France would suggest itself naturally, as emanating from a kindred spirit, and resting, in the last instance, on the same principle of the absolute subjectivity of all aesthetic impressions.

of what, in art or literature, is known or thought to be "the best in the world," nor yet a means of rightly interpreting and penetrating into the individual work of art, but, when of the highest kind,—as an independent, imaginative, or "creative" criticism,—nothing short of the supreme literary art. It was his belief that the one thing we are really concerned about in art, is what the work of artistic creation is to us at a certain definite moment. A work of art, if we are to derive from it the greatest possible amount of pleasure, should be approached at the due moment and in a proper spirit; should rely, for its power of influence, on a subtle correspondence and delicate harmony between itself and our own actual state of mind, irrespective whether it comes up, or not, to any preconceived notion we may have of a higher or a less high aesthetic excellence. In fact, the doctrine of the *μονόχρονος ἡδονή*, stript bare, it is true, of that high spirituality and inwardness which in Pater impart to it almost the character of a formula denoting some sacred act of worship, and adapted to the exigencies of a temperament more keenly susceptible to the sensuous beauty of things. There was about Wilde's criticism nothing that reminded one of the conscientious reviewer or the professional writer on matters aesthetic. True, he spoke authoritatively. His manner was *sans réplique.* He had all the aplomb and resourcefulness of the trained dialectician and a brilliant talker. He wanted to carry his point, and to carry it always with the utmost brilliancy of argument. But he was no doctrinaire. What apparent harshness or want of true liberality there might be about his paradoxes, is a matter of style only, and the favourite mask of that most versatile and impressionable spirit,—a piquant enough contrast, at which we may be sure he himself was not the one least amused. The motley host of writers and artists for whom he professed an admiration, or by whom he was actually influenced, sufficiently proves the width and variety of his sympathies and the eclecticism of his tastes.

It has been said of Arnold that he had no temperament,

and that he "lacked the edge at least of the aesthetic faculty."[1] I have no doubt that this is so, and that this is what really makes him inferior to Wilde as a writer on purely aesthetical subjects. He was rather too much of an intellectualist in his relations to Art. His perception of the poetic beauty was less in the nature of a fine frenzy of ecstatic intuition or unpremeditated abandonment than a delicate and meditative *Einfühlung*, a conscious and carefully balanced estimate; and thus his impressions of this or that poem, when transmitted to paper, came to lack that vivacity and freshness which, despite all artifice of style, are a never-failing attraction of all Wilde's criticism. Take his essay on "The Study of Poetry," in *Essays in Criticism*, Second Series (but first published in 1880). This, like most of the papers included in the same volume, contains, it is needless to say, much that is excellent, true, and solid. It is admirable alike for its clear common sense and its complete mastery of method, for fairness of estimate no less than for strength and fineness of insight. It could have been written only by a thoroughly cultured man, a born lover of fine literature. But it does not *fascinate*. A wearisome repetition of words and phrases, a certain hardness or dryness in the presentment of the facts, as it were, give prominence to what is apt to strike one as the essential weakness in the treatment of the subject-matter, —a lack of intensity or energy in the realization itself of those facts, and that faint touch of pedantry rarely quite absent from anything he wrote in criticism, and which reminds us that in expounding or analysing literature his object was always partly didactic.

Arnold wrote a style remarkable for its cultivated grace, its refined simplicity of diction, and equable balance of sense and phrase. A style very little "aesthetic," with nothing voluptuous or sensuous about it, with no great flexibility of joint or freedom of movement, and without any striking pictorial

[1] Brownell, *op. cit.* pp. 155, 156.

or rhythmical qualities; a thing of mainly intellectual appeal. In point of vocabulary and syntax,—apart from certain mannerisms, some of which will be mentioned in the following pages,—the very pattern of elegant soberness, erring rather on the side of regularity and orderliness than in quest of variety or embellishments. A style, in short, instinct with every charm of high breeding, of excellent (though not infallible) taste, of finely-attempered humour, but decidedly, whether judged by the beauty of its material, or measured by its width and energy of expression, of an inferior order to that of Wilde, when at its highest. As writers of prose they are, in reality, hardly amenable to the same rule; and it would be idle to push this parallel further, and to quarrel with the one for lacking the merits of the other, since after all they pursued very different aims, and each, in his own line of work, achieved remarkable things. Wilde was an artistic writer, Arnold was not. He had,—as even friendly and warmly appreciative critics seem ready to admit,[1]—just that faint suspicion of the Philistine in himself that would ever have prevented him from becoming an artistic writer. To the former, everything relative to the technique of his art was a matter of prime importance, and a source of intense fascination. To Arnold, preoccupations about form never had such an absorbing interest. He wrote, not so much for the pleasure of the thing, for the sheer delight in beautiful expression, as to enforce some precept of "conduct," to clear the national mind of prejudice, and advance by a step the culture of his age and his country. And perhaps the highest praise that we can give him as a prose-writer is that he succeeded, however barely, in making such a work as *Literature and Dogma,* and others of its class, readable.

Nevertheless, in spite of this difference of turn of mind and of temperament, of intellectual aims as of actual literary achievements, these two writers, as is well known, had many things in common; and it would indeed be hard to overrate

[1] Cf. Swinburne, *Essays and Studies*, Lo. 1875, pp. 147—148.

the influence exercised by the one upon the other,—however much, by a something diffuse and vague about it, that influence may baffle our attempts at an elaborate analysis or precise estimate of it. A comparison thus limited and qualified beforehand will, then, hardly require any allowances. It was an influence of thought, and it was an influence of style. And though it is with the latter chiefly that we are concerned here, it will hardly be deemed out of place if, before passing on to my subject proper, I premise a few remarks of a nature to show on what numerous points Wilde's criticism is reminiscent of, and may be traced back to Arnold.

It will have escaped few readers notice that the double-dialogue entitled "The Critic as Artist," in *Intentions*, was obviously written under the influence of Arnold's essay on "The Function of Criticism at the Present Time," in *Essays in Criticism* (1st ed. 1865). Not only was a dictum by Arnold the starting-point of that discourse of *Ernest* and *Gilbert* on the essence of criticism which makes up the first part of the dialogue, and the formula in which, at the end of their conversation, *Ernest* sums up his friend's theory about criticism being the highest form of creation, simply the exact reversal of that dictum and another much-quoted saying of Arnold's, but all through the dialogue we come across phrases and passages, — some of little importance in themselves, others weighty of argument and touching upon essential points of the matter in debate,—which were evidently suggested by things in Arnold's essay. It is not, of course, a question of plagiarism. There may be some deliberate borrowings: I believe there always are in Wilde's works. And, no doubt, while composing his dialogue, he was conscious in a general way of either agreeing with, or dissenting from Arnold; as, indeed, we are already forewarned by frequent references, open and implicit, to that writer. Most of these phrases and passages, however striking the analogy in some cases, bespeak an influence far more penetrating and deep-going than any that realizes itself through the coarse medium of plagiarism,—an

influence now patent and palpable, betraying itself by a close correspondence of expression and of thought, at other times, little more than a subtle and evasive element, hovering lingeringly, as it were, above a page, and of which we become aware through some pale reminiscence of phrasing merely, some delicate and dubious accent we fancy that we recognize. It is vaguely present, we feel, in these words of *Gilbert's*:—

> . . who [is] the true man of culture, if not he who by fine scholarship and fastidious rejection has made instinct self-conscious and intelligent, and can separate the work that has distinction from the work that has it not, and so by contact and comparison makes himself master of the secrets of style and school, and understands their meanings, and listens to their voices, and develops that spirit of disinterested curiosity[1] which is the real root, as it is the real flower, of the intellectual life, and thus attains to intellectual clarity, and, having learned 'the best that is known and thought in the world,' lives—it is not fanciful to say so—with those who are the Immortals.[2]

The elegant *rondeur* of this period, the finely balanced parallelism of its sentences, the complete equilibrium of its appeal to the mind and the senses alike, the alliterations and other tricks,—all these are Wilde's, are all hall-marked in no mistakeable way with the seal of their provenience. Yet the piece has about it, in two or three points, a faint suggestion of a passage in Arnold's essay, where, with less finish of phrase, and in a more matter-of-fact way, somewhat similar things are dwelt upon:—

---

[1] In his memoir of Wainewright, Wilde speaks again of "that fine spirit of disinterested curiosity to which we owe so many charming studies of the great criminals of the Italian Renaissance," from the pens of several distinguished writers whom he mentions.—Cf. "The disinterested curiosity, the *humanism* of the Renascence, are not characteristics of Milton," etc. (Arnold, *Mixed Essays*, Lo. 1879, p. 195).

[2] *Intentions*, Lo. 1911, p. 175. The quotations, as in the case of *De Profundis* and the *Essays and Lectures*, are from Methuen's F'cap. 8vo. ed.

> It is noticeable that the word *curiosity*, which in other languages is used in a good sense, to mean, as a high and fine quality of man's nature, just this disinterested love of a free play of the mind on all subjects, for its own sake, . . has in our language no sense of the kind . . . (*Essays in Criticism*, Lo. 1865, pp. 16—17).

That famous catchword, too, "a free play of the mind,"—and who can henceforth hear of "a free play of the mind" without associating the thing with the name of Arnold?—was, of course, readily echoed by Wilde. "Anything approaching to the free play of the mind," says *Gilbert* a little further on (p. 214), "is practically unknown amongst us," which is merely a "revised version" of,—"The notion of the free play of the mind upon all subjects being a pleasure in itself, being an object of desire, . . hardly enters into an Englishman's thoughts." (*Ess. Crit.* p. 16). And when told that "There was never a time when Criticism was more needed than it is now" (*Int.* p. 209), that "It is Criticism that makes us cosmopolitan" (*Ibid.* p. 211), and that "Intellectual criticism will bind Europe together in bonds far closer than those that can be forged by shopman or sentimentalist." (*Ibid.* p. 213), we are at once struck by the similarity in meaning of these passages with the following two in Arnold:—" . . almost the last thing for which one would come to English literature is just that very thing which now Europe most desires—criticism" (p. 1), and, ". . the criticism I am really concerned with . . is a criticism which regards Europe as being, for intellectual and spiritual purposes, one great confederation, bound to a joint action and working to a common result." (p. 39). Again these lines in *Intentions* (p. 182):—

> The great majority of people . . rank themselves naturally on the side of that splendid system that elevates them to the dignity of machines, and rage so wildly against the intrusion of the intellectual faculty into any question that concerns life, that one is tempted to define man as a rational animal who always loses his temper when he is called upon to act in accordance with the dictates of reason.

These, I say, not only have a resemblance of sense and style to, but doubtless were actually inspired by a passage in Arnold,—

> The Englishman has been called a political animal, and he values what is political and practical so much that ideas easily become objects of dislike in his eyes, and thinkers "miscreants," because ideas and thinkers have rashly meddled with politics and practice. (*Ess. Crit.* p. 16).

And *Gilbert's* contention, put forward in the usual paradoxical and pointed way, that it is "very much more difficult to talk about a thing than to do it," and that action "is always easy" (p. 128), as it were was anticipated by Arnold's exclaiming, with Goethe,—"To act is so easy . .; to think is so hard!" (p. 27).

It will be observed that in these parallels (the number of which might of course be considerably swelled) there is an obvious correspondence of meaning and, to a certain extent, one of phrasing, that there is a reminiscence of thought here and, partly, one of style, but that in each instance we have also, in Wilde's rendering of the thing, an element that is *not* reminiscence, that does not suggest any influence whatever, but is absolutely his own. We are, in reality, on this particular point, under much the same impression as with regard to Wilde's work generally,—that, viewed from the intellectual side alone, it is very largely of derivative inspiration, and that its chief distinction is not a profound originality of view and thought, but is wholly on the side of style, in that extraordinary brilliancy of execution and technical mastership that make us, while comparatively indifferent to *what* he says, intensely interested in *how* he says it. He probably never originated a single really great idea on any subject whatsoever, his leading thoughts on morals, on social economy, or on aesthetic criticism being in the main but such as were current or floating, grasped firmly or but vaguely apprehended, among wide numbers

of cultivated men of his generation. But it may be fairly questioned whether certain of these thoughts, none of which was, strictly speaking, his, have received more pregnant and eloquent expression in the works of any other writer within the last half century. It is, then, in his sole capacity of an artist in language that he strikes out a fresh vein, and is really to be counted with, and the quality of the intellectual enjoyment we derive from his work is essentially determined by his gift of assimilation and his talent for adaptation. To appreciate him fully is to appreciate him in his relationship with other writers and thinkers. Clever in themselves, the clever things he wrote and said are all the more admirable for leaving behind them the clever sayings of some one else, for being hit upon, as it were, in a last spirited effort at outdoing himself and outdoing others. He possessed, as few moderns have possessed it in equal measure, that quaint inbred love of the preposterous and the eccentric or the merely startling or violently picturesque, which, if turned to account by literary genius, constitutes a most powerful intellectual stimulant, and if denied the final applause is certain, at least, to secure a provisional triumph and the last word but one. In the subtle art of making much out of nothing and infinities out of a little, he was without rivals in this or in any age. Where others leave off, there Wilde steps in boldly, and lo! from the sound and solid ground-work of some well-established philosophy there soon aspires "through dizzy air" that astounding structure of fallacy and paradox, of truths distorted, and truisms shrewdly disguised into so many sophistries, bewildering reason, defying common sense. With him, just as contradicting himself meant merely variety of pose and versatility of attitude, contradicting others simply was a method of asserting his own independence of thought,—as far as that went. He undertook to disprove the theory of another, just to prove his own to be true at the same stroke. Hence the touch of frivolity and flippancy there is about much of his criticism. Hence the

reason why serious-minded readers generally refuse to take him "in earnest," and why his personality and writings are so profoundly antipathetic to such as pride themselves upon what they are pleased to call their "sound opinions" and "healthiness of mind."

Perhaps all this is nowhere better instanced than in the case of the first part of "The Critic as Artist." For this, if we consider the subject-matter alone, and of it the essential only, actually amounts to an attempt at refuting these two propositions of Arnold's,—that criticism ranks lower than creation, and that the aim of criticism is to help us to see the object "as in itself it really is." This controversial purpose is kept clearly and steadily in view throughout the essay, amid all the apparent accidents of the dialogue and the roaming fancies of the two talkers, and round it pivots the whole amazing complex of pleasant ingenuities, of elaborate exposition and opulent illustration, and superb flights of eloquence,—seemingly without any preconceived order or principle, as in any real conversation, but in fact subserving the same end and brought to bear with dexterous art upon the main issue. That this is so, I can think of no better way of showing, at once simply and effectively, than by printing parallelly, on the one side, the two or three passages in Arnold referred to above, and over against these a number of quotations from Wilde's essay representing, in its principal stages, the development of his theory, from the point of departure down to the crowning epigram, in which, after a fine climaxing of argument, it becomes ultimately crystallized.

Arnold.	*Wilde.*
Everybody . . would be willing to admit, as a general proposition, that the critical faculty is lower than the inventive. (*Ess. Crit.* p. 3.)	*Gilbert.* The antithesis between them is entirely arbitrary. Without the critical faculty, there is no artistic creation at all, worthy of the name. (*Int.* p. 121.)
The critical power is of lower rank than the creative. (p. 4).	. Criticism is itself an art. And just as artistic creation implies the

working of the critical faculty, and, indeed, without it cannot be said to exist at all, so Criticism is really creative in the highest sense of the word. Criticism is, in fact, both creative and independent . . . The critic occupies the same relation to the work of art that he criticises as the artist does to the visible world of form and colour, or the unseen world of passion and of thought. (pp. 137—138).

. . the highest Criticism, being the purest form of personal impression, is in its way more creative than creation, as it has least reference to any standard external to itself, and is, in fact, its own reason for existing, and, as the Greeks would put it, in itself, and to itself, an end. (p. 139).

[the critic's] sole aim is to chronicle his own impressions (p. 140).

It is the business of the critical power . . "in all branches of knowledge, theology, philosophy, history, art, science, to see the object as in itself it really is." (pp. 5—6).

. . this is a very serious error, and takes no cognisance of Criticism's most perfect form, which is in its essence purely subjective, and seeks to reveal its own secret and not the secret of another. For the highest Criticism deals with art not as expressive but as impressive purely. (p. 141).

[criticism of the highest kind] treats the work of art simply as a starting-point for a new creation. (p. 143).

Ernest. The highest Criticism, then, is more creative than creation, and the primary aim of the critic is to see the object as in itself it really is not; that is your theory, I believe? (pp. 145—146).

Gilbert. Yes, that is my theory. (p. 146).

I am not going to strain the analogy pointed out here by adducing yet further instances in proof of what ought already to be quite clear; but just to round off, I shall dwell for a moment on a few other examples I have noted, in the works just cited and also in various other productions by the two writers, of a somewhat similar parallelism.

In "The Decay of Lying," we are told that "To look at a thing is very different from seeing a thing," for "One does not see anything until one sees its beauty." (*Int.* p. 39). This, reduced to "what in its essence it really is," and stript of its vestment of epigram and paradox, is exactly what Arnold means when he says, with a reference to Keats, that "to see things in their beauty is to see things in their truth," (*Ess. Crit.* Sec. Ser. Lo. 1888, p. 116), beauty being "only truth seen from another side," (*Ess. Crit.* p. XVIII); or when he says of Joubert, the French philosopher and moralist (*Ibid.* p. 231), that he had "clearly seized the fine and just idea that beauty and light are properties of truth, and that truth is incompletely exhibited if it is exhibited without beauty and light," or, quoting from the same author, speaks of those spirits "who maintain that, to see and exhibit things in beauty, is to see and show things as in their essence they really are . . ." (*Ibid.* p. 232).--The following three passages in "The Critic as Artist" may be looked upon as variations on one that occurs in Arnold:—"It is to the critical instinct that we owe each new school that springs up, each new mould that art finds ready to its hand." (*Int.* p. 124). "Each new school, as it appears, cries out against criticism, but it is to the critical faculty in man that it owes its origin." (*Ibid.* p. 125). "An age that has no criticism is either an age in which art is immobile, hieratic, and confined to the reproduction of formal types, or an age that possesses no art at all." (*Ibid.* p. 124). This is a little more detailed, but amounts in substance to what Arnold meant to convey by his remark that "the creation of a modern poet, to be worth much, implies a great critical effort behind it; else it must be a

comparatively poor, barren, and short-lived affair." (*Ess. Crit.* p. 6).—There is, in Arnold's *Literature and Dogma* (Lo. 1873, p. 369), a paragraph beginning, "So true is this," etc., and containing a sort of historical parallel between the religious conditions of the English community of the writer's own day, and "the state of things presented in Judæa when Christ came," intended to prove,—what no one doubts,—that the representatives and sections of the former, bishops and dogmatists, Protestant Dissenters, philosophical Liberals, and so forth, were quite as bad in every way as those of the latter,—the chief priests and elders, the scribes, the Pharisees, the Sadducees, and the Roman governor. Though the resemblance is possibly merely a chance one, it strikes me as more probable that there is some reminiscence of this in the passage in *De Profundis* (pp. 88—90) where, in terms not very different from these, but with a note of personal disgust and bitterness added that was not in Arnold,—and, indeed, the shock of the encounter was still hot in his memory!—Wilde denounces the British Philistine, his own enemy and judge, as the shameful counterpart of those Jews of Jerusalem who killed Christ. I refer the reader to the passages in question as, on account of their length, neither of them is suitable for quotation here.—There are, of course, numerous other instances, but I do not know they are much worth taking notice of. It might be pointed out, for instance, that in Wilde's definition of the aesthetic instinct as "that unerring instinct that reveals to one all things under their conditions of beauty" (*Int.* p. 202), there is some reappearance of Arnold's more famous and much-contested characterization of poetry as "a criticism of life under the conditions fixed for such a criticism by the laws of poetic truth and poetic beauty" (*Ess. Crit.* II, p. 5,—repeated almost *verbatim*, on pp. 48 and 140—141); that "cultivated idleness" (Wilde, *Miscellanies,* Libr. ed. Lo. 1908, p. 154) and "cultivated leisure" (*The Soul of Man,* Lo. 1912, p. 38) probably merely echo Arnold's "cultivated inaction" (*Culture and Anarchy,* Lo. 1869, p. 253); that

"sweet simplicity" (Wilde, *Reviews,* Libr. ed. Lo. 1908, p. 128), if not actually an Arnoldian phrase, looks very much like one, and that there can be no doubt whatever as to the origin of the phrase, *the grand style,* in,—"The classical drama is an imaginative, poetic art, which requires the grand style for its interpretation, and produces its effects by the most ideal means." (*Reviews,* p. 72).[1] Lastly, because it is really so suggestive, it should perhaps be mentioned that out of the numerous quotations from other writers that occur in Wilde's essays, some, at least, were made at second-hand, being in reality reminiscences of, or re-quotations from Arnold. "Ordinary people are 'terribly at ease in Zion.'" (*Int.* p. 154), reproduces the same phrase in *Culture and Anarchy* (p. 151), there quoted from hearsay and attributed to Carlyle. Two other quotations,— one from Spinoza, the other from Dante,—in *Intentions* (p. 168) and *De Profundis* (p. 49) respectively, to the effect that sorrow "is a passage to a lesser perfection," and, conversely, that "sorrow re-marries us to God," are both in Arnold (*Ess. Crit.* pp. 265, 266), apparently of his own translation, and the immediate source of those in Wilde.

The weightiest, as also the most extensive, portion of Wilde's chief work in criticism is thus seen to be steeped in memories of Arnold, and in its capacity of a contribution to a theory of aesthetic criticism essentially proceeds from data furnished by Arnold's paper on "The Function of Criticism," —however much, in its ultimate issue, it may be found to deviate from them.[2] To fail to see this is, then, to miss the very point of its argument, quite irrespective of our capability

---

[1] [The Greeks] "are the highest models of expression, the unapproached masters of the *grand style*" (Arnold, *Poems*, Lo. 1853, Preface, p. XIII).

[2] It need hardly be pointed out that Wilde is here fighting on common ground with Pater. Wilde's theory of the imaginative criticism as an art, quintessential and final, outside and above the arts proper, may, on the whole, stand for a paradoxical and exaggerated representation of Pater's attitude towards Criticism as depicted, e. g., in the Preface to the *Renaissance.*

of arriving at an unprejudiced estimate of the literary merits of the piece. And this, we are entitled to conclude from what precedes, is the case, more or less, with certain of his other essays also. Now, what has been stated here with regard to Wilde's standpoint as an aesthetic critic, will prove, on a comparative examination of his prose-style, as such, to be equally true of that. For such an examination will give for its result that in his methods of handling language, as far as his prose-essays are concerned, Wilde was as much under the influence of Arnold as in his attitude towards Criticism. This I will try and show by pointing out a number of syntactic, and other peculiarities of Wilde's prose-style the development of which I think may be partly set down to such an influence. Only, as it is much easier to establish a community of intellectual sympathies between two writers, or to trace back to a possible source of inspiration, or discover parallels to some neatly defined theory or other, than to account for analogies of diction or word-order in a writer the very essence of whose character is defined in the statement that he was at once original and extremely susceptible to influences, I shall hardly be expected to do much more here than throw out some suggestions, or hazard a plausible conjecture now and then,—rather than venture on positive assertions, or pretend to offer the definitive explanation of things.

It was a matter of course that as an artistic and ornate essay-writer, Wilde should create for himself in language a medium on the whole very different from what Arnold found to be an adequate vehicle for his thoughts,—the thoughts, say, of a work like *Culture and Anarchy* or of the *Essays in Criticism*. The prose of Arnold, we have seen, in its general features, was decidedly of a normal and average type, though wrought to the highest level of perfection attainable in its kind. It had all the qualities (with the faults of most of them) that go to make up what is generally understood by a good prose-style,—it had truth, sincerity, clearness, order. It was an excellent instrument, if ever there

was one, of sound and useful teaching, in every high and honest sense of these words. But it was not an artistic and literary prose, as Wilde's was one, or, at least, it was not very often or very eminently that. Arnold, as Swinburne points out somewhere, "if justly judged, must be judged by his verse and not by his prose." As a poet, he was wholly delightful. As a writer of prose he aimed at truth and adequacy of expression in the first place, at *beauty* of expression in the second only. Being mainly preoccupied with inquiring into the reasonable and moral nature of the things, and making them appear under a moral and reasonable aspect, he naturally came to see in limpidity and clearness the chief merits and essential requirements of a style adapted mainly for such a purpose, and to secure these was apt, both by temperament and by conscious striving, to sacrifice any beauty of style and delicacy of phrasing supposed to be irreconcilable with them. He carried austerity to the point of absolute bareness, and, shy of anything that was likely to impair a clear, unambiguous, and straightforward presentment of facts, bade fair to dispense altogether with the luxury of image and metaphor. His weaker pages (and there are hundreds of them) are dreadfully dull and incredibly colourless. Even take one of his justly famous and really admirable passages,—the often cited apostrophe to Oxford, for instance, in the Preface to the *Essays in Criticism*,—and place it for a moment beside one of those marvellous pages in *Intentions* where Dante's dream is made new and wonderful to us, and we retrace once more the steps of the Florentine through all the horrors of Hell, or one of those, more lovely still, it may be, in which the conditions of artistic creation in Greek days are set forth with such consummate magic of words and charm of imaginative detail,—and how will its beauty grow slender, its graces fade away into a kind of pale refinement and anaemic elegance!

> Presently these new ideas reach society, the touch of truth is the touch of life, and there is a stir and growth everywhere;

> out of this stir and growth come the creative epochs of literature. (*Ess. Crit.* p. 6).

> It was the beginning of a great century for France, the seventeenth; men's minds were working, the French language was forming. (*Ibid.* p. 43).

> A fit prose was a necessity; but it was impossible that a fit prose should establish itself amongst us without some touch of frost to the imaginative life of the soul. (*Ess. Crit.* II, p. 39).

Little things like these, which in any other writer would be passed by unnoticed, but in a page of Arnold's stand out with a semblance of life and freshness, may, on the whole, be said to be the nearest attempt he ever made, in prose, at a more graphic and figurative, and less abstract mode of writing. Nor had he got the turn for picturesque exaggeration and humorous paradox. It was eminently characteristic of the man when he declared of himself, I forget where, that he "detested paradox." Paradox, in fact, was utterly provocative to his sense of the fitness and true proportions of things. I believe he never once wittingly made a paradox. A touch of sprightliness, now and then, of a very innocent kind, some playful over-expression, on rare occasions, that is all. Then note the tinge of pedantry and bookishness that there may be about that prose,—unwieldy Latinisms, eccentricities of word-order, curious inversions, in imitation, one would think at times, of the quaint seventeenth century language.[1] When Arnold writes,—" . . a Catholicism . . freed from its sacerdotal despotism and freed from its pseudo-scientific apparatus of superannuated dogma" (*Mixed Essays,* Lo. 1879, p. 121), just as Pater could write, in his most famous work,—" . . he is not beset at every turn by the inflexibilities and antagonisms of some well-recognised controversy, with rigidly defined opposites, exhausting the intelli-

[1] I should have liked to quote here, had space allowed it, a passage in *Culture and Anarchy* (p. 219), beginning,—"And in those among us Philistines," etc. It has something of the ponderous stateliness and intricate amplitude of a Taylor or a Milton.

gence and limiting one's sympathies," we must say that this is a style that bears too strong an imprint of the writer's intellectualism and habits of learned reading, and a style too closely packed with idioms of classical provenance to be thoroughly good English. How ungraceful, again, in spite of its slightly archaic flavour, an inversion like the one exhibited in the following quotation:—"At epochs when new ideas are powerfully fermenting in a society, and profoundly changing its spirit, aristocracies, as they are in general not long suffered to guide it without question, so are they by nature not well fitted to guide it intelligently." (*Mix. Ess.* p. 17).

The question now arises,—If this is so, how was it at all possible that such a prose as Arnold's, the general character of which I have tried to sketch forth above, could have had any attraction for a writer like Wilde? The answer may be said to be involved in the fact that on all those points, whether with regard to sentence-structure or phraseology, where such an influence can be indicated with some certainty, Arnold's manner is eminent for its emphasis and clearness. I do not say that these were the qualities that Wilde most admired in Arnold. He may not even have been aware himself that he owed anything to Arnold, in a mere technical way, beyond a few borrowings or some casual reminiscences. But I do say that this was really the connecting link between them, as writers of prose, and that but for a natural incapacity for haze and ambiguousness, common to both, and a tendency, equally strong in either, towards clearness of utterance, Arnold could not have exercised any kind of formative or structural influence on the prose-style of Wilde. Now, as for the latter, to be clear and brilliant was a thing that partook of the very essence of his genius. No affluence of imagery, no profusion of ornament, could quite obfuscate that brilliancy of his, or even sensibly blur it. The least thing he wrote has a curious effulgence or brightness about it that comes from within, and is there always, irrespective of tone or manner or phraseology. Whether couched in a style simple as in *De Profundis,* or in

the overloaded and "precious" phrasing of *Intentions,* his thought stands out with the same clearness of moulding and sharply defined outlines. In art, I think he says somewhere, in a phrase adapted from Swinburne, being articulate is everything. The secret of his own success as a writer lies greatly in his uncompromising observance and faultless application, under any conditions of workmanship, of that rule or doctrine. Arnold, if less brilliant, had as much of clearness as he had, —a clearness pellucid and limpid, as of placid lake-water, emitting no dazzling radiance but suffused with a mellow and softened light. Indeed, this quality of transparence or limpidity, as it was a necessity with him intellectually, and profoundly conditioned all his thinking, so in a way it may be said to sum up the merits of his prose-style, imparting to even such of his works as in other respects were rather failures, some kind of literary interest.

This "natural light of mind," this craving for clearness of form and accuracy of expression, both in Wilde and in Arnold manifest themselves in a general preference for direct propositions and the simpler methods of sentence- and paragraph-structure,—all the more intricate modes of periphrasis and inversion being, *as a rule,* avoided,[1]—in a frequent use

[1] Not that Wilde did always express himself in very brief or very simple sentences. It sometimes amused him to reproduce the manner of Ruskin, at other times that of Pater, neither of which is conspicuous for its simplicity. And of course he knew as well as anybody that variety can no more be dispensed with in sentence-structure than in the matter of vocabulary, figurative embellishments, and the like. Generally speaking, however, I should say his periods are neither very long nor remarkably complex. The same,—with restrictions,—may be said of Arnold. In all his books, especially the less good ones,—that is to say, broadly considered, those not devoted, entirely or in part, to literary criticism,—there will be found quite a number of intolerably long and artificially twisted periods. Apart from such, however, and an occasional plethora of cumbersome Latinisms, his diction and his methods of syntactic arrangemnnt leave little to be desired in point of clearness and intelligibility. As Mr. G. K. Chesterton says, in his amusing and mischievous little book, *The Victorian Age in Literature:* — "He did not mind how elaborately long he made a sentence, so long as he made it clear."

of the balanced construction, or parallelism, very often conjoined with contrast or antithesis (in Wilde more so than in Arnold), in a constant repetition of words and phrases (and here Arnold takes precedence of Wilde) with a view to emphasis, or for the purpose of knitting together more firmly a succession of sentences, finally in the placing of certain qualifying adjuncts *after* and not, as usual, before, the words qualified. In the following pages I have tried to bring out, under these heads, a number of marked points of resemblance between the two writers. The quotations from Wilde are all from his essays, his other prose-works being, of course, hardly of a nature to be compared, from any point of view, with those of Arnold. Of Arnold's works, five in all have been quoted from, including his best-known volumes of literary, political, theological, or miscellaneous criticism. I may premise also that of the modes of construction or diction exemplified not one is of rare occurrence; the merely curious or exceptional I have left out altogether.

First, then, as regards sentence-structure and word-order. Take the following passage in the *Essays in Criticism:*—

> Pompeii was a sign that for humanity at large the measure of sensualism had been over-passed; St. Francis's doubt was a sign that for humanity at large the measure of spiritualism had been over-passed (p. 206).

Or any of these two in the Second Series of the *Essays in Criticism:*—

> Born in the same year with Milton, Gray would have been another man; born in the same year with Burns, he would have been another man (p. 92).

> A poetry of revolt against moral ideas is a poetry of revolt against *life;* a poetry of indifference towards moral ideas is a poetry of indifference towards *life* (p. 144).

Or, again, this one (*Ibid.* p. 251):—

> The man Shelley, in very truth, is not entirely sane, and Shelley's poetry is not entirely sane either.

In all these, with slight variations, we have the same mode of structure: a parallel construction of two independent sentences put in antithetical and epigrammatic balance, with repetition of words or phrases. In each instance, the same thing substantially might no doubt have been expressed in half a dozen other ways. But one does not see how any of these possible renderings would bear comparison, in respect of efficiency and clearness, with the actual one. Now, this form of sentence-structure, very frequent in Arnold, and highly characteristic, occurs no less often in Wilde; almost any page of his essays might be turned up for instances of exactly the same type as the above ones:—

> . . he who does not love art in all things does not love it at all, and he who does not need art in all things does not need it at all. (*Essays and Lectures,* p. 150).

> To Plato, with his passion for wisdom, this was the noblest form of energy. To Aristotle, with his passion for knowledge, this was the noblest form of energy also. (*Int.* p. 170).

> Science is out of the reach of morals, for her eyes are fixed upon eternal truths. Art is out of the reach of morals, for her eyes are fixed upon things beautiful and immortal and ever-changing. (*Ibid.* p. 192).

> If they saw the beauties [in Shakespeare], they would not object to the development of the drama; and if they saw the defects, they would not object to the development of the drama either. (*Soul of Man*, p. 48).

This parallelism, in point of grammar, may be modified in various ways. It may be formed, as in the following samples from Arnold, by a complex sentence of two groups, one of the groups being a comparative clause introduced by *as*, *just as*.

> A thousand arguments may be discovered in favour of inequality, just as a thousand arguments may be discovered in favour of absolutism. (*Mix. Ess.* p. VIII).

They who 'seek the Eternal,' and they who 'follow after righteousness,' were identical; just as, conversely, they who 'fear the Eternal,' and they who 'depart from evil,' were identical. (*Lit. and Dogma*, p. 123).

. . our friends, the philosophical Liberals, are not slow to call this, too, a degrading superstition, just as Protestants call the doctrine of the Mass a degrading superstition. (*Ibid.* p. 305).

. . as the Jews were always talking about the Messiah, so they were always talking, we know, about God. (*Ibid.* p. 221).

. . to use Spinoza's denial of final causes in order to identify him with the Coryphæi of atheism, is to make a false use of Spinoza's denial of final causes, just as to use his assertion of the all-importance of loving God to identify him with the saints, would be to make a false use of his assertion of the all-importance of loving God (*Ess. Crit.* p. 268).

In these instances, picked out at random, the form of the grammatical construction differs a little from that exemplified in those given above. Here, too, however, there is a combination of balance, contrast, and repetition of phrase (the latter pushed to an extreme never met with in Wilde). The emphasis is attained in practically the same way, only that, the two members of the parallelism being conjoined syntactically, the antithesis comes out, perhaps, a trifle less sharply. [1] Quite an array of examples of much the same pattern may be drawn from Wilde's essays.

[the Greeks] invented the criticism of art just as they invented the criticism of everything else. (*Int.* p. 112).

. . just as the philanthropist is the nuisance of the ethical sphere, so the nuisance of the intellectual sphere is the man who is so occupied in trying to educate others, that he has never had any time to educate himself. (*Ibid.* p. 180).

---

[1] Note the insertion of modifiers that are, strictly speaking, unnecessary: this tends to blunt a little the epigrammatic point, as *conversely* in the second quotation, or *we know* in the fourth. These modifiers are generally avoided by Wilde.

When Jesus talks about the poor he simply means personalities, just as when he talks about the rich he simply means people who have not developed their personalities. (*Soul of Man*, p. 23).

It is always twilight in one's cell, as it is always twilight in one's heart. (*De Prof.* p. 23).

Parallelism, with epigrammatic point and climax, and repetition as before, there is again, on a slightly varied principle of syntactic combination, in the following passages:—

Not only had Shelley dealings with money-lenders, he now had dealings with bailiffs also. (*Ess. Crit. II*, p. 232).

[In this vigorous performance Dryden has to say, what is interesting enough, that] not only in poetry did Mrs. Killigrew excel, but she excelled in painting also. (*Ibid.* pp. 97—98).

[We shall recognise him in his place, as we recognise Shakespeare and Milton; and] not only we ourselves shall recognise him, but he will be recognised by Europe also. (*Ibid.* p. 134).

The last-quoted passage, but for a certain baldness of phrasing, might have been written by Wilde. In the next-foregoing one, on the other hand, the words bracketed may serve as a specimen of that perfectly mediocre phrasing in which Arnold himself very often "did excel." The similarity between these passages and the following ones is obvious.

. . not merely the beauty that men look at, but the beauty that men listen to also. (*Int.* p. 147).

. . the sixteenth century was not merely the age of Vitruvius; it was the age of Vecellio also. (*Ibid.* pp. 239—240).

Finally there occurs, now and then, in Arnold a sort of parallel construction formed by two subordinate clauses in antithetical balance,—each expressing the justification, or development, of an idea conveyed by a preceding adjective, —with the usual iteration of phrase:—

> . . it is evident . . both how important a thing conduct is, and how simple a thing. Important, because it covers so large a portion of human life, and the portion common to all sorts of people; simple, because, though there needs perpetual admonition to form conduct, the admonition is needed, etc. (*Lit. and Dogma,* p. 17).

> They have thus become, in a certain sense, of all people the most inaccessible to ideas and the most impatient of them; inaccessible to them, because of their want of familiarity with them; and impatient of them because they have got on so well without them, etc. (*Ess. Crit.* p 159).

Here, too, we may trace an analogy with Wilde, which is interesting enough, seeing the peculiar character of this construction: —

> It is at once too easy and too difficult to be a popular novelist. It is too easy, because the requirements of the public . . are within the reach of the very meanest capacity and the most uncultivated mind. It is too difficult, because to meet such requirements the artist would have to do violence to his temperament, etc. (*Soul of Man,* p. 45).

It is a well-known principle of rhetoric that by placing a word, or group of words, or a whole sentence, in any position but the regular or ordinary one, we may bring it into prominence and emphasize it. This method of inverting the normal order, for the purpose of emphasis, was quite a favourite device with Arnold, as shown by the examples quoted below. In some of these instances, the inversion is certainly quite correct, though probably most other writers would have preferred the post-adjunct order; as in,—" . . the churches cannot . . conceive the Bible without the gloss they at present put upon it . ." (*Lit. and Dogma*, p. IX), or in,—" . . that there is here any contradiction or mistake, some do deny." (*Ibid.* p. 138), or in,—"We have seen that some new treatment or other the religion of the Bible certainly seems to require . ." (*Ibid.* p. 116). Nor, perhaps, since strong

emphasis is wanted, could exception be taken to such inversions as,—" . . without knowledge of the facts, no clearness or fairness of mind can in any study do anything." (*Ibid.* p. XXIV), or,—"On this Bible dogma if Churches were founded, and to preach this Bible dogma if ministers were ordained," etc. (*Ibid.* p. 288). In the next four instances, however, the order strikes one as very quaint, and the emphasis as being wrongly placed:—" . . those from whom we take what we now in theology most want . ." (*Ibid.* p. XXVIII). —" . . an idea . . from which we might proceed to argue and to make inferences, with the certainty that . . the basis on which we were going everyone knew and granted." (*Ibid.* pp. 11—12).—" . . Parliamentary Liberalism [will and must long mean this] that the Barbarians should pass away, . . and that into their heritage the Philistine should enter." (*Cult. and An.* p. 269).—Yet another step, and we enter the domain of sheer eccentricity, as in,—" . . it was an extraordinary novelty . . when this identification was by Jesus boldly made." (*Lit. and Dogma,* p. 218).—" . . the turbid *Aberglaube* . . was by the disciples of Jesus borrowed, and transferred wholesale to Christ and Christ's future advent." (*Ibid.* pp. 224—225).—" . . I again take myself as a sort of *corpus vile* to serve for illustration in a matter where serving for illustration may not by every one be thought agreeable . ." (*Cult. and An.* p. 106). This sort of inversion departs, of course, from the ordinary usage, and instances will certainly be seldom met with in modern English prose outside of Arnold. As used by the latter, it was probably meant to be emphatical, though originally, perhaps, suggested by the example of elder writers.[1] Of this unusual order there are, however, some instances in Wilde as well, and the possibility of a reminiscence would not seem to be quite excluded. Here is a brief passage in *The Soul of Man* (p. 75) describing the flight of Cellini from prison, where he had been put by the Pope:—" . . crept out from tower to tower, and falling through dizzy air at dawn, maimed himself, and was by a

vine-dresser covered with vine leaves, and carried in a cart to one who . . had care of him." As will appear from even this mutilated extract, this passage is couched in quite a different style from those just quoted, and the inversion is of course not in the nature of an emphasis, but was probably adopted either because of its quaintness, as a means of heightening the poetic flavour of the expression, or simply on the ground that the collocation of *vine leaves* and *vine-dresser* would have yielded a somewhat disagreeable effect. The likeness with Arnold is a purely abstract one (if I may say so), being limited to the form of the construction.—Emphatic pre-order of adverbial adjunct, with inversion of predicate, there is in,—" . . an amount of useful information from which never, even in his most meditative moments, can he thoroughly free himself. (*Int.* pp. 6—7). This is a type of frequent occurrence both in Wilde and in Arnold. Cf. "It gives him lessons which nowhere else from an Englishman's work can he obtain . ." (*Mis Ess.* p. 268).—In the following passages:—" . . a painter is limited, not to what he sees in nature, but to what upon canvas may be seen." (*Int.* p. 148).—" . . out of ourselves we can never pass, nor can there be in creation what in the creator was not." (*Ibid.* p. 184), the inverted order is also the emphatic order, and so far both passages may be said to convey some suggestion of the modes of inversion particularly affected by Arnold. It should be observed, however, that in both, the words are placed in *cross-order*, an arrangement which, like all similar devices, has for its aim intensification of diction by the avoidance of the regular and the commonplace. And this order, curiously enough, is as rare in Arnold as it is frequent in Wilde,—so rare, indeed, that one is tempted to note, as mere exceptions, the few instances that actually occur, such as,—"Difficult, certainly, is the right reading of the Bible, and true culture, too, is difficult." (*Lit. and Dogma*, p. XXXII).

It may seem a trite observation that one of the most prominent characteristics of Arnold's prose-style, and certainly

the one that most tended to impair its fine quality, was his trick of repeating, with absolute recklessness, whole clusters of words and phrases. He had a knack of going on mouthing and playing upon a phrase page up and page down that was little short of a mania, and a method of "crying his text like a hawker" (to quote one critic) that could be extremely exasperating. Someone has pointed out that this was not always so, but that this tendency, although traceable from the very first, was chiefly a feature of his later work. Thus, in the *Essays* of 1865, there is a good deal of that "hammer-play," as it has been called, but not enough of it by far to spoil, or even perceptibly to affect, the thorough soundness of that admirable prose; while in those written about 1880 (and re-edited, together with others, in 1888 as a Second Series of *Essays in Criticism*) it is a constant source of irritation, and whole pages and paragraphs are absolutely disfigured by it. Of course, repetition, as long as not suffered to degenerate into mere mannerism or caricature, is an excellent means of emphasis,—so much so, indeed, that it has been called "the strongest generator of emphasis known to language;"[1] and of course there *are* occasions when not to repeat, and even repeat on a very large scale, will be simply to miss one's point, and to lose in effectiveness what may be gained in variety of phrase. To borrow an illustration from a writer whose method on this point forms a contrast to that of Arnold or of Wilde, when E. A. Poe writes somewhere,—"Just as the Intellect concerns itself with Truth, so Taste informs us of the Beautiful, while the Moral Sense is regardful of Duty," a reader whose interest is easily engrossed by technicalities of style will, perhaps, find that the contrivance of using a different predicate in each of the three members of this period, by the mere fact of variety being thus obviously and a little laboriously sought after, is apt to

[1] Prof. W. Raleigh, in a suggestive little volume, *Style*, Lo. 1908.

divert his attention from what is the really important point here, viz., the difference stated to exist between the three several faculties of the mind and between their respective "objects." An instance of felicitous repetition, on the other hand, we have in:—"Other poets with a like liberty do not attain to the fluidity of Chaucer; Burns himself does not attain to it." (*Ess. Crit.* II, p. 31). The iteration of the word *attain* seems a comparatively small matter; yet, it is easy to see, half the secret of the thing lies there. In the following quotation from Wilde, repetition is used with a no less subtle feeling for the effects to be derived from it:— "The honest man is to sit quietly [at the theatre], and know the delightful emotions of wonder, curiosity, and suspense. He is not to go to the play to lose a vulgar temper. He is to go to the play to realise an artistic temperament. He is to go to the play to gain an artistic temperament." (*Soul of Man*, pp. 66—67). How much more expressive, and in the spirit of true eloquence, is this than to say, for instance:—"He is not to go to the play to lose a vulgar temper, but to realise, nay, to gain, an artistic temperament." In this passage in *Essays in Criticism* (p. 14), it has been aptly combined with antithesis and climax: —"It does not hurt him [Burke] that Dr. Price and the Liberals were enraged with him; it does not even hurt him that George the Third and the Tories were enchanted with him." For, "it does not even hurt him," insert "nor even," or some such words, and the effect will be spoilt altogether. However, this method of repetition may easily be employed to an undue extent, as often in Arnold,—as is seen, for instance, in the following two passages, which, if retouched with a view to some more variety of expression and a slight toning down of statement, one might think would have produced a better effect, without losing much in clearness:—" . . those ulterior, political, practical considerations about ideas which plenty of people will be sure to attach to them, which perhaps ought often to be attached to them, which in this country at any rate are certain to be attached to them quite sufficiently

. ." (*Ess. Crit.* pp. 18—19).—"His poetry transcends and effaces, easily and without effort, all the romance-poetry of Catholic Christendom; it transcends and effaces all the English poetry contemporary with it, it transcends and effaces all the English poetry subsequent to it down to the age of Elisabeth." (*Ess. Crit.* II, pp. 31—32).—A form of iteration that is probably peculiar to Arnold may be illustrated by another couple of quotations:—"Ideas cannot be too much prized in and for themselves, cannot be too much lived with." (*Ess. Crit.* p. 12).—" . . he lived with the great poets, he lived, above all, with the Greeks . . ; and he caught their poetic point of view for regarding life, caught their poetic manner." (*Ess. Crit.* II. p. 42). It is, perhaps, not very easy to suggest the right word of criticism for this sort of thing. There is nothing that is downright bad in the phrasing of either passage. But I think it may be said that, instead of adding to the force or energy of the expression, the repetition of the predicate, by bringing in a kind of unpleasant swing, rather deprives it, in some measure, of both.

In some of the above passages, the use of repetition is, at least, admissible, though for one reason or another one may like it less in some instances than in others, or even not like it at all. Now, for a contrast, read this! "The needful qualities for a fit prose are regularity, uniformity, precision, balance. The men of letters, whose destiny it may be to bring their nation to the attainment of a fit prose, must of necessity . . give a predominating, an almost exclusive attention to the qualities of regularity, uniformity, precision, balance." (*Ess. Crit.* II, p. 39). How frightfully rigid that is, how quite devoid of fluidity and suppleness and the breath of life! Or, again, take this passage in *Literature and Dogma* (p. 25):—" . . the first man who . . controlled the native, instantaneous, mechanical impulses of the instinct of self-preservation, controlled the native, instantaneous, mechanical impulses of the reproductive instinct, had morality revealed to him." The same stiffly-articulated sentences, here, the

same array of unwieldy learned locutions. If this is to be taken to conform to his own standard of a "fit prose," all one can say is that the less one sees of it the better. I shall not quote here that famous paragraph on Burns, in "The Study of Poetry" (*Ess. Crit.* II, p. 44), with its tedious and tasteless harping on "Scotch drink, Scotch religion, and Scotch manners." The following passages, if less glaring, may stand as equally representative of this absurd practice:—

> It is not the French aristocracy and professions, it is the whole French middle class, which is astonished at the pleasures of the gay and pleasure-seeking portion of our middle class. It is not the French aristocracy and professions, it is the whole French middle class, which is astonished at the hideousness and immense ennui of the life of the graver portion. (*Mix. Ess.* p. 168).

If this is bad, what can be said in favour of,—

> An organ like the *Revue des Deux Mondes*, . . existing, it may be said, as just an organ for a free play of the mind, we have not; but we have the *Edinburgh Review*, existing as an organ of the old Whigs, and for as much play of mind as may suit its being that; we have the *Quarterly Review*, existing as an organ of the Tories, and for as much play of mind as may suit its being that; we have the *British Quarterly Review*, existing as an organ of the political Dissenters, and for as much play of mind as may suit its being that; we have, etc. (*Ess. Crit.* pp. 19—20)?

or, still more, of the following,—

> What is freedom but machinery? what is population but machinery? what in coal but machinery? what are railroads but machinery? what is wealth but machinery? what are religious organisations but machinery? (*Cult. and An.* p. 16).

Very sad, and, no doubt, very true. Only it is a pity that these mournful reflections should be conveyed in a language eminently fit to impress one with a sense of the mechanicalness as much of the prose of Mr. Matthew Arnold as of any other mundane thing.

Now, the fact is that Wilde indulged himself nearly as freely in the use of repetition as Arnold did, and it seems probable that on this point as well he was influenced by the example of the latter. Only, with Wilde it never became invested with that absurdly exaggerated character it assumed so often in Arnold. More keenly alive to the sensuous beauty of words, and endowed with a surer instinct of artistic refinement, he rarely committed any of those blunders of taste of which Arnold was sometimes guilty. For instance, that strange paragraph in *The Soul of Man*, beginning,—"There are three kinds of despots," etc. (pp. 73—76), for all its artificiality has a charm and beauty of its own,—a beauty not unlike that of some finely built-up poem, its sharply divided members partaking somewhat of the character of stanzas, while certain words thrice repeated, in an ominous and solemn strain like an incantation, might in a way stand for the burden. These lines, too, are noteworthy (*Ibid.* p. 77):—

> . . the past is of no importance. The present is of no importance. It is with the future that we have to deal. For the past is what man should not have been. The present is what man ought not to be. The future is what artists are.

One would not say that either of these instances suggests what might be taken as forming the essential element of Arnold's method of repetition: a peculiar stiffness of movement and monotony of sound, inseparable from the recurrence, within restrained limits of space, of clumsy and complex phrases and long rows of words,—and *what* words sometimes! An approach to Arnold's "least fine mode" there is, however, in the following two passages in *The Soul of Man,* which, but for an aphoristic terseness of phrase and sentence, would have offered a fairly close analogy with certain of those quoted from Arnold:—

Up to the present man has hardly cultivated sympathy at all. He has merely sympathy with pain, and sympathy with pain is not the highest form of sympathy. All sympathy is fine, but sympathy with suffering is the least fine mode. (p. 82).

Every man must be left quite free to choose his own work. No form of compulsion must be exercised over him. If there is, his work will not be good for him, will not be good in itself, and will not be good for others. (p. 14).

Much more strongly we are reminded of Arnold in a number of other passages, in the same essay and elsewhere, all of which will afford ample illustration of the various devices of style that have been noted in the foregoing as characteristic of the manner of both of them: antithesis, parallelism, climax, and repetition:—

They find themselves surrounded by hideous poverty, by hideous ugliness, by hideous starvation. (*Soul of Man.* p. 2).

[Private property] has debarred one part of the community from being individual by starving them. It has debarred the other part of the community from being individual by putting them on the wrong road, and encumbering them. (*Ibid.* p. 17).

Art is the most intense mode of Individualism that the world has known. I am inclined to say that it is the only real mode of Individualism that the world has known. (*Ibid.* p. 41).

[the modern world] proposes to do away with poverty and the suffering that it entails. It desires to get rid of pain, and the suffering that pain entails. (*Ibid.* p. 89).

[The new Individualism] will be what the Greeks sought for, but could not, except in Thought, realise completely, because they had slaves, and fed them; it will be what the Renaissance sought for, but could not realise completely except in Art, because they had slaves, and starved them. (*Ibid.* p. 90).

What lies before me is my past. I have got to make myself look on that with different eyes, to make God look on it with different eyes. (*De Prof.* p. 118).

> To a little child, whether he is in prison on remand or after conviction is not a subtlety of social position he can comprehend. To him the horrible thing is to be there at all. In the eyes of humanity it should be a horrible thing for him to be there at all. (*Ibid.* p. 128).[1]

I do not say that the influence exhibited in the above examples, is by any means of an obtrusive kind. My contention is simply that there the thing is, however much disguised by other facts, of equal, or greater, prominence to the general reader, and though we are not always able actually to establish parallels. This, however, we may do sometimes, as between the following three passages, with regard to which I might add just this, that in the two quotations from Wilde, the repetition in properly restrained to the words in emphasis, whereas in the one from Arnold it embraces also,—and less correctly,—the perfectly unstressed phrase, *a passion.*

> The truth is that 'the yearning passion for the Beautiful,' which was with Keats, as he himself truly says, the master-passion, is not a passion of the sensuous or sentimental man, is not a passion of the sensuous or sentimental poet. It is an intellectual and spiritual passion. (*Ess. Crit.* II, p. 115).

> One might point out how the Renaissance was great, because it . . suffered the individual to develop freely, beautifully, and naturally, and so had great and individual artists, and great and individual men. (*Soul of Man*, p. 76).

> [The first volume of Poems that in the very springtide of his manhood a young man sends forth to the world] should not be burdened by the weight of a terrible and revolting tragedy; a terrible revolting scandal. (*De Prof.* p. 27).

Before concluding, I should like to mention a few other points of minor significance, a consideration of which may yet not inappropriately come within the bounds of the

[1] This quotation is from a Letter to the Editor of the *Daily Chronicle*, of May 28, 1897, reprinted in the *De Profundis* volume with the title, "The Case of Warder Martin: Some Cruelties of Prison Life."

present study, inasmuch as they tend to substantiate, in their way, the case I have endeavoured to make out above. I would not dwell upon mere trifles, such as a casual similarity in the use of what has been termed the "intensive" adverbs, of such a word, for example, as *absolutely*, quite a prominent one in Wilde's vocabulary, and one that goes equally well with the emphatical, assertive manner of Arnold. If *Gilbert's* humorous remark, in "The Critic as Artist," that listening to the conversation of someone older than oneself is "always a dangerous thing to do," and one that, if allowed to degenerate into a habit, will prove "absolutely fatal to any intellectual development," recalls somehow another statement not at all humorous once made by Arnold, to the effect that "Goethe's profound, imperturbable naturalism is absolutely fatal to all routine thinking," it really does not matter whether we put the thing down to some vague reminiscence, or whether we look upon it as a mere coincidence. Take, however, some such passage as,—" . . through the method, secret, and sweet reasonableness of Jesus, and only through these, we get at righteousness." (*Lit. and Dogma*, p. 265), or,—"This, and this alone, is the scope of the following essay." (*Cult. and An.* p. VIII), or any of these ones,—"It is through Art, and through Art only, that we can realise our perfection; through Art, and through Art only, that we can shield ourselves from the sordid perils of actual existence." (*Int.* p. 168),—"The aesthetic critic, and the aesthetic critic alone, can appreciate all forms and modes." (*Ibid.* p. 206).—The mode of emphasis exemplified in these quotations may probably be said to belong to literary English generally, but in individual writers, if used beyond a certain extent, may of course become inherent in their style as a mannerism, and strike one as something quite peculiar,—as in the case of both Wilde and Arnold. It hardly seems fanciful to conjecture that the example of the latter was instrumental in developing a similar predilection in Wilde. I subjoin a few other instances from the works of both.

. . this is the true basis of the interest in a poetical work, and this alone. (Arnold, *Poems*, Lo. 1853, p. XII).

To this extent, and to this only, we are brought at moments into collision with miracles . . (*Lit. and Dogma*, p. 249).

What then is civilisation, . . which is really so complex and vast a matter that a great spiritual power, like literature, is a part of it, and a part only? (*Mix. Ess.* p. VI).

Through constant change, and through constant change alone, he will find his true unity. (*Int.* p. 191).

. . the secrets of life and death belong to those, and those only, whom the sequence of time affects . . (*Ibid.* p. 136).

He gains his inspiration from form, and from form purely, as an artist should. (*Ibid.* p. 201).

Art, and art only, can make archæology beautiful. (*Ibid.* p. 239).

. . a really artistic production should bear the impress of one master, and one master only . . (*Ibid.* p. 260).

Finally let me add a few notes on yet another point of diction where there is again some analogy noticeable between the two men,—the placing, for a purpose of emphasis or euphony, of the adverb *also* (in preference to the synonymous *too*, which occurs much more rarely) at the end of a sentence, where another order would have been equally possible, or even, in ordinary written language, the usual one; as in,—" . . when Art is more varied, Nature will, no doubt, be more varied also." (*Int.* p. 41).—" It was in reality a scene not merely perfect in its picturesqueness, but absolutely dramatic also . ." (*Ibid.* p. 239).—" . . one who is not comely to look on, because Beauty is a joy; one who is not in fair raiment, because that may be a joy also." (*Soul of Man*, p. 87).—" . . I see in Christ not merely the essentials of the supreme romantic type, but all the accidents, the wilfulnesses even, of the romantic temperament also."

(*De Prof.* p. 85). I have suggested elsewhere [1] that this practice, which was almost as stringently observed by another writer from whom Wilde derived a great deal, Pater, may have been due in some degree to the influence of the latter. It is, however, just as likely that in this case we ought rather to look to Arnold for a possible precedent, the order preferred by Wilde being also the one generally adopted by that writer: —

> These feelings are permanent and the same; that which interests them is permanent and the same also. (*Poems*, 1853, p. XI).

> . . he keeps watch over himself both that the great springs of action may be right in him, and that the minute details of action may be right also. (*Ess. Crit.* p. 289).

> Gray's poetry was not only stinted in quantity by reason of the age in which he lived, it suffered somewhat in quality also. (*Ess. Crit.* II, p. 94).

> . . the genius of the English nation is greater than the genius of any individual, greater even than Shakespeare's genius, for it includes the genius ot Newton also. (*Mix. Ess.* p. 46).

> . . righteousness, the central object of Israel's concern, was the central object of Christ's concern also. (*Lit. and Dogma.* pp. 84—85).

> This is the case with the metaphysics of our bishops, and it will be the same with M. Burnouf's new metaphysics also. (*Ibid.* p. 122).

It will have been noticed that in the foregoing pages the idea of a mere resemblance has been sometimes insisted upon as much as that of an influence or connection of any similar kind. And, indeed, I think it is a futile task, and an ungracious one besides, unless there are perfectly obvious grounds for so doing, to cavil and criticize, on the plea of imitation whether deliberate or not, any creation of an artist's,

[1] In the article mentioned on p. 214

with regard to either its subject-matter, design, or execution; whereas the pointing out of analogies between two writers does not necessarily imply a disparagement of the originality of either, and may sometimes be a means of throwing some further light on an important phase of the literary evolution of a country. That is why, in some cases, I have purposely refrained from urging this point of influence, confining myself to a bare suggestion.

No attempt has been made above at determining the literary relationship of Arnold and Wilde from a chronological or genetic point of view. Speaking roundly, however, I suppose it would not be very wide of the truth to say that the influence of Arnold is virtually none in Wilde's earliest prose-writings, that in all his critical work dating from his best period, that is to say, from the years 1889—1891, especially in the chief parts of *Intentions*, it forms an essential element of inspiration, and that after the catastrophe of his imprisonment, and in the only important record left us of his intellectual experiences during that time, *De Profundis*, it abated again,—in about the same measure, presumably, as other literary influences, excepting that of the Bible, would seem to have been, as it were, pushed aside and forgotten in those dark years of his life.[1] No shade of doubt but that that influence for quite a long time meant to him a great incentive to intellectual and literary activity. To prove this, was indeed the acknowledged object of this essay. And yet the latter would somehow have missed its mark if failing to transmit at the same time an impression how this influence of Arnold was persistently counterbalanced by deep racial, emotional, and I know not what hundreds of other divergencies, making together a chasm to be spanned by no mere

[1] Though it is interesting to note the fact, as stated by one who is, perhaps, better entitled to pronounce an opinion on these matters than any other person, that Wilde "after his imprisonment retained his admiration for Arnold, at least as a prose writer," whereas he thought Arnold's poetry "too literary and too studied." (Mr. Robert Ross in letter to myself).

sympathy of intellect or reasoned admiration. And perhaps, after all, this is the note on which I would like it to end.

It is of course true in a sense that Wilde, as Pater once asserted, in a review of *The Picture of Dorian Gray*, "carries on, more perhaps than any other writer, the brilliant critical work of Matthew Arnold." It is true in this sense, that no man of letters of his own generation was equipped for competing with him in his capacity as by far the most fascinating and highly-gifted aesthetic critic in England since the death of Arnold,—quite irrrespective of whether, on the whole, his criticism was carried on upon the same lines with Arnold's, and was essentially and primarily a continuation of that. And this, as far as I can see, it was not. *How* wide was the distance that separated the "decadent" and impressionist criticism of Wilde, in its first principles and really vital issues, and Arnold's standpoint, both as expressed in general formulae and as, in each actual instance, it underlay and guided his estimate and judgments of things literary, may be adequately measured by bringing out against each other their respective attitudes towards that old crucial problem,—the relations of form and matter in a work of art. What can be more profoundly antagonistic, in fact, what more suggestive of still deeper divergencies of mind and temperament, of tendencies and aims, than Arnold expounding his doctrine,—as deduced from the study of Greek poetry,—about "the all-importance of the choice of a subject; the necessity of accurate construction, and the subordinate character of expression." (*Poems*, 1853, Preface), and Wilde asserting flatly that "the real artist is he who proceeds, not from feeling to form, but from form to thought and passion," and that "all bad poetry springs from genuine feeling," or laying it down that "form is everything," that "the very condition of any art is style?" [1]. This is by

---

[1] As chance would have it, about the very same time that Wilde was publishing his articles on "The True Function and Value of Criticism" ["The Critic as Artist"], where the above-quoted passages occur, the most brilliant of contemporary French writers, M. Anatole France, in a *causerie* in the

way of an instance merely, and to indicate one aspect of the thing; and this is not the place to go into the subject at any length. I will, then, conclude by a brief reference to what seems to me the real core of the matter, and say just this. Arnold, even in ripened manhood, produced things of quite an inferior and commonplace character, just as his best essays include pages astonishingly void of refinement and spirit. Wilde, in Letters no less than in Life, bade fair to make true his boasting that he never did anything that was not extraordinary. Whenever started on a theme or subject that was really congenial to him, he was up to himself throughout and thoroughly. His essays, no matter how crowded with echoes and borrowings, in their fastidious rejection of trivialities of phrase, and in their deliberate search for bold and startling combinations of thoughts, easily excel all attempts in a similar vein, in England or abroad, and possess "the dangerous and delightful distinction of being different from others." His life and his work, if judged by what are their truly significant elements, were equally dominated by his personality and temperament. He was himself one of those artists the quality of whose work depends upon the intensification of personality. Arnold, on the other hand, was a man of very great abilities and admirable literary talent, a what might be called really first-class "all-round man," who only just lacked a certain something, a touch of divine fieriness and freedom, to be quite a genius in one sense, at least, of that pregnant term. Well, that "something," a spark of that divine incandescence and fine exultancy in life's loveliness,

---

Paris paper, *Le Temps* (reprinted in 1892 in the fourth volume of *La Vie Littéraire; v.* p. 163), urged in terms no less forcible and absolute, the predominance in art, as its really creative element, of form over matter, of style over ideas. "Un esprit soucieux uniquement des lettres . . ," he says, "sait qu'aucun homme ne peut se flatter raisonnablement de penser quelque chose qu'un autre homme n'ait pas déjà pensé avant lui . . . Il sait . . qu'une idée ne vaut que par la forme et que donner une forme nouvelle à une vieille idée, c'est tout l'art, et la seule création possible à l'humanité."

I think Wilde possessed. As somebody has very well observed: "Genius has no greater enemy than cleverness." Wilde's cleverness, though extraordinary, and though most recklessly and wantonly exploited by himself, never quite managed to get the better of his genius. *Ernst Bendz.*

Zu Långfors' Ausgabe eines Gedichtes von Ozil de Cadars

(*Annales Academiae Scientiarum Fenniae*, ser. B, tom. VII. n:o 5).

Zu den V. 21—27

Dona jove non enqueyratz de ser,
Que·l sens li creys e la fes li melhura.
Ni la de jorns non preguetz de mati,
Mas viro·l ser quan lo solelhs non ri,
E de trent' ans a mieg dia fallen,
E donzella ses marit en jazen,
Qu' ab la calor s'acorda la freydura

bemerkt Långfors: ‚J'ai d'abord supposé que *en jazen* signifie ici »au soleil couchant» (*R* seul a *eisamen*). Toutefois ce sens de *jazer* n'est pas attesté par les dictionnaires, et le vers est en contradiction avec le vers 21, où il est dit qu'il ne faut pas choisir le soir pour prier d'amour une jeune personne. Mais je ne saurais donner de meilleure explication. Ou faudrait-il traduire textuellement »en couchant»?'

Zunächst denke ich, V. 26 stehe deshalb mit V. 21 nicht im Widerspruch, da *donzela ses marit* ein ‚Mädchen', ‚Jungfrau', *dona jove* eine verheiratete Frau bedeutet. Ich würde daher bei *en jazen*: *lo dia* ergänzen, ‚wenn er zur Neige geht', wodurch V. 27 einen guten Sinn ergibt: ‚denn mit der [Jugend]-Wärme [des Mädchens] verbindet sich gut die Kühle [des Abends]'. Eher erscheint mir das *fallen* in V. 25 auffällig: *R* hat *paren* und nur diesem entspricht L.'s Übersetzung ‚à midi sonnant'. Ob nicht *sallen* (zu *salhir*) zu lesen wäre? Dies ist jedoch nur ein Vorschlag, der dem Herausgeber mein Interesse an seiner Publikation beweisen soll.

Leo Spitzer.

Besprechungen.

Otto Jespersen, Lehrbuch der Phonetik. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1913. Bd. I. VI + 259 S. 8⁰. 2 Tafeln. Preis: geheftet Rmk. 5: 20, in Leinwand geb. Rmk. 5: 80.

Die zweite Auflage von Jespersens Lehrbuch ist im wesentlichen der ersten gleich geblieben. und die Änderungen sind hauptsächlich redaktioneller Natur. Durchgreifende Umarbeitungen haben z. B. die Lehre von den Verschlusslauten und das Kapitel über den Akzent erfahren. Andrerseits ist die Übersetzung von Dr. Buergel-Goodwin gründlich revidiert worden. Das Buch zeichnet sich durch die klare, lebhafte, mit pikanten Zügen gespickte Darstellung aus, die Jespersen eigen ist, und ist für Anfänger und Philologen sehr zu empfehlen. — Dagegen ist es zu beklagen, dass der Verfasser seinen gegen die experimentelle Disziplin wesentlich ablehnenden Standpunkt nicht verändert hat. Insbesondere wird dem akustischen Zweige weder Platz noch Anerkennung eingeräumt. Die Untersuchungen über die Vokale haben immerhin bei den Abweichungen im Einzelnen zu so vielen übereinstimmenden Resultaten geführt, dass man diese Lehre nicht mehr totschweigen darf. Hoffentlich zeigt die dritte Auflage eine Veränderung in dem Verhalten des Verfassers.

Manche Einzelbemerkung, die ich mir bei der Lektüre des Buches notiert hatte, ist inzwischen durch die eingehende Besprechung von Chlumský (Revue de phonétique, 1913, p. 193 sqq.) überflüssig geworden. Ich beschränke mich daher auf einige Punkte. — Die Lehre vom Kehlkopfmechanismus ist ganz und gar veraltet und muss unbedingt nach den neuesten Arbeiten, u. a. von Musehold, umgearbeitet werden. — Für die folgenden Bemerkungen schliesse ich mich dem Nummerierungssystem des Verfassers an. — 2, 11, p. 10. Dass zwischen *b* und *m* kein Spannungsunterschied vorhanden sei, kann ich nicht zugeben; vielmehr ist der Nasal prinzipiell weniger gespannt als die Media. — 2, 9, p. 25 zur Rolle des Unterkiefers. Dass dem Kieferwinkel eine sekundäre Bedeutung zukommt, ist auch meine Ansicht; ich möchte aber nicht so weit gehen wie der Verfasser, besonders in einem elementaren Lehrbuch. Tatsächlich hat die allgemeine Klangfarbe der Sprache von Personen, die mit geringem, fast unveränderlichem Kieferwinkel sprechen, etwas Eigentümliches; und das Vokalsystem

klingt bei festem Kieferwinkel anders als bei veränderlichem. Man kann allerdings alle Vokale mit demselben Zahnabstand hervorbringen; man kann aber auch, obwohl schwieriger, bei unveränderter Mundöffnung ein abgestuftes Vokalsystem artikulieren wegen der Kompensationen im Ansatzrohre: und trotzdem sind die Lippenstellungen von wesentlicher Bedeutung. — Es verdiente also schärfer hervorgehoben zu werden, dass die Aussprache bei unbeweglichem Kiefer ebenfalls Substitutionsprodukte zu Stande bringt. — 3, 31, p. 32. Zur Bildung von *t, d, n* verdienten Rousselots Angaben (*Prononc. franç.*) über die landschaftlichen Verschiedenheiten der Artikulation Erwähnung; in Anbetracht dieser Tatsache ist es zweifelhaft, ob man von einer normalen Bildungsweise ohne nähere Angabe sprechen darf. — 4, 21—22, p. 45—47. Ich kann mich ebenso wenig wie Chlumský der Erklärung von *s* und *š* anschliessen. — 4, 5, p. 50. Bei einer Darstellung der allgemeinen Züge der Vokalartikulation verdiente der Umstand hervorgehoben zu werden, dass das Massgebende schliesslich die Stellung der Mittel- bezw. Hinterzunge zu sein scheint. Manches von den Resultaten E. A. Meyers (abgesehen von den von Chlumský, Revue de phon. 1913, p. 172 ausgesprochenen Bedenken) liesse sich schon dadurch erklären, dass die Stellung der Zungenspitze und Vorderzunge in weiten Grenzen frei gegeben ist. Ein *a* lässt sich bekanntlich mit gehobener, die Alveolen berührender Zungenspitze bilden. Hier sind auch Kompensationen vorhanden. — 6, 22. p. 78 sqq. über den Stoss. Die Auffassung des Stosses als Glottisschluss ist bestimmt unrichtig; vgl meine Ausführungen *Sur l'accent lette* in *Vox*, 1913, Heft 5, p. 231 sqq[1]. — 13, 6 und 7, p. 202 sqq. Der Verf. bespricht die an der Grenze zwischen Sonant (speziell Vokal) und Konsonant der Silbe herrschenden Verhältnisse. Je nach dem Ablauf der Intensität des Vokales unterscheidet Sievers bekanntlich zwischen stark und schwach geschnittenem Silbenakzent. Jespersen will dafür die Ausdrücke fester bezw. loser Anschluss zwischen Sonant und Konsonant einführen. An sich wäre die neue Rubrizierung gut annehmbar; ich glaube aber nicht, dass es damit getan ist. Erstens will ich hervorheben, dass die Definition des festen Anschlusses (der Vokal wird in dem Augenblick abgebrochen, «wo dieser am kräf-

---

[1] Den echten Kehlkopfverschlusslaut (ausser im festen Einsatz) kenne ich nur aus einem estnischen Dialekt der S. ö.-gruppe (Werro u. a.), wo er ein früheres *-t* oder *-k* vertritt (z. b. *mine*' "geh" aus * *minek)*, und ein wirklicher Stellungslaut ist.

tigsten gesprochen wird») vom Standpunkte der Beobachtungsphonetik aus unberechtigt ist, denn nur das Experiment kann entscheiden, ob der Vokal wirklich noch am kräftigsten war; vorsichtiger und in dieser Hinsicht unanfechtbar ist die Sieverssche Definition («der Vokal, der eben noch in voller Stärke ertönte»). Zweitens ist die von Sievers aus Kudelka hergenommene Bezeichnung (stark, bezw. schwach geschnitten) zwar nicht gut, aber sozusagen neutral und bringt nur die subjektive Auffassung oder Wahrnehmung zum Ausdruck, während die Bezeichnung Jespersens eine objektive Erklärung der Erscheinung bezweckt oder wenigstens suggeriert; und diese stimmt, glaube ich, mit den Tatsachen nicht überein. Der Vergleich romanisch-slavischer Syllabifikation mit der (nord-) deutschen und englischen und z. B. die fehlerhafte Wiedergabe von Worttypen wie *alle*, *hatte* usw. durch Franzosen zeigt allerdings, dass der Anschluss des Konsonanten in der stark geschnittenen deutsch-englischen Silbenbildung prinzipiell anders geschieht als in der romanisch-slavischen. Die Heranziehung der finnisch-ugrischen Verhältnisse zeigt aber, dass die Ausdrücke «starker Silbenschnitt» und «fester Anschluss» einander nicht decken. Finnische Wörter vom Typus *sata* «hundert», *alas* «nieder» u. s. w haben unzweideutig den stark geschnittenen Akzent, während die entsprechenden Worttypen im Mordwinischen (z. B. *sado* «hundert») schwach geschnitten sind (vgl. *Paasonen*, Mordwin. Lautlehre). Andrerseits besteht aber ein deutlicher Unterschied zwischen einem finnischen *sata* und einem deutschen *hatte*, indem das stark geschnittene finnische Wort einen Bruch zwischen dem Vokal und dem Verschlusslaut aufweist, der dem deutschen, ebenfalls stark geschnittenen Wort fehlt: der Anschluss des Konsonanten kommt uns eben im Finnischen loser vor als im Deutschen und ist im Finnischen wesentlich derselbe wie im Mordwinischen. Die deutschen Formen bieten auch den Finnen ebenso grosse Schwierigkeiten wie den Romanen (vgl. Neuph. Mitt. 1913, S. 202). Jene, sowie die Schweden verfallen übrigens dabei leicht in den Fehler, wirkliche Geminaten auszusprechen, was eine vierte Möglichkeit ist, die wiederum eine neue Art der Silbenbildung bedingt. — Den Unterschied zwischen finnischem *sata* und deutschem *hatte* würde Sievers wohl als einen Unterschied zwischen Druck- und Schallsilben bezeichnen: ob mit Recht, bleibe dahingestellt, solange experimentelle Forschungen über das schwierige Problem keine Aufklärung gegeben haben; dass ein Unterschied aber gemacht werden muss, zeigt

die unmittelbare Beobachtung [1]. Vielleicht lässt sich die Auffassung Jespersens (Art des Konsonantenanschlusses) zur Unterscheidung zwischen verschiedenen Formen des starken Silbenschnittes verwerten. — Der Skeptizismus des Verfassers betreffend den Ansatz der Silbengrenzen im allgemeinen kommt mir auch übertrieben vor, besonders von seinem Standpunkte aus. Es scheint, als ob er das Empfinden einer Silbenscheide nur bei «losem Anschluss» als natürlich und möglich betrachte. Die Erfahrungen an Sprachen, die, wie das Finnische, echte Geminaten kennen, geben keine richtige Stütze für diese Auffassung; denn der Eindruck der Silbenscheide ist auch bei der Geminata (mit festem Anschluss) ganz deutlich. In einem südösterbottnischen, finnischen Dialekt kann man z. B. die Silbenbildung in *ketut küppä* «die Füchse springen» (schriftspr. *ketut hyppää*) einerseits und *sanotthāu* «dicitur» (schriftspr. *sanotaan*) andrerseits überhaupt nicht verwechseln, sondern die Silbenscheide wird im letzteren Falle in die Geminata verlegt, im ersteren nach dem Verschlusslaut. [2] — Anlässlich frz. Wörter wie *cage*, die J. als Beispiel dafür zitiert, dass loser Anschuss nicht immer Silbenscheidung bedeutet, will ich jedenfalls bemerken, dass solche Wörter vom streng phonetischen Standpunkte aus noch tatsächlich zweisilbig sind. Vergleicht man die Aussprache von deutsch *Busch*, *Ross*, *Mehl* mit frz. *bouche*, *rosse*, *mêle* usw., so nimmt man einen Unterschied wahr, indem der Schlusskonsonant im Deutschen decrescendo ausgesprochen wird, während der frz. Konsonant ein unverkennbares Crescendo aufweist (also silbenanlautend ist, sprachgeschichtlich ist es ein Überrest der früheren Zweisilbigkeit).

J. Poirot.

W. Schnupp, Klassische Prosa. Die Kunst- und Lebensanschauung der deutschen Klassiker in ihrer Entwickelung. Erste Abteilung: Lessing. Herder. Schiller. (Aus deutschen Lesebüchern VII Band). 1913. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 559 S. Preis: RM. 6: —.

---

[1] Vgl. die im allgemeinen wenig beachtete Bemerkung von Sievers über einen ähnlichen Unterschied zwischen (ostsee-)deutscher und estnischer Silbenbildung und Silbentrennung, Phon. [5] § 567, S. 215.

[2] Die Anmerkung S. 205, Note 2 über postulierte Silbenscheidungen in alten Sprachperioden kann kaum ernst gemeint sein. Ein Sprachforscher von Jespersens Bedeutung weiss natürlich, dass man nur eine Hypothese aufstellt, wenn man sagt, dass gewisse sprachliche Erscheinungen sich nur unter der Annahme einer bestimmten Silbenscheidung am einfachsten erklären lassen.

Das Werk bildet ein solides Handbuch für den deutschen Schulunterricht in den obersten Klassen, ist also für den Lehrer bestimmt, nicht für den Schüler. Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, ist ebenso bedeutsam wie schwierig. Er will aus den Prosaschriften der Klassiker das was noch heute lebt und auch inhaltlich Wert und Gültigkeit hat, herausheben und in seiner Bedeutung an sich wie auch im Zusammenhang mit dem übrigen Schaffen jener Dichter erklären und nahe bringen. Er wählt zu diesem Zweck ein Verfahren, das äusserst lehrreich und klar ist. Schritt für Schritt verfolgt er die wichtigsten Prosawerke in ihrer Entstehungsgeschichte und ihrem Hauptgedankengang, übergeht Veraltetes, streift flüchtig Nebensächliches und giebt über das Wesentliche einen erschöpfenden Kommentar. In dieser Weise behandelt er von Lessing den Laokoon, die Fabeln, die Litteraturbriefe, von Herder die kritischen Wälder, von Schiller Über das Erhabene, Über das Pathetische, Über Anmut und Würde, Über naive und sentimentalische Dichtung. Diesen Einzelerläuterungen fügt er ergänzende Abschnitte und zusammenhängende Darstellungen über die geistige Entwickelung der Dichter an.

Im Ganzen wie im Einzelnen verdient das Werk uneingeschränktes Lob. Der Verf. verfügt nicht nur über eine ausserordentliche Belesenheit und über ein sicheres ästetisches und litterarisches Urteil, sondern auch über eine, besonders auf diesem Gebiet litterarisch-pädagogischer Schriftstellerei, nicht oft anzutreffende nüchterne Sachlichkeit. Es berührt ausserordentlich wohltuend, über die deutschen Klassiker einmal in einem Stil reden zu hören, der weder mit geistreichen und patriotisch begeisterten Phrasen, noch mit Eleganz oder Tiefsinn oder Grazie zu kokettieren sucht. Es wird an jeder Stelle nur das Notwendigste mit dem kürzesten Satz und den wenigsten Worten gesagt. Wo es die Sache erfordert, scheut der Verf. selbst den trockenen Ton des Repetitoriums nicht.

Einen unmittelbaren praktischen Zweck für den deutschen Schulunterricht bei uns dürfte das Buch höchstens in den Fortbildungsschulen haben, wo es dem Lehrer im Litteraturunterricht wesentliche Dienste leisten wird, um den Unterricht fruchtbringend zu gestalten. An Stoff giebt es hier für viele Jahreskurse mehr als genug. Aber auch sonst möchte ich das vorzügliche Buch den Lehrern des Deutschen aufs dringendste empfehlen. Denn es bietet eine Menge des Interessanten und Anregenden nicht nur innerhalb des ihm gezogenen engeren Rahmens, sondern auch für die Beurteilung des

Gesamtschaffens der behandelten Dichter und ihrer Zeit. Vor allem möchte ich das Buch aber als einen nützlichen Wegweiser bei den Seminarübungen an der Universität begrüssen, und zwar nicht nur in den deutschsprachlichen, sondern auch den litteraturhistorischen und selbst den ästetischen und kunsthistorischen Übungen.

J. Ö.

Collection Teubner, publ. par F. Doerr etc. N:o 9: *J. Denis,* Alfred de Vigny. N:o 10: *G. Hardy,* La Révolution française I. Leipzig et Berlin. B. G. Teubner. 1913.

La Révolution française est avant tout un manuel d'histoire, nous dit la préface, mettant le lecteur en contact direct avec les faits, puisqu'il est formé de témoignages contemporains, de procès-verbaux, d'articles de journaux de l'époque révolutionnaire, de chansons et de pamphlets du temps, etc., et pour relier et éclaircir ces textes M. Georges Hardy y a joint une courte introduction, un excellent résumé de l'histoire de la Révolution française (5 mai 1789 — 20 septembre 1792). Des notes, un index des noms propres et des illustrations d'après des gravures de l'époque contribuent à rendre la lecture de ce petit volume attrayante et instructive.

L'éditeur a eu la bonne idée de faire paraître en même temps que le petit manuel deux nouvelles de Vigny, (*Une histoire de la Terreur* et *Laurette*), qui forment, pour ainsi dire, un complément au volume en question. Les textes sont édités et commentés en vue d'offrir aux élèves des classes supérieures des lycées de garçons et de jeunes filles une lecture utile et facile.

Quelques coupures ont été faites dans la première des nouvelles; il s'agit des passages dialogués, peu nombreux du reste, où le Docteur Noir sortait de son rôle de narrateur pour répondre aux interruptions de son ami Stello. Mais ces suppressions ne nuisent en rien au texte. Les notes sont rédigées avec soin Ce volume contient en outre des portraits (les frères Chénier et Robespierre), la reproduction d'une estampe représentant la guillotine et un plan de la ville de Paris (1790—94.)

A. v. K.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des neuphilologischen Vereins vom 25. Oktober 1913, in welcher Sitzung der Präsident Prof. Suolahti, der Vize-Präsident Prof. U. Lindelöf und 15 Mitglieder des Vereins anwesend waren. Das Protokoll wurde von Dr. Poirot geführt.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende teilt mit, dass der wiedergewählte Sekretär Dr. *I. Hortling* sich nicht im Stande sieht, den Auftrag anzunehmen. Indem der Vorsitzende im Namen des Vereins bedauert, dass Dr. Hortling von seinem Posten zurücktritt, drückt er ihm für das bewiesene Interesse und die geleistete Arbeit den Dank des Vereins aus. — Als neuen Sekretär schlägt er Mag. *Granit* vor, der sich bereit erklärt hat, eine eventuelle Wahl anzunehmen. Mag. Granit wird durch Akklamation zum Sekretär gewählt.

§ 3.

Dr. *Poirot* berichtete kurz über die bisherigen Resultate einer experimentellen Untersuchung über den lettischen und dänischen Stosston. Es hat sich herausgestellt, dass die Definition des Stosstones als von einem Glottisschluss bedingt experimentell widerlegt wird. Vielmehr scheinen eigentümliche Veränderungen der Tonhöhe und Intensität der Stimmschwingungen das Wesentliche dabei zu sein.

§ 4.

Dr. *Hagfors* referierte einen in den Neueren Sprachen erschienenen Aufsatz von Clasen: Über das Können im neusprachlichen Unterricht. Unter «Können» versteht der Verfasser die Sprechfertigkeit und Sprechfähigkeit sowohl der Schüler als der Lehrer, die er uneingeschränkt als Ziel des neusprachlichen Unterrichtes aufstellt, ohne Unterschied zwischen englischem und französischem.

Nach ihm steht es in dieser Hinsicht in den deutschen Schulen nicht gut. Die Fähigkeit, die fremde Sprache gut und sinngemäss zu lesen, ist unbefriedigend. Mit dem Schreiben ist es besser bestellt, obwohl die Forderung eines freien Aufsatzes im Abiturientenexamen als unbillig fallen zu lassen und durch einfachere Übungen zu ersetzen ist. Um das Können und Sprechen steht es aber sehr schlecht. Die Resultate in den Vollschulen entsprechen nicht dem Aufwand an Zeit.

Dieses mangelhafte Können liegt an der ungenügenden Fähigkeit der Lehrer, und diese wiederum an einer ungenügenden Vorbildung. In der Schule ist ihm die Sprechfertigkeit nicht beigebracht worden; auf der Universität wird zu viel Altphilologie getrieben, während das Ziel der Studien das Erlernen der heutigen Sprache und Litteratur sein sollte; die Reisen ins Ausland sind auch oft nicht praktisch angeordnet und führen nicht zum beabsichtigten Resultate.

Der Verf. entwickelt seine positiven Vorschläge, die eine gründliche Reform erheischen würden: in den niederen Klassen zuerst viel Lesen, dann die Grammatik an der Hand zweckmässiger Lesestücke und unbedingt in der fremden Sprache vorgetragen; Übersetzungen, Wiederholungsaufgaben.

Bei der Beurteilung dieser Arbeit Clasens muss man zuerst beachten, dass es sich um deutsche Verhältnisse handelt. Das Urteil Clasens über die deutschen Schulen kann ein Trost für unsere neusprachlichen Lehrer sein. Das von ihm aufgestellte Ziel ist aber hier, sogar für das Deutsche und an Realschulen, unerreichbar. Aber auch an und für sich ist es wohl zu hoch, und die Erfahrung der Erwachsenen zeigt, dass die Schwierigkeiten nicht genügend berücksichtigt sind. Ein Unterricht, der in erster Linie das Verständnis der fremden Sprache und erst in zweiter Linie die Sprechfertigkeit erstrebt, lässt sich gut verteidigen und ist von Nutzen; sogar dieses Ziel wird von der Mehrzahl der Schüler nicht erreicht. Bei allen guten Einzelbemerkungen ist also die Auffassung Clasens einseitig und übertrieben. — Was die Universitätsstudien betrifft, so haben die Auskultationsproben hier gezeigt, dass die Sprechfertigkeit und die Kenntnis der Schulgrammatik mitunter mangelhaft sind, was vielleicht gewisse Reformen in dem Unterricht erfordern würde, z. B. in der Tätigkeit der Lektoren.

Prof. *Suolahti* war auch der Ansicht, dass Clasens Kritik beachtenswerte Punkte enthält, die nicht genug betont werden können, daneben aber unmögliche Anforderungen stellt; es ist auch zweifelhaft, ob die vorgeschlagenen Mittel das Ziel erreichen

lassen. Übrigens ist die Ausbildung der Lehrer ein Kapitel für sich. Es ist aber unbillig von dem Unterricht an der Universität zu erfordern, dass er die Sprechfertigkeit beibringt; sogar von den Lektoren kann man es nicht erwarten, schon deshalb, weil sie zu viele Schüler haben. Das Ziel der Universitätsstudien ist, die wissenschaftliche Auffassung der sprachlichen Erscheinungen, also auch der lebenden Sprache zu fördern. Die praktische Fertigkeit muss sich der Student durch andere Mittel verschaffen.

In fidem:

J. Poirot.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins über das akademische Jahr 1912—1913 (das sechsundzwanzigste Tätigkeitsjahr).

Während dieses Tätigkeitsjahres wurden 8 Sitzungen abgehalten, die durchschnittlich von 19 Mitgliedern besucht waren. Die Programme der Verhandlungen enthielten pädagogische und wissenschaftliche Vorträge, Mitteilungen und Besprechungen wissenschaftlicher und pädagogischer Arbeiten sowie Diskussionen.

Das Jahresfest wurde am 15. März gefeiert.

Die Neuphilologischen Mitteilungen erschienen im J. 1912 in 3 Lieferungen mit 8 Nummern und 236 Seiten Text. Auch für dieses Jahr hat das Consistorium Academicum als Beitrag zur Bestreitung der Druckkosten der Neuph. Mitt. 500 finn. M. angewiesen. Die Zahl der Abonnenten war 115, die der Mitglieder 133, ausser zwei Ehrenmitgliedern.

Der Vorstand bestand aus folgenden Personen: Prof. *A. Wallensköld* (erster Vorsitzender und zugleich Hauptredakteur der Neuph. Mitt.), Prof. *Hugo Suolahti* (zweiter Vorsitzender), Dr. *I. Hortling* (Schriftführer und Kassenverwalter).

Helsingfors den 27 September 1913.

Ivar Hortling.

Eingesandte Litteratur.

Federico Hanssen, Gramática histórica de la lengua castellana. Halle a. S. Max Niemeyer. 1913. XIV + 367 S. Preis RM. 9: —

C. Juret, Glossaire du patois de Pierrecourt (Haute-Saône) (= Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 51). Halle a. S. Max Niemeyer. 1913. VIII + 172 S. Abonnementspreis RM. 5: —; Einzelpreis RM. 6: —.

Gustav Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. II. Teil: Syntax. 1. Abteilung: Hauptwort. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 1914. X + 217 S. Preis geh. RM. 4: 40, gebd. RM. 5: 60.

Werner Kurz, F. M. Klingers »Sturm und Drang» (= Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, Band XI). Halle a. S. Max Niemeyer 1913. X + 163 S. Preis RM. 3: 60.

Hermann Paetz, Über das gegenseitige Verhältnis der venetianischen, der franko-italienischen und der französischen gereimten Fassungen des Bueve de Hantone (= Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 50). Halle a. S. Max Niemeyer. 1913. Abonnementspreis RM. 4: —; Einzelpreis RM. 5: —.

Friedrich Röbbeling, Kleists Kätchen von Heilbronn. Mit Anhang: Abdruck der Phöbusfassung (= Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, Band XII). Halle a. S. Max Niemeyer. 1913. XVI + 168 S. Preis RM. 3: —.

Hugo Schuchardt, An Theodor Gartner zum 70. Geburtstag (4. November 1913). Deutsche Schmerzen. 20 S. 4⁰.

H. Oskar Sommer, Die Abenteuer Gawains, Ywains und Le Morholts mit den drei Jungfrauen aus der Trilogie (Demanda) des Pseudo Robert de Borron. Die Fortsetzung des Huth-Merlin. Nach der allein bekannten Hs. Nr. 112 der Pariser Nationalbibliothek (= Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 47). Halle a. S. Max Niemeyer. 1913. LXXXIX + 140 S. Abonnementspreis RM. 6: 50; Einzelpreis RM. 8: —.

Hugo Theodor. Die komischen Elemente der altfranzösischen Chansons de geste (= Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 48). Halle a. S. Max Niemeyer. 1913. XI + 156 S. Abonnementspreis RM. 4: 60; Einzelpreis RM. 5: 60.

Schriftenaustausch.

The Journal of English and Germanic Philology, Vol. XII, No. 3 (July 1913): Myrtle Margaret Mann, Die Frauen und die Frauenverehrung in der Höfischen Epik nach Gottfried von Strassburg; George M. Baker, Hofmannsthal and Greek Tragedy; Albert Morey Sturtevant, *Kjæmpehøien* and its Relation to Ibsen's Romantic Works; Edwin W. Fay, The Guttural Series in English *Chews*: Chooses; Frederick Morgan Padelford, Spenser's Arraignment of the Anabaptists; Louis Sigmund Friedland, Spenser's Earliest Translations; Reviews and Notes.

Les Langues Modernes. Onzième année, n⁰ 10 (novembre 1913): A. Godart, J. Firmery; A. Vulliod, Une nouvelle édition des œuvres de P. Rosegger; J. Bazennerie, Le programme minimum et l'épreuve écrite au Baccalauréat; G. d'Hangest, Notes anglaises; Ch. Krumholtz, Notes allemandes; H. Collet, Notes espagnoles; Livres et Revues; etc.

Modern Language Notes, Vol. XXVIII, No. 7 (November 1913): Samuel C. Chew, Jr., Byron and Croly; F. M. Warren, The Story of Troy in Orderic Vital; George Pullen Jackson, Further Traces of Gleim's *Grenadierlieder*; Helen Sard Hughes, Night in the Poetry of Henry Vaughan; C. H. Ibershoff, Vitzliputzli; Walter Graham, Some Notes on Spenser and Bacon; Allen Wilson Porterfield, *Ivanhoe* translated by Immermann; Carrie A. Harper, *The Miller and His Sons;* P. R. Kolbe, Variation in the Old High German Post-Otfridian Poems. I. Christus und die Samariterin; Reviews; etc.

Moderna Språk, VII. Jahrg., Nr 8—9 (November 1913): Virgile Pinot: Notes sur l'argot de Chantecler (suite); Litteratur; usw.

Museum, 21:ste Jaarg., No 2 (Nov. 1913).

Namn och Bygd, Jahrg. 1, Heft 2.

Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana, anno XXI, num. 9—10 (Settembre—Ottobre 1913).

Språk och Stil, XIII. Jahrg. (1913), Heft 3—5.

Unterricht und Sprechmaschine. 5. Jahrg. Nr. 5 (Oktober 1913).

Virittäjä, Jahrg. 1913, Nr. 7.

Mitteilungen.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: In der naturwissenschaftlichen Zeitschrift »Aus der Natur» Jahrg. 18, S. 33—41 hat Professor *Edward Schröder* (Göttingen) in der Form eines Aufsatzes *H. Suolahtis* Buch »Die deutschen Vogelnamen» besprochen und referiert. — In dem ersten Teil eines »Rima siciliana, rima aretina e bolognese» betitelten Aufsatzes (im «Bullettino della Società Dantesca Italiana, diretta da E. G. Parodi», Jahrg. 1913, S. 113—142) hat Prof. *E. G. Parodi* (Florenz) *O. J. Tallgrens* Büchlein »Sur la rime italienne et les Siciliens du XIIIe siècle» (S. A. aus den »Mémoires de la Soc. Néo-philologique de Helsingfors», t. V) besprochen.